This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

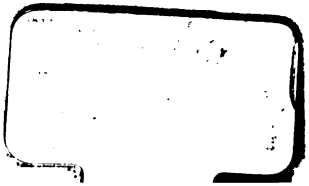
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Antiquariats-Buchhandlung

Vet. Gr. II A. 169



Brodorotti
1786.

Analekten

für

die Litteratur.

Von

Gotthold Ephraim Leßing.

Zweyter Theil.

Bern und Leipzig,
in der Hallerschen Buchhandlung, 1785.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
19 MAR 1965
OF OXFORD
LIBRARY

Vorrede.

Ich liefere hier den zweyten Band meiner Leßingschen Nachlese; und wie sich deutlich aus dem Inhalt des Ersten abnehmen lassen, werden dahin nur zerstreute noch nicht gesammelte Aufsätze gerechnet, die theils in Zeitschriften, theils in fliegenden Blättern unerkannt oder nachläßig umher lagen; und die, unter einen Gesichtspunkt gebracht, nothwendig ein neues Interesse im Publikum hervorbringen müssen. Diese Analekten dienen also ganz eigentlich zur Ergänzung der bisher erschienenen Sammlungen Leßingscher Schriften; und ob ich gleich aus Manuscripten nichts liefern kann, da dessen Bruder der Hr. Münzdirektor Leßing zu Breslau, die Ausgabe derselben nach und nach, theils schon geliefert, theils noch liefern wird; so bleibt mir doch immer ein ansehnliches Feld zur Nacherndte übrig; die um so ergiebiger und willkommener seyn muß, als sie jene von ihm vollendeten und gröstentheils anonymen Aufsätze enthält. Ich kann den Gedanken — alles dahin gehörige zu sammeln, — nur im Enthusiasmus denken —

aber leider nicht verfolgen! Genug, ich gebe Blößen, die ich gerne im Angesichte seiner Freunde gestehe, und die mich nicht höhnen können, weil es mein Wunsch ist, durch ihren Rath zu gewinnen.

Stimmen aus mehrern Gegenden Deutschlands, haben für die Nützlichkeit dieses Instituts entschieden; und es ist gar nicht einseitig, wenn ich geradezu behaupte: diese Analekten haben Gelegenheit gegeben, Leßings Verdienste um die Kritik und die Einwirkung derselben auf den Geschmack unter uns, allgemeiner sichtbar zu machen; und schon in dieser Rücksicht, ist es nicht mehr als Gerechtigkeit, die man den Manen des großen Mannes erweist, seine Reliquien auf den Altar zu sammeln, der ihm bleibendes Denkmal unter uns sey.

Es ist nicht meine Schuld, wenn das Opfer nicht die Vollkommenheit hat, deren es fähig wäre. Warum schweigen die, die hier reden sollten; warum muß der Laye reden? Ich habe mehrere angesehene Litteratoren aufgefordert, an meiner Statt, die Vervollkommnung dieser Sammlung zu übernehmen, und sie entschuldigten sich — aus Rücksichten, die ihrer Politik aber nicht ihrer Aufrichtigkeit Ehre machen.

Ein paar würdige Männer nehme ich hier aus, die, wo nicht durch wirkliche Unterstützung, doch durch Aufmunterung meinem Entschlusse förderlich waren.

Und so sehe ich mich früher an der Gränze, als ich sie mir stecken wollte. Ihr sehet hier, Ihr die vertrauten des Mannes, die Wellenlinie durch die ich mich wenden mußte, um nicht zu straucheln. Euch fordere ich auf, die Lücken, die mein unsicherer Tritt nicht auszufüllen vermochte, anzuzeigen; und die Punkte zu bestimmen, wo ich stille zu stehen Pflicht habe! Ich kenne selbst noch Quellen, wo ich schöpfen könnte; es ist aber zu mislich blos nach der Manier den Schriftsteller errathen zu wollen! Und das gilt zugleich zu meiner Entschuldigung, wenn ich in den Litteraturbriefen ꝛc. ꝛc. Aufsätze könnte übergangen haben; genug daß das wirklich gelieferte durchaus und ohne alle Einschränkung ächt ist, und Leßings Namen verbürget!

Jene größern Werke, als der Laokoon, *)

*) Eine neue aus den Papieren des Verf. berichtigte Ausgabe, ist versprochen.

die Abhandlung vom Tode der Alten, ꝛc. die antiquarischen Briefe ꝛc. ꝛc. konnten nicht in meinen Plan fallen, da sie einzeln genug bekannt, und bey den rechtmäßigen Verlegern wieder aufgelegt werden. Hingegen ist es ein andrer Fall mit der Hamburgischen Dramaturgie, die seit acht Jahren in den Buchhandlungen fehlt; und mit dem Tode des Verfassers, der es in eigenem Verlage hatte, vaterlos geworden. Es wird demnach solche als der dritte Theil der Analekten und auch einzeln, mit einigen andern hierauf sich beziehenden Aufsätzen, zur künftigen Ostermesse geliefert werden.

Ich habe nun alles gesagt, und füge nur noch einige allgemeine Erinnerungen über den Inhalt dieses zweyten Bandes bey: I. Die Briefe die neueste Litteratur betreffend, werden hier beendiget. II. Epistolische Nachlese; sie enthält theils Nachrichten von dem Leben Mylius, eines der ältesten Freunde Leßings; theils die Ankündigung des Mspts. von Berengarius; so weit es nämlich den allgemeinen Litterator befriedigen, und den Forscher auf die weitläufige Abhandlung begierig machen kann. III. Ueber Popens Genie und Schriften; sind zwar Auszüge einer

englischen Schrift, aber mit eingestreuten eigenen Raisonnements und litterarischen Berichtigungen. Auch wird gelegentlich die Duschische Uebersetzung des Pope beurtheilt; daß ich glaubte, dieser Aufsatz, ob er gleich nicht vollendet ist, gehöre vorzüglich hieher. IV. Geschichte der englischen Schaubühne; eigentlich ein kritisches Verzeichniß der merkwürdigsten englischen Theaterdichter. V. Ernst und Falk; fünf Gespräche für Freymäurer. Einige nennen es die Metaphysik der Freymäurerey. VI. Andreas Skultetus; ein litterarischer Fund. Aus zweyen Briefen an H. Zachariä. VII. Ueber die Erziehung des Menschengeschlechts. Vervollständigung eines ähnlichen Aufsatzes in den Wolfenbüttler Beyträgen. VIII. Fragmente über die Fragmente des Ungenannten; litterarische Notizen aus etlich und dreyßig Bogen polemischer Schilde, die der Verfasser an dem heißen Mittag ausgehangen; da Göze und Kompagnie ihm hart zusetzten, und die Zeche des Ungenannten von ihm, seinem Herausgeber forderten. — Solche Denkmale sind odiös, und beleidigen die gewöhnliche Denkungsart des Mannes, der sich dann um so viel bitterer und heftiger vertheidiget, als

er seine Unschuld fühlet, und die Waffen seiner Gegner hämisch findet.*) Es wäre ungerecht jetzt den ganzen Streit mit allen seinen Auswüchsen auffrischen zu wollen, der mit den nöthigen Beylagen leicht ein halb Dutzend Bände füllen würde; — aber gut ist es, daß eine Stimme für Leßing bleibe, die seine hingeworfenen Sätze und Behauptungen, gegen die Behauptungen seiner Gegner — einigermaßen rechtfertige; denn er war noch nicht am Ziele wo er seyn wollte. **) Es ist auch nützlich: die allgemeinern und litte-

*) "Seine Streitschriften, sagt einer unsrer neuern Schriftsteller, hatten wohl mehr Bitterkeit als er selbst. Dies ist noch keine Rechtfertigung, aber es zeigt doch seinen wahren Karakter."

**) Sollte Leßing der christlichen Religion, durch die Bekanntmachung dieser Fragmente, einen tödlichen Streich haben versetzen wollen — er, der seinen Gegnern so feyerlich entgegen rufen durfte: „Vorsatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen, Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr schaudern würde, als diesen, wenn ich ihn objektive als möglich denken könnte — daß er subjektive möglich ist, höre ich leider! — — (Duplik) „Was gehen den Christen des Theologen hy-

rarischen Erörterungen, die gelegentlich mit in diesen Streit fielen — nicht untergehen zu lassen, denn sie sind gemeinnützig, und sie sind es eigentlich vorzüglich, die meine Auswahl bestimmt haben. In dieser Rücksicht will ich beurtheilt seyn. Es sind wenn man will, die Episoden des Streits! Z. B. in der **Duplik** wird das Harmonieenwesen unsrer protestantischen Theologen untersucht, und die historische Wahrheit der Evangelisten mit jener der Profanscribenten in Parallele gesetzt. — Die **Parabel** enthält theils ein symbolisches Bild der evangelischen Geschichte, theils Rechtfertigungen allgemeiner Streitpunkte. — Die **Axiomata** stellen merkwürdige Sätze und ihre nähere Beantwortung auf, die eben so tief gedacht sind, als beyde paradox scheinen. — Im **Anti-Göze** werden die Fragen erörtert: Welche Vortheile die Religion aus den Einwürfen ihrer Gegner ziehe? Ueber die Freyheit die Religion zu bestreiten? In welcher Sprache man seine Einwürfe vortragen soll — ob in der Landessprache oder der gelehrten? Ueber das Unterscheidende

potheſen und Erklärungen und Beweiſe an? Ihm iſt es doch einmal da das Chriſtenthum, welches er ſo wahr, in welchem er ſich ſo ſelig fühlet." — (Axiomata.)

seiner eignen Art zu streiten; über seinen Styl und seine Logik. Ich glaube dieß ist die reelste Ausbeute von dieser Fehde, und sie dürfte wahrscheinlich jenen allen genügen, die sich durch die Kabale des Streits durchzuwinden weder Zeit noch Muth haben.*)— Man wird hier vorzüglich die Gewandtheit der Sprache, die logische Kraft, die den Knoten wie Blitze die Dünste spaltet, bewundern, vielleicht ohne Parthey zu nehmen; und es wäre wider meinen Zweck und den Zweck des Verfassers, Proselyten machen zu wollen, da der Streit sich erst entwickeln sollte, als Leßing vom Tode überrascht ward. **) X. Ankündigung und Berichtigung der philosophischen Aufsätze, von K. W. Jerusalem. X. Revision. Hier füge ich noch die einzelnen Stücke bey, die mir während des Drucks in die Hände gefallen, und zur

*) Ich weiß wie dergleichen freywillige Abkürzungen oft dem Ganzen Eintrag thun; ich glaube aber, hier habe Leßing wirklich gewonnen, denn das Gefühl, man thue ihm unrecht, gieng in einen Feuerstrom über, der alles versengte, was ihm nahe kam.

**) Es versteht sich, daß derjenige, so hier Richter oder Parthey ausmacht, sich den Rekurs auf die Originalschriften vorbehält. Siehe zu diesem Zwecke Leßings theolog. Nachlaß, die Vorrede, u. f.

Erläuterung einiger ältern Leßingschen Schriften dienen können ꝛc. ꝛc.

Ich sehe nun begierig dem Erfolge entgegen, ob die Wünsche, die ich hier für die Unterstützung zur Berichtigung und Ergänzung dieser Analekten vereinige, vermögend seyn werden, irgend einen bescheidenen deutschen Gelehrten, dem es mehr um die Sache als Rücksichten zu thun ist, zu reizen, den Staub der unter meinen Füssen aufgeflogen, sich zum Merkzeichen zu machen, es sey hier noch Dank zu erndten; Dank, der seiner im Angesichte des ganzen deutschen Publikums harret, und den ich mir nur provisorie zueigne.

Bern im September 1785.

J. G. Heinzmann.

Gotth. Ephr. Leßings Schriften, die ich kenne; und nach Verzeichnissen.

1747 **Ermunterungen.** Eine Wochenschrift; Hamburg. Leßing nebst Fuchs und Mylius nahmen Antheil daran. Hier erschienen zuerst einige seiner Lieder und Sinngedichte auch das Lustspiel **Damon oder die wahre Freundschaft.**

(Die Lieder und Sinngedichte sammelte er hernach selbst, und das Lustsp. stehet in Schmids Anthol. 1ten Th.)

1748 **Der junge Gelehrte,** ein Lustspiel, in drey Aufzügen.

Misogyn, ein Lustspiel; damals noch in einem Aufzuge.

1749 **Die alte Jungfer,** in drey Aufzügen. (im 1ten Theile der Anthol. d. Deutschen.)

Die Juden, ein Nachspiel.

Der Freygeist, ein Lustspiel, in 5 Aufzügen.

1750 **Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters,** (gemeinschaftl. mit Mylius.)

(Die Leßing angehörigen Stücke, was nicht bloße Uebersetzungen sind, in den litter. Analekten.)

Der Schatz, ein Nachspiel.

1751 **Kleinigkeiten,** (Samml. von Lied. und Sinnged.)

(Eine verbesserte Ausgabe lieferte er in den vermischten Schr. 1771.)

1752 Huarts Examen de los ingenios, überſetzt unter dem Titel Prüfung der Köpfe, zu den Wiſſenſchaften. (Neue Ausg. 1785.)

Marigny Geſch. der Araber, unter den Kalifen, 1ter Theil, überſetzt; die beyden andern Theile ſind von ſchlechtern Händen.

1753-1755 Von ihm ſelbſt geſammelt und mit neuen Aufſätzen bereichert:

G. E. Leſſings Schriften, 6 Theile, in Duodez. Der erſte Theil enthält: Lieder, Oden, Fabeln, 53 Sinngedichte, 21 lateiniſche Epigramme, Fragmente von Lehrgedichten.

Der zweyte Theil, proſaiſche Briefe.

Der dritte Theil, proſaiſche Aufſätze, oder Rettungen berühmter Männer.

(Dieſe 3 Theile ſind verbeſſert nebſt andern dahin gehörigen Aufſätzen wieder aufgelegt worden, ſ. unten vermiſchte Schriften.)

Der vierte und fünfte Theil, der junge Gelehrte, die Juden. der Freygeiſt, der Schatz; Luſtſpiele.

Der ſechste Th. Miſogyn, Miß Sara Sampſon.

(ſtehen in der Sammlung von Luſt- und Trauerſpielen, nebſt neuern.)

Er nahm Antheil an den neuen Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens, wovon zu Leipzig in den Jahren 1753 bis 62. 12 Bände oder 72 Stücke erſchienen. (Ich wünſchte man möchte mir ſeinen Antheil genauer beſtimmen.)

1754 C. Mylius vermiſchte Schriften, geſammelt und mit einer hiſtoriſch-kritiſchen Vorrede, herausgegeben.

(Diese Vorrede in Form von Briefen, in der epistolischen Nachlese, s. Analekten 2ter Band.)

Vademecum für H. Lange, in Taschenformat.
(In den vermischten Schriften, 4ter Theil.)

1754-1758 Theatralische Bibliothek, 4 Theile.
(Auszüge in den Analekten.)

1755 Pope ein Metaphysiker, gemeinschaftlich mit Moses Mendelsohn. Veranlasset durch eine Preisaufgabe der Berliner Akad.

1756 Hutchinson Sittenlehre der Vernunft, in 2 Bänden, übersetzt.

1757 Nahm Antheil an der Bibl. der schönen Wiss. und der freyen Künste.

1759 Richardsons Fabeln, übersetzt.

Vorrede, zu einer prosaischen Uebersetzung von Thomsons Trauerspielen.
(In den Analekten.)

Leßings Fabeln, drey Bücher, nebst Abhandlungen mit dieser Dichtart verwandten Innhalts. (neu verbessert 1777.)

Logau Sinngedichte, mit H. Ramler gemeinschaftlich besorgt.

Briefe die neueste Litteratur betreffend, die den 4ten Jänner 1759 ihren Anfang nahmen, er war einer der vornehmsten Mitarbeiter und in gewissem Verstande ihr Stifter.
(Auszüge in d. Analekten.)

Philotas, Trauerspiel, in einem Aufzuge.

1760 Diderots Theater, übersetzt, 2 Theile, neu gedrukt 1782.

1765 Zur allgem. deutschen Bibl. lieferte er mehrere Rezensionen.

1766 Laokoon; oder über die Gränzen der Poesie und Mahlerey. Erster Theil. (Eine neue Ausgabe ist versprochen.)

1767 Lustspiele, zwey Theile, neue Ausgabe. Im ersten Bande: der junge Gelehrte; die Juden; Misogyn, in 3 Aufzügen; 2ter Band: Der Freygeist; der Schatz, ein neues Lustspiel in 5 Aufzügen; Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück, verfertiget 1763.

Hamburgische Dramaturgie in 2 Theilen, (als der Analekten 3ter Band.)

1768 Antiquarische Briefe, gegen Klotz, 2 Th. (Berlin.)

1769 Wie die Alten den Tod gebildet; eine antiquarische Abhandlung, (Berlin.)

1770 Berengarius Turonensis, oder Ankündigung eines wichtigen Werks, wovon in der Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisher völlig unbekannt gewesen.

(S. Analekten 2ter B.)

1771 Skultetus Gedichte, mit zwey kritischen Briefen, über diesen Dichter. In Zachariä auserlesenen Stücken der besten deutschen Dichter, 2r Theil und auch einzeln.

(S. Analekten 2ter B.)

Vermischte Schriften, erster Theil. Von ihm selbst besorgt, er enthält: 1) 144 Sinngedichte; 2) Epigrammata; 3) Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten; 4) Lieder.

1772 Trauerspiele, von ihm selbst gesammelt. Miß Sara Sampson, Philotas, Emilia Galotti, ein neues Trauerspiel in 5 Aufzügen.

1773 Zur Geschichte und Litteratur, aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, wovon bey seinem Leben 4 Theile erschienen, der fünfte und sechste ward von den Herrn Eschenburg und Leiske besorgt.

1774 Vom Alter der Oelmalerey, aus dem Theophyl. Presbyter.

1776 Die philosophischen Aufsätze, von Karl W. Jerusalem, herausgegeben und mit Zusätzen bereichert.
(S. Anal.)

1778 Ernst und Falk, Gespräche für Freymäurer.
(In den Analekten.)

1779 Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger.

Nathan der Weise, ein heroisches Drama. Oder wie es H. Engel in seiner Poetik nennt, ein Lehrgedicht.

Bey Gelegenheit seiner theologischen Streitigkeiten mit Schumann, Göze, u. a. schrieb er:

Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft, 1777.

Das Testament Johannis, 1777.

Eine Duplik, 1778.
Eine Parabel, 1778.
Axiomata, 1778.
Anti-Göze 1 bis 11tes St.

(Litterarische Auszüge in den Analekten.)

Nöth-

1779 Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage ꝛc. ꝛc.

Der nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage, erste Folge, 1778.

Ueber die Erziehung des Menschengeschlechts. (S. Analekten 2ter B.)

In seinem theologischen Nachlasse, 1785 kommen mehrere dahin gehörige Aufsätzen vor.

Nach seinem Tode sind ferner erschienen:

Theatralischer Nachlaß; der Erste Theil enthält: 1) Weiber sind Weiber, ein Lustspiel; nach Plautus. 2) Vor diesem; Lustspiel. 3) Der Schlaftrunk; Lustspiel. 4) Die Matrone von Ephesus; Lustspiel. 5) Tarantula eine Possenoper. 6) Die glükliche Erbin; ein Lustspiel nach Goldoni. 7) Justin, Plan eines Lustspiels nach Plautus. 8) Vorrede zu Nachspielen mit Hanswurst. (Der zweyte ist versprochen. Leider ist aber nichts Ganzes zu erwarten.)

1784 Leßings vermischte Schriften, zweyter Theil (Fortsetzung jener von 1771.) enthält: Oden, Fabeln und Erzählungen; poetische Fragmente. Nachträge zu den Sinngedichten, Liedern. Entwürfe einiger Oden, Materialien zu einer Abhandlung über die Geschichte der Aesopischen Fabel.

Dritter Theil, Rettungen.

1785 Der vierte Theil *), Briefe; das Vademekum für Hr. Lange.

Wir sollten noch von Leßing zu erwarten haben; ein Leben von Reiske; Anmerkungen über die deutsche Sprache und alte deutsche Litteratur; Kollektaneen über das Heldenbuch; eine genauere Ausgabe des Renner; über die beste Einrichtung eines deutschen Wörterbuchs nebst einer Probe desselben, bestehend in dem Buchstaben A; Abhandlung über die körperliche Beredsamkeit; eine Ausgabe des Phädrus, eine Abhandlungen über den Sophokles, die im Jahre 1760 schon bis S. 113. abgedrukt ward. Beobachtungen auf seiner italiänischen Reise ꝛc.

---

*) Herr Münzdirektor K. G. Leßing, der Besitzer und Herausgeber des handschriftlichen Nachlasses seines Bruders, erklärt sich bey der Herausgabe dieses vierten Theils der vermischten Schriften, daß es zugleich der letzte seye. Meine Analekten, wie sich der Augenschein einem jeden aufdringt, konkurrirt mit jener Sammlung darinn: daß sie solche ergänzt, aber durchaus keine Wiederhohlung gestattet. Diejenigen so etwa aus Bedenklichkeit dem Hrn. Münzdirektor in seinen Absichten nicht vorgreifen zu wollen, bisher mit ihren Beyträgen und Nachweisungen gegen mich zurück gehalten haben, können es jezt ohne Rücksichten thun, und sich schriftlich und öffentlich über die mögliche Vervollkommnung dieser Analekten erklären.

H.

Innhalt,

Innhalt,
des zweyten Theils.

A. Briefe, die neueste Litteratur betreffend.

Fortsetzung.

Vierzigster Brief. Von des Herrn Basedow Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers mit den Beschuldigungen gegen dieselben. S. 3

Ein und vierzigster Brief. Daß es keine Schmähung sey, wenn man Herrn Cramer den vortrefflichsten Versifikateur genennet hat. 9

Zwey und vierzigster Brief. Von Herrn Basedow geforderte Beyspiele, daß es dem Aufseher gewöhnlich sey, viel Worte zu machen, und einen kleinen Gedanken durch weitschweiffige Reden aufzuschwellen. 15

Drey und vierzigster Brief. Daß es also kein Verbrechen sey, zu sagen, der Styl des fleißigsten Mitarbeiters am Aufseher, sey der schlechte Kanzelstyl eines schlechten Homileten ꝛc. 21

Vier und vierzigster Brief. Beleuchtung des Satzes im Aufseher, daß ein Mann ohne Religion kein rechtschaffener Mann seyn könne, und der Basedowischen Vertheidigung. 27

Fünf und vierzigster Brief. Wie der Aufseher wohl auf diesen Satz möge gekommen seyn. 41

Sechs und vierzigster Brief. Vertheidigung des Urtheils über die vom Aufseher vorgeschlagene Methode, junge Leute den Erlöser der Welt kennen zu lernen. 44

Sieben und vierzigster Brief. Von der Mine der neumodischen Rechtgläubigkeit, die sich der Aufseher zu geben sucht. 57

Acht und vierzigster Brief. Von Herrn Klopstocks Eintheilung der Arten über Gott zu denken, und von dessen Liedern, von welchen beyden der Verfasser wenig hält. 60

Neun und vierzigster Brief. Von einem im Aufseher befindlichen, unter dem Namen des Kupferstiches Raucke erdichteten anzüglichen Briefe. 66

Fünfzigster Brief. Von Hermann Arels Leßingischen Äsopischen Fabeln. 70

Ein und fünfzigster Brief. Von Meinhardts Versuchen über den Karakter und die Werke der besten italiänischen Dichter; sind wegen ihrer Bekanntschaft mit allen den besten Genies einer ganzen Nation aller Achtung würdig. Von dem Vorzug der italiänischen Dichtkunst vor der deutschen, wie auch, derselben Fehlern. Entwurf des Verfassers von einer poetischen Landkarte. Von der beobachteten Zeitordnung des Verfassers bey den Werken der italiänischen Dichter. Gegründete Anmerkung des Verfassers, daß der Mangel großer Genies nicht dem Mangel der Belohnungen und Aufmunterungen zuzuschreiben sey. Vertheidigung des Machiavells wegen seiner Verdienste in Absicht

der Prose der Italiäner. Von Homers Grundsätzen der Kritik in einer wohlgerathenen Uebersetzung von ebendemselben. Beurtheilung der Ausgabe von petrarchischen Gedichten. S. 89

B. Epistolische Nachlese.

Sechs Briefe über H. Christl. Mylius. 101-135
Ueber Berengarius Turonensis, an H. Schmid in Braunschweig. 131-168
C. Ueber Popens Genie und Schriften. 171-258
D. Geschichte der englischen Schaubühne. 259 u. f.
E. Dialogen. Ernst und Falk. 367-390
F. Andreas Skultetus, an Hrn. Zachariä. 391-406
G. Die Erziehung des Menschengeschlechts. 407-444

H. Fragmente über die Fragmente des Ungenannten.

I. Duplik. 447
II. Parabel, nebst der Bitte und Absagungsschreiben an Hrn. Götze. 465
III. Axiomata. 485
IV. Anti-Götze. Ueber die Vortheile, welche die Religion objektive aus den Zweifeln und Einwürfen ziehet; und von der Freyheit die Religion zu bestreiten. 523-530
Ob man in der lateinischen oder Landessprache seine Einwürfe vortragen soll? 530-539
Das Verhältnis der Meynungen des Ungenannten mit jenen seines Herausgebers; und des

letztern Rechtfertigung gegen die allgemeinern Antaſtungen ſeiner Gegner. S. 547
Ueber Aequivoken und Wortſpiele. 556
Ueber eine gewiſſe Art zu ſtreiten. 560
Nacherinnerung eines Dritten. 565
I. Ankündigung und Prüfung der philoſophiſchen Aufſätze, von A. W. Jeruſalem. 575
K. Reviſion.
I. Ueber das Luſtſpiel die Juden. 589
II. Vorrede zu dem 1ten und 2ten Theile der erſten Ausgabe der vermiſchten Schriften, Berlin 1753. 602
III. Vorrede zu dem 3ten und 4ten Theile der erſten Ausgabe der vermiſchten Schriften, Berlin 1754. 611
IV. Vorrede zu Gleims Preußiſchen Kriegsliedern. 619
V. Beurtheilung der Duſchiſchen Schilderungen aus dem Reiche der Natur und Sitten. Frühlingsmonate. 621
Die Herbſtmonate. 632
VI. Ueber Thomſons Sophonisba, überſetzt von J. H. Schlegel. 644
VII. Ueber die ſogenannte Agrippine, unter den Alterthümern zu Dresden. 651
VIII. Brief an Gleim, über deſſen Volkslieder. 655

Briefe,
die
neueste Litteratur
betreffend.

Fortsetzung.

Vierzigster Brief.

Der zweyte Theil des Nordischen Aufsehers ist noch nicht hier. Sie müssen sich gedulden. — Aber hätte ich Ihnen doch nie etwas von diesem Werke geschrieben! Ich hätte es voraussehen sollen, wofür man meine Freymüthigkeit aufnehmen würde. Die kleine Wolke, die der Hamb. Anzeiger über meinen Horizont heraufgeführet *), hat sich in ein erschreckliches Ungewitter ausgebreitet. Und es ist keine unbekannte Stimme mehr, die aus der finstern Höhe desselben auf mich herabdonnert. Es ist die Stimme eines Professors, eines berühmten Professors, der von der Grammatik an bis auf die Philosophie, seine Lehrbücher geschrieben hat.

Hier ist der Titel dieses Ungewitters: **Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers, und besonders des Herrn Hofpredigers Cramers, mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben, in den Brie-**

*) Man sehe den 28. 29. 30 und 31. Brief.

sen, die neueste Litteratur betreffend, aufrichtig angestellt von Johann Basedow, Prof. der Königl. Dän. Ritterakademie *). Nun? werden Sie sagen. Das verspricht doch auch kein Ungewitter. Herr Basedow will ja nur vergleichen; und aufrichtig vergleichen; er redet ja nur von merkwürdigen Beschuldigungen. — O Sie vergessen, daß das Titelblatt eines Orkans die Meerstille ist.

Erlauben Sie mir immer, mich ein wenig possierlich auszudrücken. Denn wenn ich einen ernsthaften Ton annehmen wollte: so könnte ich leicht empfindlich werden. Und das wäre ein Sieg, den ich nicht gern einem Gegner über mich verstatten wollte. — Was Herr Basedow auf dem Titel merkwürdige Beschuldigungen nennt, heissen einige Seiten weiter, offenbar falsche, grausame, bis zu einer seltnen Grausamkeit getriebene Beschuldigungen. Meine Kritik ist hart, bitter, lieblos, unbesonnen; und zwar so lieblos und so unbesonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Existenz zu unsern Zeiten nicht denken kann. Sie ist ein Phänomenon, dessen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein bloßes Wort fast nicht glauben würde. Ich besitze

*) Soröe 1760. in groß 8vo, fünf Bogen.

eine schamlose Dreistigkeit, Ich verleumde. Ich habe abscheuliche Absichten. Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Karakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Er wünschet aus Menschenliebe, daß ich mich den Augen der Welt verbergen könne.

Nun da! So einen Freund haben Sie! — Wie beredt ist die Menschenliebe des Herrn Basedow! Welch einen Spiegel hält sie mir vor! Er stehet hinter mir, und zeiget mir ein Ungeheuer darinn. Ich erschrecke, und sehe mich um, welcher von uns beyden das Ungeheuer ist. Diese Bewegung ist natürlich.

Könnte man härtere Dinge von mir sagen, wenn ich mich auch des Hochverraths schuldig gemacht hätte? Wenn ich auch den Himmel gelästert hätte? Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Karakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Wer ist denn die Majestät, die ich beleidiget habe? „Alle Kenner, stößt Herr Basedow in die Trompete, alle „Kenner der jetzigen Gelehrsamkeit der Deutschen, „wissen die Verdienste des Herrn Hofprediger Cramers. Der Verfasser der nach dem Bossuetschen „Muster fortgesetzten Weltgeschichte, der neueste und

„sorgfältigste Ausleger des Briefes an die Hebräer;
„der geistliche Redner, der in unsern Tagen kaum
„so viel Predigten schreiben kann, als die Welt von
„ihm zu lesen verlangt, der Uebersetzer des Chryso-
„stomus, welcher seinem Originale gleicht, daß er
„durch viele Anmerkungen und Abhandlungen be-
„reichert hat; derjenige, dem wir die beste Ueber-
„setzung der Davidischen Psalmen in gebundener
„Schreibart zu danken haben; der Verfasser des
„Schutzgeistes; derjenige, der an dem Jünglin-
„ge, den Bremischen Beyträgen, und darauf er-
„folgten vermischten Schriften, einen ansehnli-
„chen Antheil genommen hat; endlich der Verfas-
„ser der meisten Stücke des Nordischen Aufsehers,
„sind nur — ein einziger Mann, welcher in der
„kurzen Hälfte der gewöhnlichen Lebenszeit ein sol-
„cher einziger Mann ist! —

Sie sehen, Herr Basedow nimmt das Maul voll; er mag schmähen, oder er mag loben. Die Hyperbel ist seine Lieblingsfigur in beyden Fällen. Dieser einzige Mann! Nicht zu vergessen: er war auch einer von den hällischen Bemühern, dieser einzige Mann! — Aber soll ich ungerecht gegen jemand seyn, weil ihn ein Schmeichler auf eine unverschämte Art lobt? Nein. — Herr Cramer ist allerdings ein verdienter Gottesgelehrter; einer von

unſern treflichſten Schriftſtellern. Aber Herr Cramer iſt ein Menſch; könnte er in einer Wochenſchrift nicht etwas gemacht haben, was ihm nicht ähnlich wäre? Und wenn ich das und das an ihm mißbillige, verkenne ich darum ſeine Verdienſte?

Ich weis gar nicht, was Herr Baſedow will. Für ihn ſchickt es ſich am allerwenigſten, der Vertheidiger des Nordiſchen Aufſehers zu werden. Er hat Lobſprüche darinn erhalten, die ſeine Unpartheylichkeit ſehr zweifelhaft machen müſſen. Ich beneide ihm dieſe Lobſprüche nicht. Ich ſpreche ſie ihm auch nicht ab. Aber man dürfte ſagen: eine Hand wäſcht die andere. Und noch mehr. Herr Baſedow iſt ſelbſt einer von den Verfaſſern des Nordiſchen Aufſehers. Es würde mir ein Leichtes ſeyn, die Stücke zu nennen, die ganz gewiß niemand anders als Er gemacht hat, oder ich müßte mich auf die Schreibart wenig verſtehen. Wenn man nun alſo vermuthete, daß es ihm nicht ſowohl um die Wahrheit, nicht ſowohl um die Ehre des Herrn Cramers, als um ſeine eigene Ehre, um die Ehre eines Buchs zu thun ſey, in welchem er gerne wollte, daß ein ewiger Weyrauch für ihn dampfe; eines Buchs, das er gewiſſer Maaßen auch ſein Buch nennen kann?

Herr Cramer ſelbſt findet ſich ja durch unſere

Kritik des weisen nicht so beleidiget, als ihn Herr Basedow beleidiget zu seyn vorgiebt. Denn er soll ihrer, in der Vorrede zu dem zweyten Bande, ganz gleichgültig erwähnt haben. Und warum nicht? Herr Cramer ist ein rechtschaffener Mann, dem es auf keine Weise befremdet, wenn andere andrer Meynung sind, und er nicht immer den Beyfall erhält, den er sich überhaupt zu erhalten bestrebet. Diese lautere Quelle gebe ich seinem Betragen, ob ihm gleich Herr Basedow eine ganz andere giebt. „Die „Selbstvertheidigung, sagt er, wenn sie nicht zu un„vollständig scheinen sollte, müßte oftmals in einem „Tone reden, der von denjenigen, die alles, was „sie sehen und hören, in Fehlern und Lastern ver„wandeln, für den Ton einer verdächtigen Zufrie„denheit mit sich selbst könnte ausgegeben werden. „Ueberdem pflegen Seelen von einer gewissen Wür„de so wenig furchtsam und argwöhnisch zu seyn, daß „sie, wenn ihre Unschuld in einem gewissen Grade „klar ist, bey der verständigen und billigen Welt „keine Verantwortung derselben zu bedürfen glau„ben." — Nicht doch! So ein großes Air hat Herr Cramer gewiß nicht affektieren wollen. Hätte er es aber affektieren wollen, so hätte sein Freund kei„nen solchen Kommentar darüber schreiben müs„sen. Er hätte es müssen darauf ankommen lassen,

ob man diesen edlen Stolz, den Seelen von einer gewissen Würde haben, von selbst merken werde. Denn nur alsdenn thut er seine Wirkung. Keine Großmuth will mit Fingern gewiesen seyn. Sind es gar die Finger eines Freundes, o, so wird sie vollends lächerlich! ꝛc.

Ein und vierzigster Brief.

Auch nicht in den geringsten Kleinigkeit will mich Herr Basedow Recht haben lassen. Lieber stellt er sich unwissender als ein Kind, verwirret die bekanntesten Dinge, und verfälscht auf die hämischste Art meine Worte, die ich mit vielem Bedachte gewählt hatte.

Ich habe gezweifelt, ob man dem Herrn Cramer ein poetisches Genie zugestehen könne. Ich habe aber mit Vergnügen bekannt, daß er der vortrefflichste Disiftkateur ist. Ich nehme beyde Ausdrücke so, wie sie die feinsten Kunstrichter der Engländer und Franzosen nehmen. „Ein poetisches Genie, sagt einer von den ersten, *) den ich eben vor „mir liegen habe, “ ist so ausserordentlich selten, that no coutry in the succession of many ages has produced above three or four persons that deserve

*) Der Verfasser des Essay on the Writings and Genius of pope. S. 111.

the title. The *man of rhymes* may be easily found; but the genuine poet, of a lively plastic imagination, the true *Maker* or *Creator*, is so uncommon a prodigy, that one is almost tempted to subscribe to the opinion of sir William Temple, where he says: „That of all the numbers of mankind, „that live within the compass of a thousand years, „for one man that is born capable of making as great poet, there may be a thousand born capable „of making as great generals, or ministers of state, as the most renowned history.“ Und ich habe ein Verbrechen begangen, daß ich gezweifelt habe, ob der Herr Hofprediger ein solcher ausserordentlicher Mensch ist? Wenn er es wäre: er würde ganz sicherlich ein schlechter Hofprediger seyn. Eben dieser Engländer erkennet unter seinen Landsleuten eigentlich nur drey Männer für Poeten, den Spenser, den Shakespear, den Milton. Eben derselbe spricht Popen den Namen eines Poeten schlechterdings ab. Popen spricht er ihn ab, der unter so vielen vortreflichen Werken, auch eine Ode auf die Musik gemacht hat, die wenigstens nicht schlechter ist, als die beste Cramerische Ode. Und wozu macht er dafür Popen? Eben dazu, wozu ich Cramern mache: zu dem vortreflichsten Versificateur. Und ich habe Cramern geschmäht, daß ich ihn mit Popen

auf eine Bank ſetze? Iſt denn ein Verſifikateur nichts als ein Reimer? Kann man der vortrefflichſte Verſifikateur ſeyn, ohne ein Mann von vielem Witze, von vielem Verſtande, von vielem Geſchmacke zu ſeyn. Diderot, der neueſte, und unter den neuen unſtreitig der beſte franzöſiſche Kunſtrichter, verbindet keinen geringern Begriff mit dem Namen eines Verſifikateurs. Quelle difference entre le Verſificateur & le poete! Cependant *ne croyez pas que je mépriſe le premier: ſon talent eſt rare.* Mais ſi vous faites du verſificateur un Apollon, le poete ſera pour moi un Hercule. Or ſuppoſez une lyre a la main d'Hercule, & vous n'en ferez pas un Apollon. Appuyez un Appollon ſur une maſſue; jettez ſur ſes epaules la peau du lion de Neméé, & vous n'en ferez pas un Hercule. Dieſes ſeltene Talent gebe ich dem Herrn Cramer, und gebe es in dem höchſten Grade: und doch habe ich ihn geſchmäht, doch habe ich ihn auf eine ungezogene Art geſchmäht? Sind ſeine Schmeichler nicht die unverſchämteſten, die unwiſſendſten, die unter der Sonne ſeyn können? Wenn ſie noch nicht gelernt haben wie ſehr und worinn der Poet von dem Verſifikateur unterſchieden iſt: ſo mögen ſie es doch nur erſt lernen, ehe ſie einen ehrlichen Mann, der es zu begreifen geſucht hat, und ſich dieſem Begriffe gemäß ausdrückt, darüber

chikanieren. Wäre das nicht billig? Oder suchen sie es erst aus unsern Briefen zu lernen? Jeder von uns wird ihnen sagen: περὶ ἑαυτοῦ πᾶσα ἡ συγγραφή.

Und der Aufrichtige Herr Basedow! Mit aller seiner Aufrichtigkeit ist er ein offenbarer Falsarius. Ich habe, wenn Sie meine alten Briefe nachsehen wollen, Cramern den vortreflichsten Versifikateur genennt: und Herr Basedow macht seinen Lesern weiß, ich hätte ihn nur einen guten Versifikateur genennt, und läßt *) diese beyden Worte mit Schwabacher drucken, als ob es meine eigene Worte wären. Welch eine schamlose Dreistigkeit! mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen. Ist denn ein guter, mit welchem Beyworte man oft eine kalte Ironie verbindet, eben das, was der vortrefflichste ist, mit welchem Beyworte sich leicht nichts zweydeutiges, nichts ironisches verbinden läßt? — Ich sage ferner: Cramer besitzt die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen: und Basedow läßt mich ihm nur eine beneidenswürdige beylegen. Ich brauche nicht gern einen Superlativ ohne Ursache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner lasse, wenn ich an seiner Aufrichtigkeit, mit der er so pralet, nicht sehr zweifeln soll.

Aber wie elend führt er, auch nach dieser Ver-

*) Seite 9.

fälschung, die Sache seines Freundes. Hören Sie doch nur. „Das poetische Genie des Herrn Hofpre„digers, und besonders zu erhabenen und zugleich lehr„reichen Oden, ist zu bekannt, als daß der Journa„list mit Grunde hätte hoffen können, Beyfall zu „finden, da er es ihm despotisch absprach, und nichts „als die Vollkommenheit eines Versifikateurs lassen „wollte.“ — Es ist zu bekannt? Was ist denn zu bekannt? Daß in den Cramerschen Oden, (weil es doch mit aller Gewalt Oden heissen sollen) sich Genie zeiget? Das habe ich nie geleugnet. Aber Genie eines Versifikateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieses spreche ich ihm ab; nicht jenes. Oder ich müßte glauben, daß man der Vortrefflichste in seiner Art seyn könne, ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten Basedow noch weiter: „Ob desselben drey Oden, im ersten Theile des Nor„dischen Aufsehers, Anlaß geben, ein solches Ur„theil zu fällen, werden die Leser aus folgenden Stro„phen sehen.“ — Aus einzeln Strophen will Herr Basedow beweisen daß Cramer ein poetisches Genie habe? Und wenn diese Strophen auch die vollkommensten von der Welt wären: so könnten sie das nicht beweisen. Hier sind sie:

Aus der Ode über die Geburt Christi.

Erst wird er niederknien und streiten.

Der Löw aus Juda. Ewigleiden
Voll Ehre sind den Preis des Siegs!
Er leidet, Gott uns zu versühnen,
Dann werden ihm die Völker dienen,
Wir sind die Beute seines Kriegs.
Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen,
Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen!
Wie herrlich ist der Sieger Lohn?
O kämpfet, o kämpfet, uns krönet der Sohn.

Aus der Ode über das Leiden Jesu.

Ich, ewig hab ich es begehret,
Ich habe, Vater, dich verkläret,
Verklären will ich dich noch mehr.
Ich hatte tief in Qual versunken
Schon mehr als einen Kelch getrunken,
Ach wie ist die Hand so schwer?
Allein ich will sie ganz versühnen,
Laßt sie in diesen Wunden ruhn.
Vergieb, vergieb, o Vater, ihnen,
Sie wissen, Herr, nicht was sie thun.

Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

Da sie dem Throne nahe kamen,
Ertönt auf einmal ihr Gesang,
Und alle nennten Friedrichs Namen,
Und alle pennten ihn voll Dank:
Uns hat Jehovah sein Leben,
In einer der gnädigsten Stunden gegeben,
Fleug unser Dank, fleug mit umher!
Er, der ihn gab, gedenke Seiner!

Wer liebt nicht seine Beherrscher? doch keiner
Wird billiger geliebt, als Er.

Können Sie sich des Lachens enthalten? Diese Strophen sollen beweisen, daß Herr Cramer ein Poet ist, und ich ein Verleumder bin? Bald bewiesen sie, daß ich ein Schmeichler wäre. Denn wenn nicht in sehr vielen Cramerschen Oden, sehr viele, viel schönere Strophen wären: so wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergeben, daß ich einen solchen Sänger den vortrefflichsten Verßifikateur genennet hätte. In diesen Strophen ist er kaum ein leidlicher.

Zwey und vierzigster Brief.

Ich habe geurtheilet: „Viele Worte machen einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen: labyrinthische Perioden flechten, bey welchen man dreymal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: Das sey überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dem Nordischen Aufseher, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheine.“ Soll ich mein Urtheil widerrufen, weil es Herr Basedow für eine Verläumdung ausschreyet? Es ist wahr, ich habe es mit keinen Beyspielen bestätiget. Aber mit wie vielen will er es noch bestätiget haben?

Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen lassen, wo es auffallen will. — Aber, wer wird mir abschreiben helfen? Und o des armen Papiers, das ich so verschwenden muß! — Was hilfts? Herr Basedow hat einen zu starken Trumpf darauf gesetzt. Ich muß, liebe Hand.

Also, z. E.

„Große Beyspiele der Frömmigkeit und Tugend „unter denen, welche sich durch Geburt und Würden über andere Menschen erheben, sind nicht allein so rührend, sondern auch so unterweisend und „lehrreich, daß nach meinem Urtheile, selbst die, „welche sie nicht nach ihrer ganzen Größe kennen, „aus Ehrfurcht und Liebe gegen die Religion das Andenken derselben zu erhalten und fortzupflanzen verbunden sind, und von der blossen Furcht, nicht genug von ihnen sagen zu können, nie zurückgehalten „werden dürfen, öffentlich auszubreiten und zu rühmen, was sie davon wissen, wenn sich zumal alle „Stimmen zu ihrem Ruhme vereinigen. ꝛc.

„Die Trunkenheit ist eine so schändliche Beleidigung der Tugend; sie erniedriget den Menschen so „tief; die Vernachläßigung und Uebertretung der edelsten Pflichten, ist bey ihren Ausschweifungen so unausbleiblich, und sie hat so viele nachtheilige und unglückselige Einflüsse, nicht allein auf die Wohlfarth

derje-

„derjenigen, welche sich dadurch der schönsten Vor„züge unserer Natur berauben, sondern auch auf „das öffentliche und gemeine Beste, daß sowohl der „Menschenfreund, als der Patriot, unter einer „dringenden Verbindlichkeit stehet, für sichre und zu„verläßige Mittel besorgt zu seyn, einem so gefährli„chen Laster Grenzen zu setzen, und den ausschwei„fenden Gebrauch berauschender Getränke zu verhin„dern. ꝛc.

Wie gefallen Ihnen diese Perioden? — Aber sie könnten noch länger seyn. — O Geduld, ich will Sie auch nur erst in Athem setzen. Da sind schon etwas längere.

Z. E. „So sorgfältig sich auch Aeltern in der „Erziehung ihrer Kinder bestreben mögen, sie von „ihrer ersten Kindheit an zur Tugend zu bilden, „und alles zu verhindern, was ihr Herz verderben, „oder die angebohrne Unordnung desselben unterhal„ten und vermehren kann; so nothwendig es auch ist, „sehr frühzeitig mit denselben, als mit vernünftigen „Wesen umzugehen, die des Nachdenkens und der „Ueberzeugung fähig sind: So ist es dennoch bey„nahe unmöglich, diese wichtigen Endzwecke ohne „allen Gebrauch schmerzhafter Mittel zu erreichen, „ob es gleich eine eben so unläugbare Erfahrung „bleibt, daß nach den von Natur sehr verschiedenen

„Karakteren der Kinder, einige der Züchtigung mehr, „und andere derselben weniger bedürfen.

Oder: „So oft ich mich zurück erinnere, wie „sorgfältig mein Vater schon in meiner frühsten Ju„gend den Geist der Frömmigkeit und eine lebhafte „Neigung, aus Gehorsam und Liebe gegen das höch„ste Wesen tugendhaft zu seyn, in meine Seele zu „pflanzen suchte, und wenn mir mein Gedächtniß „sagt, vor welchen Ausschweifungen zu denen ich, „gleich andern, starke Reitzungen und Versuchungen „gehabt habe, diese Neigung mich bewahret hat: „So fühle ich mich allzeit von den zärtlichsten Em„pfindungen der Dankbarkeit durchdrungen, ob ich „sie gleich durch nichts beweisen kann, als nur da„durch, daß ich das Andenken seiner Gesinnungen „erhalte, und durch sein Beyspiel andere Väter auf„muntere, Kinder, die sie glücklich zu machen wün„schen, auf eine ähnliche Weise zu erziehen.

Wie nun? — Welcher Schwall von Worten! Welche Theuerung an Gedanken! Gedanken? Daß man der schändlichen Trunkenheit steuren müsse; daß man die Kinder auch manchmal züchtigen müsse ꝛc. Kann man abgedroschenre Wahrheiten mit aufgeblasenern Backen predigen? — Mit diesen vier Perioden fangen sich vier verschiedene Stücke an. Und wenn ich Ihnen versichre, daß

ſich dreyßig andere nicht viel erträglicher anfangen; daß in allen Mittel und Ende dem Anfange vollkommen gemäß ſind; daß der Verfaſſer ſehr oft mitten in ſeiner Materie noch weit ſchleppender, langweiliger, verworrener wird: werden Sie mir auf ein Wort glauben? Nicht? Ich begehre es auch nicht. Aber ihr Athem ſoll es empfinden. Leſen Sie; nehmen Sie dabey alle ihre Gedanken zuſammen; und ſagen Sie mir am Ende, was Sie geleſen haben.

„Da ſich, hebt das dreyßigſte Stück an, in „unſern Zeiten die Beſtreitung, und Verachtung der „Religion ſo weit ausbreitet, daß ſie auch die Ge„ſpräche des Umganges vergiftet; ſo iſt es für diejenigen, welche ſich nach ihren äuſſerlichen Umſtänden „in die Geſellſchaften der größern Welt eingeflochten „ſehen, nicht genug, mit den Wahrheiten ihres Glau„bens bekannt zu ſeyn, und die Gründe einzuſehen, „die einen vernünftigen Beyfall wirken. Wer An„fälle zu befürchten hat, der muß ſeine Feinde: er „muß ihre Stärcke, ihre Waffen, und die Art, wie „ſie ſtreiten, kennen, damit er ſich zur Zeit des Kam„pfes deſto glücklicher vertheidigen könne. Es ſchei„net zwar, daß man von den Einwendungen wider „die Wahrheit nicht unterrichtet zu ſeyn brauche, ſo„bald man ſie nicht aus Vorurtheil und Gewohnheit

„annimmt; sobald man sie bekennt, weil es richtige,
„überwiegende und unumstößliche Beweise waren,
„die uns überredeten. Allein wenn man diese Wis-
„senschaft besitzt, und die Schwäche, die Nichtigkeit,
„und besonders auch die Strafbarkeit der Einwürfe
„kennt: So hat man weniger zu befürchten, daß die
„Ruhe unsers Verstandes in der Wahrheit eine un-
„erwartete und gewaltsame Erschütterung leiden wer-
„de; unsre Vernunft ist selbst von einer plötzlichen
„Unordnung und Verdunklung sicher; man ist vor-
„bereiteter und geübter, zu widerstehen, und ist der
„rechtschaffene Mann, der seinen Glauben liebt, nicht
„verbunden, denen zu widerstehen, welche die gros-
„sen Grundsätze desselben angreifen, und entweder
„durch künstliche und verblendende Schlüsse, oder
„durch Einfälle, welche voll Witz zu seyn scheinen,
„ihrer Würde und zugleich ihres Nutzens zu berau-
„ben suchen. Vielleicht ist seine Ueberzeugung so ge-
„wiß und unbeweglich, daß ihn keine Einwürfe ir-
„ren können; aber wenn er in irgend einem gesell-
„schaftlichen Gespräche, durch solche Zudringungen
„aufgefordert, welche ihn verbinden, beleidigte Wahr-
„heiten zu vertheidigen, auf gewisse Einwürfe nicht
„antworten kann; wenn er nicht fähig ist, ihnen
„ihren falschen Schimmer von Wahrheit und Ver-
„nunft zu nehmen, und das Falsche in feindseligen

„Beschuldigungen zu entdecken: So wird er wider „seinen Willen die stolzen Verächter seines Glaubens „in der Einbildung bestärken, daß sie diejenigen, die „sich für verbunden achten Religion zu haben, weit „übersehen; sie werden sein Stillschweigen und die „Verwirrung, worein sie ihn brachten, für einen „Triumph über sie selbst halten, und den Schwächern „können sie vielleicht mit geringerer Mühe zur Gleich„gültigkeit gegen Wahrheiten verführen, die er nicht „genug schätzet, weil er sie nicht genug untersucht „hat. ꝛc.

Was plaudert der Mann? Sie werden ihn schon noch einmal lesen müssen. Und wenn Sie denn nun sein Bischen Gedanken weghaben: wollten Sie sich nicht getrauen, es mit dem siebenden Theile seiner Worte, eben so stark und schöner vorzutragen?

Drey und vierzigster Brief.

Nun frage ich Sie, wenn dergleichen labyrinthische Perioden, bey welchen man dreymal Athem holen muß, ehe sich der Sinn schliesset, wenn dergleichen Perioden, die man geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte und verschraubte Glieder und Einschiebsel, kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden; wenn dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen lang-

samen Aussprache eines Kanzelredners Wort vor Wort zugezehlet würden, ob wohl die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und am Ende auf einmal übersehen könnte? Nimmermehr. Was habe ich denn also für ein Verbrechen begangen, wenn ich gesagt habe, der Styl dieses Verfassers im Nordischen Aufseher, „sey der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata herplappredige, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen?“ Habe ich etwas anders als die strengste Wahrheit gesagt? Freylich ist das nicht der einzige schlechte Kanzelstil; freylich predigen nicht alle seichte Homileten so: sondern nur die seichten Homileten predigen so, die in Mitternachts Rhetorik das Kapitel von den zusammengesetzten Perioden nicht ohne Nutzen studieret haben.

Welche invidiöse Wendung aber Herr Basedow dieser meiner Kritik giebt, das ist ganz unbegreiflich. Alles nehmlich, was ich wider diesen vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers sage, soll ich wider den Herrn Cramer gesagt haben. Von diesem, dem Herrn Hofprediger Cramer, soll ich mit schamloser Dreistigkeit, ohne den geringsten

Beweis gesagt haben: Sein Styl sey der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten ꝛc. — Träumt Herr Basedow? O so träumt er sehr boshaft.

Was habe ich denn mit dem Herrn Cramer zu thun? Ist Herr Cramer jener vornehmste von mir getadelte Verfasser des Nordischen Aufsehers: so sey er es immerhin. War ich denn verbunden, es zu wissen? — Doch nein; das will ich nicht einmal für mich anführen. Ich will es gewußt haben. — Geht denn das wider den Herrn Cramer überhaupt, was wider den Herrn Cramer als Nordischen Aufseher geht? Muß die Kritik, die einzelne Blätter von ihm trifft, alle seine Schriften treffen? Wenn ich zum Exempel zu dem Herrn Basedow sagte: Mein Herr, in dieser ihrer Ausdehnung meines Tadels, ist eben so wenig Billigkeit, als Verstand. Habe ich damit gesagt, in allen Basedowschen Schriften sey eben so wenig Billigkeit als Verstand?

Ich habe immer geglaubt, es sey die Pflicht des Kritikus, so oft er ein Werk zu beurtheilen vornimmt, sich nur auf dieses Werk allein einzuschränken; an keinen Verfasser dabey zu denken; sich unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch andere Bücher, ob er noch schlechtere, oder noch bessere geschrieben habe; uns nur aufrichtig zu sagen, was für einen Be-

griff sich man aus diesem gegenwärtigen allein, mit Grunde von ihm machen könne. Das, sage ich, habe ich geglaubt, sey die Pflicht des Kritikus. Ist sie es denn nicht?

Hätte ich zu verstehen geben wollen, daß der Vorwurf, den ich dem vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers, wegen seiner unleidlichen Schreibart mache, auch allen andern Schriften des Herrn Hofprediger Cramers zu machen sey: so würde ich es gewiß ausdrücklich gesagt haben; ich würde den Herrn Cramer dabey genennt haben, so wie ich es ohne die geringste Zurückhaltung bey dem allgemeinen Urtheile über seine Oden gethan habe. Aber wie konnte ich das hier thun, da ich mir deutlich bewußt war, daß Herr Cramer in seinen moralischen Abhandlungen, die in den Bremischen Beyträgen und den vermischten Schriften zerstreuet sind, diese Schreibart nicht habe; daß er diese Schreibart von seinem Chrysostomus und Bossuet nicht könne gelernet haben? Ob er sie in seinen Predigten hat, das weis ich nicht: denn diese habe ich nie gelesen. So viel aber weis ich, wenn er diese Schreibart in seinen Predigten hat, daß ich den Herrn Hofprediger bedaure; daß ich seine Zuhörer bedaure. Aber es kann nicht seyn; es muß in seinen Predigten mehr Licht, mehr Ordnung, mehr nachdrückliche

Kürze herrſchen: oder er verkennet die geiſtliche Beredſamkeit ganz. Welcher Prophet, welcher Apoſtel, welcher Kirchenlehrer, hat je das Wort des Herrn in ſolchen Ciceroniſchen Perioden verkündiget? In Perioden, die Cicero ſelbſt nur alsdenn flochte, wenn er die Ohren einer unwiſſenden Menge kützeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen, wenn er mehr betäuben, als überzeugen wollte?

Und im Grunde ſind das nichts weniger, als Ciceroniſche Perioden, die Arthur Ironſide macht. Man ſuche mit Fleiß die allerlängſten aus den Reden des Römers, und ich will verlohren haben, wenn man einen einzigen findet, in welchem alle Symmetrie ſowohl unter den Worten, als unter den Gedanken, ſo gewaltig vernachläßiget iſt. Und nur dieſe Symmetrie, von welcher Arthur gar nichts weiß, macht die langen zuſammengeſetzten Perioden erträglich, beſonders wenn ſie eben ſo ſelten eingeſtreuet werden, als es die kurzen und einfachen bey ihm ſind.

Unterdeſſen muß bey dem Herrn Baſedow Cicero doch derjenige ſeyn, deſſen Beredſamkeit noch gröſſere Armſeligkeiten des Arthur Ironſide decken, und wenn Gott will, gar in Schönheiten verwandeln muß. Sie erinnern ſich der eckelhaften Ausdehnung des Gleichniſſes von einem Menſchen, der ein kurzes und blödes Geſicht hat. *) Herr Baſedow

*) Man ſehe unſern dreyßigſten Brief.

gesteht zwar selbst, daß dieses Gleichniß um fünf bis sechs Zeilen kürzer seyn könnte: Aber können Sie sich einbilden, was er gleichwohl davon sagt? „Ich „gestehe es, sagt er, einige große Schriftsteller, die „mehr Demosthenisch als Tullianisch sind, würden hier „ein so ausführliches Gleichniß nicht gewählt haben. „Aber wer war größer, Tullius oder Demosthenes? „Viele gute Schriftsteller würden dies Gleichniß nicht „so haben ausführen können, wenn sie auch gewollt „hätten. Aber diese würden auch dadurch gezeigt „haben, daß ihnen eine gewisse Art der Größe in der „Beredtsamkeit fehle, die man an einem Cramer „mit Ehrerbietung bewundert.“ — Da haben wirs! Nun will ich gern nicht stärker in den Herrn Basedow dringen; nun will ich ihn gern nicht auffordern, mir doch ein ähnliches so ausgerektes Gleichniß bey dem Tullius zu zeigen. Denn wenn er gestehen müßte, daß auch bey dem Tullius keines anzutreffen wäre, was hätten wir, nach der einsichtsvollen Frage: **Aber wer war größer, Tullius oder Demosthenes?** anders zu erwarten, als die zweyte Frage: **Aber wer ist größer, Tullius oder Cramer?** — Lieber will ich bewundern, mit Ehrerbietung bewundern, und schweigen.

Vier und vierzigster Brief.

Welche verrätherische Blicke Herr Basedow in das menschliche Herz schiesset! Auch meines liegt so klar und aufgedeckt vor seinen Augen, daß ich darüber erstaune. — Sie erinnern sich, daß mir das Blatt, in welchem der nordische Aufseher beweisen will, ein Mann ohne Religion könne kein rechtschaffener Mann seyn, missiel. Ich glaubte, es misfiele mir deswegen, weil darinn von einem unbestimmten Satze unbestimmt raisonnieret werde. Aber nein, mein Misfallen hat einen andern Grund. Herr Basedow weiß, daß es mir deswegen misfallen habe, „weil in demselben einigen, die ich selbst „für rechtschaffene Männer halte, dieser beliebte „Name abgesprochen wird.„ Ich erschrack, als ich diese Worte zum erstenmale las. Ich las sie noch einmal, um zu sehen, ob ich wenigstens nicht ein Vielleicht dabey überhüpft hätte. Aber da war kein Vielleicht. Was Herr Basedow weiß, das weiß er ganz gewiß. Allwissender Mann! rief ich aus; Sie kennen mein Herz so vollkommen, so vollkommen, daß — daß mir das ihrige ganz Finsterniß, ganz Räthsel ist. — Mag ich es doch auch nicht kennen!

Die vornehmste Erinnerung, die ich dem Auf-

seher gegen seine Erhärtung eines so strengen Ausspruches machte, war diese, daß er das Wort, ein Mann ohne Religion, in dem Beweise ganz etwas anders bedeuten lasse, als es in dem zu beweisenden Satze bede ute. Und diese Zweydeutigkeit habe ich eine Sophisterey genennt. Der Text ist lustig, den mir Herr Basedow darüber lieset. Gesetzt, sagt er, daß es mit diesem Vorwurfe auch seine Richtigkeit hätte: „ist es nicht ein menschlicher Fehler der „grösten Philosophen, sich selbst durch eine unver„merkte Zweydeutigkeit der Worte zu hintergehen? „Niemand hat noch eine Metaphysik ohne Fehler „geschrieben, und ich getraue mir zu sagen, daß die „Fehler in dieser Wissenschaft mehrentheils aus der „Zweydeutigkeit der Worte entstehen. Wer mir „solche Zweydeutigkeiten nicht mit Fleiß braucht, „um andere zu verblenden, wer in ein solches Ver„sehen nicht oft verfällt, wer sich nicht, wenn man „ihm seinen Fehler entdeckt hat, durch neue Zwey„deutigkeiten hartnäckig vertheidiget, der kann alle„mal ein großer und verehrenswürdiger Mann seyn, „und dem kann man, ohne Lust an gelehrten Schelt„worten, nicht Sophistereyen und Fechterstreiche vor„werfen. Sonst müßte kein Leibnitz, Wolf, Mos„heim, ja kein großer Mann, von seinen Beurthei„lern mit Recht verlangen können, daß er mit sol-

„chen unhöflichen Vorwürfen möchte verschont blei„ben.“ — Ich verstehe von der Höflichkeit nichts, die Herr Basedow hier prediget. Er nennet gelehrte Scheltworte, was nichts weniger als Scheltworte sind. Wenn ein großer Mann eine Sophisterey begehet, und ich sage, daß er eine begangen hat: so habe ich das Kind bey seinem Namen genennt. Ein anderes wäre es, wenn ich ihn deswegen einen Sophisten nennte. Man kann sich einer Sophisterey schuldig machen, ohne ein Sophist zu seyn; so wie man eine Unwahrheit kann gesagt haben, ohne darum ein Lügner zu seyn; so wie man sich betrinken kann, ohne darum ein Trunkenbold zu seyn. Herr Cramer ist ein großer und verehrungswürdiger Mann. Nun ja; und er soll es auch bleiben. Aber was verbindet mich denn, von einem großen und verehrungswürdigen Manne in dem Tone eines kriechenden Klienten zu sprechen? Und ist das der Ton, der einem großen und verehrungswürdigen Manne gefällt? Ein solcher Mann sieht auf die Wahrheit, und nicht auf die Art, wie sie gesagt wird; und hat er sich wo geirret, so ist es ihm unendlich lieber, wenn man ohne Umstände sagt: das und das dünkt mich eine Sophisterey; als wenn man viel von menschlichen Fehlern der größten Philosophen präliminieret, und ihn um gnädige Verzeihung bittet,

daß man es auch einmal so gemacht hat, wie Er es macht, daß man auch einmal seinen eigenen Verstand gebraucht hat.

So viel von der Höflichkeit meiner Erinnerung. Nun hören Sie wie Herr Basedow beweisen will, daß mein Tadel auch ungegründet und falsch sey. Er analisieret in dieser Absicht das ganze Blatt; und es ist nöthig, daß ich Ihnen das Skelet, welches er davon macht, vor Augen lege.

„Satz: **Keine Rechtschaffenheit ist ohne Religion.**

„**Erster Beweis.** Ein rechtschaffener sucht die „Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen andere folgen, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, „welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen „trachtet.

„**Erster Zusatz.** Polidar, dessen unerschöpflicher Witz über Lehren spottet, die er niemals „untersucht hat, und Lehren lächerlich macht, „ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen, ist also kein rechtschaffener Mann, ob er „gleich seine Zusage hält, und zuweilen mitleidig „ist, welches vielleicht noch eine Wirkung des in „der Jugend gelernten Katechismus seyn kann, „den er nunmehr verachtet.

„Zweyter Zusatz. Der Mensch hat eine na„türliche Neigung zu denen Handlungen, die, „wenn sie aus dem rechten Grunde geschehen, „rechtschaffen heissen. Aber diese Neigung ist im „hohen Grade schwach und unzuverläßig.

„Zweyter Beweis. Ein Rechtschaffener muß „eine gründliche Erkenntniß von den Gegenständen „haben, gegen welche man rechtschaffen handeln muß. „Indem er zu dieser Erkenntniß kömmt, gelangt er „auch zur natürlichen Erkenntniß Gottes; und durch „diese zum Wunsch einer Offenbarung. Alsdann „hat er die Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung „ohne sorgfältige Untersuchung nicht zu verwerfen, „vielweniger zu verspotten. Thut er es, so ist er „(vermöge des ersten Beweises) nicht rechtschaffen.

„Dritter Beweis. Wegen der Macht der Lei„denschaften ist nicht zu erwarten, daß ein Mensch „der weder geoffenbarte noch natürliche Religion hat, „die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen genigt sey, „und also in dieser eingeschränkten Bedeutung ein „rechtschaffener Mann seyn könne. Man hat aber „bessern Grund es zu hoffen, wenn er die Religion „in seinem Verstande für wahr hält, und sein Herz „zur Ausübung derselben gewöhnt.

Was für eine kleine unansehnliche, gebrechliche Schöne ist der nordische Aufseher, wenn man ihm seine

rauschende Einkleidung, seinen rhetorischen Flitterstaat, seine Kothurnen nimmt. Eine solche Venus kann nicht sagen: Ich bin nackend mächtiger, als gekleidet. Gegen sie darf Minerva nur ihre Eule zu Felde schicken. — Doch lieber keinen Witz! Herr Basedow ist ein Todfeind von allem Witze. Er erwartet Gründe; und wie können Gründe bey Witz bestehen?

Erlauben Sie mir also, eine ganz trockene Prüfung der drey Beweise, wie sie Herr Basedow ausgezogen hat, anzustellen. — Vor allen Dingen muß ich wegen der Bedeutung des Worts ein Mann ohne Religion mit ihm einig werden. Ein Mann ohne Religion also, heißt entweder ein Mann, der kein Christ ist, der diejenige Religion nicht hat, die ein Christ vorzüglicher Weise die Religion nennet: Das ist die erste Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der gar keine geoffenbarte Religion zugiebt, der weder Christ, noch Jude, noch Türke, noch Chineser ꝛc. weiter als dem Namen nach ist, der aber eine natürliche Religion erkennt, und die Wahrheiten derselben auf sich wirken läßt: Das ist die zweyte Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der sich weder von einer geoffenbarten, noch von der natürlichen Religion überzeugen können; der alle Pflichten gegen ein höheres Wesen läugnet: Das ist die

dritte

dritte Bedeutung. Mehr als diese drey Bedeutungen sollte das Wort ein Mann ohne Religion nicht haben. Allein, ich weiß nicht wie es gekommen ist, daß man ihm auch eine vierte giebt, und ein Mann — ich will sogleich den rechten Ausdruck brauchen, — einen Narren oder Bösewicht darunter verstehet, der über alle Religion spottet.

Nun lassen Sie uns sehen, auf welche von diesen vier Bedeutungen der erste Beweis passet. Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen andre folgen, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet. Gut: Aber was für ein Mensch ohne Religion? In der ersten Bedeutung? Nein. Denn ist er schon kein Christ, so erkennet er doch als Türke, oder Jude ꝛc. Pflichten gegen Gott, und trachtet diese Pflichten zu erfüllen. In der zweyten Bedeutung? Auch nicht. Denn auch dieser erkennet Pflichten gegen Gott, die er zu erfüllen trachtet, obgleich nur aus der Vernunft erkannte, und nicht geoffenbarte Pflichten. Ob es bey jenem die rechten Pflichten sind; ob sie bey diesem hinlänglich sind: Das ist hier die Frage nicht. Genug jener glaubt, daß es die rechten sind; dieser glaubt, daß sie hinlänglich sind. Also wird der Beweis wohl

auf die dritte Bedeutung passen? Auf einen Menschen, der gar keine Pflichten gegen ein höchstes Wesen erkennet? Eben so wenig. Denn gegen diesen ist der gegenwärtige Beweis ein offenbarer Zirkel? Man setzt nemlich das, was er leugnet, als bewiesen voraus, und bringt in die Erklärung der Redlichkeit Pflichten, die er für keine Pflichten erkennet. Sollte dieses Beweis gelten: so mag sich der Herr Hofprediger Cramer in Acht nehmen, daß ihn ein Papist nicht gegen ihn selbst kehret, und in der nemlichen Form von ihm erhärtet, daß er kein guter Christ sey. Der Papist dürfte nemlich nun sagen: Ein guter Christ suchet die Pflichten, die ihm seine Religion auflegt, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Nun legt ihm diese auch Pflichten gegen den Pabst auf, die Pflicht nemlich dieses Oberhaupt der Kirche für untrüglich zu halten; welche Herr Cramer nicht zu erfüllen trachtet. Der Beweis wäre lächerlich; aber könnte Herr Cramer im Ernst etwas anders darauf antworten, als was der Mann ohne Religion in unserer dritten Bedeutung zu seiner Vertheidigung vorbringen würde? Dies ist unwidersprechlich, sollte ich meynen. Also, zur vierten Bedeutung. Gilt der Beweis gegen einen Mann, der über alle Religion spottet? Hier scheint es, zu unterscheiden. Entweder er spottet aus

über, weil er von der Falschheit aller Religionen überzeugt ist; oder er spottet darüber, ohne diese Ueberzeugung zu haben. In dem ersten Falle trift ihn der Beweis eben so wenig, als den Mann ohne Religion in der dritten Bedeutung. In dem andern Falle aber ist ein Rasender, dem man schlechterdings die gesunde Vernunft und nicht bloß die Religion absprechen muß. Gegen diesen hat Herr Cramer Recht; vollkommen Recht: ein Rasender, ein Mann ohne gesunde Vernunft, kann kein rechtschaffner Mann seyn.

Und das hat Herr Cramer mit seinem ersten Beweise bewiesen! Doch die Wahrheit ist mir zu lieb, als daß ich ihm hier nicht mehr einräumen sollte, als er bewiesen hat. Aus seinem Beweise erhellt es zwar nicht, daß derjenige, der über Religion spottet, weil er von der Falschheit derselben überzeugt ist, kein rechtschaffner Mann sey: aber dennoch ist es wahr; er ist keiner. Allein er ist nicht deswegen kein rechtschaffner Mann, weil er keine Religion hat; sondern weil er spottet. Wer giebt ihm das Recht, über Dinge zu spotten, die unzählige Menschen für die heiligsten auf der Welt halten? Was kann ihn entschuldigen, wenn er durch Spöttereyen, arme Blödsinnige um ihre Ruhe, und vielleicht noch um ein mehreres bringt? Er verräth Lieblosigkeit, wenigstens Leichtsinn; und

handelt unrechtschaffen an seinem Nächsten. Denn auch so gar ein Christ, der gegen Mahometaner über den Mahomet spotten, weiter nichts als spotten wollte, würde kein rechtschaffner Mann seyn. Er lehre, wenn er glaubt, daß seine Lehren anschlagen werden; und sey überzeugt, daß jede Unwahrheit, die er aufdeckt, sich ohne sein Zuthun von selbst verspotten wird.

Bey dem allen scheinet es, als habe es Herr Cramer selbst empfunden, daß er hier nicht eigentlich mit einem Mann ohne Religion, sondern mit einem Religionsspötter zu thun habe; und zwar auch nur mit diesem in so fern er spottet, und nicht in so fern er keine Religion hat. Denn was ist sein Polidar, den er in dem ersten Zusatze seines Beweises, zu einem Exempel eines Mannes ohne Religion macht, anders, als ein Religionsspötter? Und zwar noch dazu einer von den allerdümmsten, dem man unmöglich einen Funcken Menschenverstand zugestehen kann; denn er spottet über Lehren, die er niemals untersucht hat, und macht Lehren lächerlich, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen. Und das heißt ein Mann ohne Religion? Es gemahnt mich nicht anders, als wenn man einen Lahmen beschreiben wollte: ein Lahmer sey ein Mensch ohne Flügel.

Ich wende mich zu dem zweyten Beweise. "Ein „Rechtschaffner muß eine gründliche Erkenntniß „von den Gegenständen haben, gegen welche „man rechtschaffen handeln muß. Indem er „zu dieser Erkenntniß kömmt, gelangt er auch „zur natürlichen Erkenntniß Gottes; und „durch diese zum Wunsche einer Offenbarung. „Alsdann hat er die Pflicht, eine vorgegebene „Offenbarung, ohne sorgfältige Untersuchung „nicht zu verwerfen, vielweniger zu verspot„ten. Thut er es; so ist er (vermöge des ersten „Beweises) nicht rechtschaffen." — Das ist ein Beweis? Und ein zweyter Beweis? Wenn doch Herr Basedow so gut seyn wollte, ihn in eine syllogistische Form zu bringen. Doch er fühlt es selbst, daß dieses Geschwätze auf den ersten Beweis hinausläuft, daß es weiter nichts ist, als der erste Beweis, auf den Religionsspötter näher eingeschränkt. Und in wie fern der Satz von diesem gilt, darüber habe ich mich erklärt. Er gilt von ihm, nicht in so fern er keine Religion hat, sondern in so fern er spottet.

Also der dritte Beweis: "Wegen der Macht „der Leidenschaften ist nicht zu erwarten, daß „ein Mensch, der weder geoffenbarte noch na„türliche Religion hat, die gesellschaftlichen „Pflichten zu erfüllen geneigt sey, und also in

„dieser eingeschränkten Bedeutung ein recht„schaffner Mann seyn könne. Man hat aber „bessern Grund es zu hoffen, wenn er die Re„ligion in seinem Verstande für wahr hält, „und sein Herz zur Ausübung derselben ge„wöhnt.„ Auch dieses Raisonnement ist kein Beweis unsers Satzes. Herr Basedow hat für gut befunden, meine Einwendung dagegen gar nicht zu verstehen. Ich sage nemlich: Hier ist die ganze Streitfrage verändert; anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit seyn könne, sucht man nur taliter qualiter so viel zu erschleichen, daß es wahrscheinlicher sey, es werde eher ein Mann von Religion, als ein Mann ohne Religion rechtschaffen handeln. Aber weil jenes wahrscheinlicher ist, ist dieses darum unmöglich? Und von der Unmöglichkeit ists gleichwohl in dem Satze die Rede: Es kann keine Rechtschaffenheit ohne Religion seyn. Herr Basedow sagt selbst, es solle diesem Beweise der zweyte Zusatz zur Einleitung dienen. Und wie lautet der zweyte Zusatz? "Der Mensch hat eine natürli„che Neigung zu denen Handlungen, die, „wenn sie aus dem rechten Grunde geschehen, „rechtschaffen heissen. Aber diese Neigung ist „im hohen Grade schwach und unzuverläßig.„ Warum ist sie so schwach und unzuverläßig? We-

gen der Gewalt der Leidenſchaften. Und dieſe zu bändigen, das lehrt uns nur die Religion? Oder haben wir nicht auch hinlängliche Gründe, unſere Leidenſchaften der Vernunft zu unterwerfen, die mit unſern Verhältniſſen gegen ein höchſtes Weſen in gar keiner Verbindung ſtehen? Ich ſollte es meynen. Haben wir nun dergleichen: ſo kann jene natürliche Neigung zu rechtſchaffnen Handlungen, ſo ſchwach und unzuverläßig ſie wegen der Leidenſchaften immer ſeyn mag, wenn wir dieſe ihre Hinderniſſe aus dem Wege räumen, auch ohne Religion ſtark und zuverläßig werden. Und kann ſie das, wie ſteht es nun den Cramerſchen Beweis? Iſt es nicht offenbar, daß er ihn durch dieſen Zuſatz ſelbſt untergraben hat? Herr Baſedow ſage nicht: Aber die Religion giebt uns noch mehrere Gründe, unſre Leidenſchaften zu bemeiſtern ꝛc. Das gebe ich zu. "Allein, habe ich „damals ſchon erinnert, kömmt es denn bey unſern „Handlungen blos auf die Vielheit der Bewegungs„gründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der In„tenſion derſelben? Kann nicht ein einziger Beweg„ungsgrund, den ich lange und ernſtlich nachgedacht „habe, eben ſo viel ausrichten, als zwanzig Be„wegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzig„ſten Theil von jenem Nachdenken geſchenkt habe„? Wenn Herr Baſedow das nicht verſteht: ſo kann

ich ihm freylich nicht helfen; und man muß ihm erlauben, so lange zu schwatzen als er will.

Und wahrhaftig, sein Geschwätze erregt ordentlich Mitleiden. Er räumt es ein, daß ein Mann ohne Religion ein sehr unbestimmtes Wort sey; aber doch, meynet er, habe Herr Cramer nicht nöthig gehabt, es zu bestimmen. Und warum nicht? „Der Herr Hofprediger, sagt er, trägt im Nordischen Aufseher kein System vor, und hat die Absicht nicht, allen möglichen Chikanen eines Widersachers auszuweichen. Sonst hätte er allerdings „ausdrücklich anzeigen müssen, ob er unter einem „Manne ohne Religion, einen solchen verstehe, „der gar keine hat, oder nur denjenigen ꝛc.„ Kann man eine größere Absurtität sagen? Deswegen, weil der Herr Hofprediger kein System schreibt, darf er unter eben demselben Worte, bald das, bald jenes verstehen? Herr Basedow wird nie ein System schreiben: ich wette darauf.

In dem ersten Beweise, fährt er fort: meynet Herr Cramer einen Mann ohne alle Religion; in dem zweyten einen leichtsinnigen Spötter der Religion; und in dem dritten wieder einen Mann ohne alle Religion. Als dem Verfasser eines Wochenblatts, versichert er, sey ihm diese Vertauschung erlaubt gewesen; und ich verdiene den Abscheu der Welt,

und habe das ſchwärzeſte Laſter begangen, weil ich Böſewicht geglaubt habe: "Der Nordiſche „Aufſeher müſſe und wolle in dieſer ganzen Abhand„lung den Satz: ohne Religion iſt keine Recht„ſchaffenheit, in einer und derſelben Bedeutung „verſtehen.„

Das habe ich leider geglaubt. Ja ich habe ſogar geglaubt, daß Herr Cramer unter einem Manne ohne Religion, blos einen Mann verſtehe, der die chriſtliche Religion in Zweifel ziehet. Denn ich Böſewicht ſetzte voraus, Herr Cramer werde doch etwas haben ſagen wollen; er werde doch lieber etwas falſches (das ihm aber wahr ſcheine), als gar nichts haben ſagen wollen. Nun aber, da uns Herr Baſedow ſein Wort giebt, daß Herr Cramer wirklich gar nichts habe ſagen wollen: muß ich mich freylich auf den Mund ſchlagen. Sie glauben nicht, wie ich mich ſchäme! Wollte doch der Himmel, daß ich mich vor den Augen der Welt verbergen könnte!

Fünf und vierzigſter Brief.

Herr Cramern muß es alſo hier gegangen ſeyn, wie es allen gehet, die ihre Gedanken unter der Feder reif werden laſſen. Man glaubt eine große Wahrheit erhaſcht zu haben; man will ſie der Welt ins Licht ſetzen; indem man damit beſchäftiget iſt, fängt man

selbst an, sie deutlicher und besser einzusehen; man sieht, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung zu seyn schien; unterdessen hat man sein Wort gegeben; das will man halten; man dreht sich jetzt so, jetzt anders; man geht unmerklich von seinem Ziele ab; und schließt endlich damit, daß man etwas ganz anders beweiset, als man zu beweisen versprach; doch immer mit der Versicherung, daß man das Versprochene bewiesen habe. Amphora coepit institui, currente rota urceus exit.

Ohne Religion kann keine Rechtschaffenheit seyn! diesen großen Satz wollte Herr Cramer beweisen, um alle Gegner der Religion, wo nicht auf einmal in die Enge zu treiben, doch wenigstens so zu brandmarken, daß sich keiner seine Entfernung von der Religion mehr öffentlich rühmen dürfe. Der Vorsatz war vortrefflich, und eines eifrig Gottesgelehrten würdig. Schade nur, daß sich die Wahrheit nicht immer nach unsern guten Absichten bequemen will. Nicht will? O sie wird müssen; wir verstehen uns aufs beweisen. "Denn, sagt Herr Cramer, „ein Mensch welcher sich rühmet, daß er keine Pflicht „der Rechtschaffenheit vernachläßige, ob er sich gleich „von demjenigen befreyt achtet, was man unter dem „Namen der Frömmigkeit begreift, ist — ein Lügner, muß ich sagen, wenn ich nicht strenge, son-

„dern nur gerecht urtheilen will; weil er selbst gesteh„het, kein rechtschaffener Mann gegen Gott zu „seyn.„ Da steht der Beweis; und er ist noch dazu schön gesagt. Nun will Herr Cramer weiter gehen. Aber indem überlegt er seinen Beweis noch einmal: "Ein Rechtschaffener sucht alle Pflichten zu er„füllen, auch die Pflichten der Religion; nun sucht „ein Mann ohne alle Religion diese nicht zu erfül„len, ergo — Denn er hält sie für keine Pflichten:„ fällt ihm ein, ehe er sein Ergo ausdenkt. "Er hält „sie für keine? das ist etwas anders. So fällt mein „Beweis in die Brüche. Ich striche ihn gern aus; „wenn ich nicht alles ausstreichen müßte. Ich muß „sehen, wie ich mir helfe.„ — Geschwind schlägt er also die Volte, und schiebt uns für einen Mann ohne alle Religion, einen Religionsspötter, einen Dummkopf unter, der über Lehren spottet, die er niemals untersucht hat. — "Und so einer kann „doch kein rechtschaffener Mann seyn?„ — Kein Mensch wird ihn dafür erkennen. — "Kein Mensch? „Ja, nun habe ich zu wenig bewiesen. Vorhin zu „viel, jetzt zu wenig: wie werde ich es noch machen, „daß ich mich mit meinem frommen Paradoxo durch„bringe?„ — So denkt er, und schleicht sich stillschweigend aus dem Paradoxo in die angrenzende Wahrheit. Anstatt zu beweisen, daß ohne Religion

keine Rechtschaffenheit seyn könne, beweiset er, daß da, wo Religion ist, eher Rechtschaffenheit zu vermuthen sey, als wo keine ist. Das, sage ich, beweiset er versichert aber jenes bewiesen zu haben, und schließt. — Nun, ihr Herrn Basedows,

—— —— Jovis summi causa clare plaudite!

Wie gesagt: so muß es Herr Cramern hier gegangen seyn. Er versprach etwas zu beweisen, wobey wir alle die Ohren spitzten, und currente calamo bewies er etwas, was keines Beweises braucht. Ich aber, der ich mir dieses von dem Herrn Cramer nicht so gleich einbilden konnte, that ihm dabey Unrecht, bloß weil ich ihm nicht gern Unrecht thun wollte. Ich glaubte nemlich, er verstehe unter einem Manne ohne Religion, einen Mann ohne Christenthum; ich hielt ihn für einen übertriebenen Eiferer, um ihn für keinen Mann zu halten, der so schreibt, als es in der Hitze des Disputs kaum zu reden erlaubt ist.

Sechs und vierzigster Brief.

„Warum verschweigt der Kritikus die Rechtfertigung, die Herr Cramer seinem Rathe (einem Kinde „den Erlöser, vors erste nur als einen frommen und „heiligen Mann vorzustellen) wahrlich um schwächerer Personen willen, als ein Journalist seyn sollte,

„in demſelben fünfzigſten Stücke zugefügt hat?„ — So fragt Herr Baſedow, und wahrlich in einem Tone, daß ein treuherziger Leſer darauf ſchwören ſollte, ich hätte dieſe Rechtfertigung aus bloſſer Tücke verſchwiegen. Und ich bin mir doch bewußt, daß ich ſie aus bloſſem Mitleiden verſchwiegen habe.

Denn wie lautet dieſe Rechtfertigung? So wie folget: "Mein Vater fand ſelbſt in der Offenbahrung „eine Anleitung zu einer vorzüglichen Art des Unter„richts in dieſen uns ſo nothwendigen und unentbehr„lichen Lehren, und zwar ſo wohl in der vortrefli„chen Rede, die Paulus vor den Athenienſern, als in „der Schutzrede, die er vor dem Landpfleger Felix „und dem Könige Agrippa hielt. „In beyden redet „er von Chriſto: aber auf eine ſolche Art, die uns „lehrt, wie man diejenigen von ihm unterrichten „müſſe, die noch gar keine Erkenntniße von ſeiner er„habenen und herrlichen Perſon haben. Er ſchwieg „mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem „erſten Unterrichte, den er den Athenienſern gab, von „den ſchweren und tiefſten Geheimniſſen des Chri„ſtenthums. Er fieng damit an, daß er ihnen einen „Begriff von der Gottheit beyzubringen ſuchte. Die „Schöpfung und Regierung der Welt von Gott, und „ſeine Vorſehung, die Schuldigkeit ihn kennen zu ler„nen, und ſeinen Geſetzen zu gehorchen, und das künf-

„tige Gericht durch einen Menſchen, den er dazu er„ſehen, und deswegen von den Todten erweckt hätte, „waren die erſten Lehren, die er ihnen verkündigte: „und er wählte ſie offenbar deswegen, weil ſie ſchon „einige obgleich falſche Begriffe davon hatten. So „wenig ſagt er das erſtemal von Chriſto, als er gleich „genug ſagte, ihre Neubegierde und Aufmerkſamkeit „zu reizen. Lehren von einem tiefern Innhalte wür„den eine ganz widrige Wirkung hervorgebracht, und „ihren Verſtand nicht ſowohl erleuchtet, als verblen„det haben. Man ſieht dieſen großen Lehrer der Völ„ker in ſeiner Schutzrede vor Felix und Agrippa eine „ähnliche Methode beobachten, und ihn aus den Leh„ren von dem Heilande der Welt dasjenige ausſuchen, „was von einem noch ununterrichteten Verſtande „am leichteſten gefaßt werden konnte. Er machte ih„nen Chriſtum, welches beſonders merkwürdig iſt, „zuerſt nicht als einen Verſöhner, der für die Men„ſchen eine vollkommene Genugthuung geleiſtet hätte, „ſondern als den Lehrer des menſchlichen Geſchlechts „bekannt, als den, der verkündigen ſollte ein Licht „dem Volke Iſrael und den Heiden.

„Dieſe Rechtfertigung (ſetzt Herr Baſedow von „dem Seinigen hinzu) iſt vollkommen gründlich, und „dem Ritſchl zu ſtark, als daß er ihrer erwehnen „dürfte. Man darf nicht ſagen, daß das Apoſtoliſche

„Exempel deswegen, weil Heiden und Juden Meynungen hatten, die den Geheimnißen des Christenthums gerade entgegen gesetzt waren, einem stufenweise zunehmenden Unterrichte der Kinder nicht zur Rechtfertigung dienen könne. Denn erstlich erhellet doch so viel daraus, daß es nicht ketzerisch sey, von Christo anfangs dasjenige zu sagen, was weniger wunderbar ist, und vors erste von dem Schweren und Geheimnißvollen zu schweigen. Zweytens ist das Unvermögen kleiner Kinder, den Ausdruck der Geheimniße zu verstehen, gewiß eine eben so wichtige Ursache dieser Lehrart, als die Vorurtheile der Juden und Heiden.

Herr Basedow glaube ja nicht, daß ich auf diesen Einwurf, den er sich selbst macht, und selbst beantwortet, bestehen werde. Und warum nicht? Weil er eine Kleinigkeit als unstreitig voraussetzet, an der ich nun die Freyheit nehme, noch sehr zu zweifeln. An der ich zweifle? Die ich schlechterdings leugne. Und welches ist diese Kleinigkeit? Nun diese: daß Paulus bey besagten Gelegenheiten besagte Methode wirklich gebraucht habe.

Dieß, wie gesagt, leugne ich. Urtheilen Sie, ob ich Grund habe. — Zuerst von der Rede des Apostels vor den Athenienſern. *) Den Apostel wird

*) Apostelgeschicht XVII.

vor Gerichte geführet, und er soll da sagen, was dieses für eine neue Lehre sey, die er lehre. Er fängt an zu reden; wirft ihnen ihren Aberglauben vor; dringet auf den wahren Begriff einer einzigen höchsten Gottheit, der ihren eignen Weisen nicht ganz unbekannt gewesen sey; und eilet zu der Sache zu kommen, die man eigentlich von ihm zu wissen verlangt, zu seiner neuen Lehre. Die Worte, Und hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen; nun aber gebeut er allen Menschen an allen Enden Buße zu thun; diese Worte, sage ich, sollen den Einwurf vorläufig beantworten, den man von der Neuheit seiner Lehre hernehmen könnte; und nun ist er auf einmal Mitten in seiner Materie: Darum, daß er einen Tag gesetzt hat auf welchen er richten will, den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem ers beschlossen hat, und jedermann fürhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Todten auferweckt. Das sind die Sätze, über die er sich nunmehr weiter verbreiten will; die er den Atheniensern in der Folge seiner Rede näher erklären will. Aber was geschieht? Da sie hörten die Auferstehung der Todten, da hattens etliche ihren Spott, etliche aber sprachen: wir wollen dich davon weiter hören. Es waren

theils

theils Epikurer, theils Stoiker, die den Apostel vor Gerichte geführt hatten. Die Epikurer spotteten; die Stoiker wurden kalt: jene lachen; diese gähnen: keiner besteht auf seiner Anklage, und also gieng Paulus von ihnen. Nun frag ich: wie kann man dieses für eine ganze, vollständige Rede des Apostels halten. Es ist ja offenbar nichts mehr, als der bloße Anfang einer Rede. Er ward unterbrochen; man wollte ihn nicht mehr hören, als er nun eben auf das kam, wovon Herr Cramer sagt, daß er es vorsetzlich mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte verschwiegen habe. Verschwiegen? Verschweigt man das, wozu man uns nicht kommen läßt? Paulus erwähnt des Glaubens, erwähnt des Gerichts: aber seine Zuhörer gehen fort. Lag die Ursache also in dem Paulus, lag sie also in seiner didaktischen Klugheit, von dem minder Wunderbaren anzufangen, daß er ihnen von diesem Glauben nicht mehr sagte? daß er sie den Mann nicht näher kennen lehrte, durch welchen Gott den Kreis des Erdbodens richten wolle? Herr Cramer macht, zu meinem nicht geringern Erstaunen, aus diesem Manne einen Menschen; aus diesem Manne, den Petrus mit einer ihm selbst am besten bewußten Emphasis *) den Mann von Gott

*) Apostelg. II. 22.

nennt, einen Menschen! Ich möchte doch wissen, wie er diese Vertauschung bey unsern Exegeten verantworten wollte. Sie ist ganz gewiß unverantwortlich; ob ich sie gleich für weiter gar nichts ausgeben will, als für eine Uebereilung des Herrn Hofpredigers. Hätte Paulus weiter reden können, so würde sein zweytes Wort unfehlbar von der Gottheit dieses Mannes gewesen seyn. Denn er beobachtete in diesem Punkte die menschliche Klugheit des Herrn Hofpredigers so wenig, daß er schon vorher zu Athen auf dem Markte alle Tage, zu denen, die sich herzufanden, von der Gottheit Christi gesprochen hatte. Wie hätte sonst der heilige Geschichtschreiber hinzusetzen können: Etliche aber der Epikurer und Stoiker, Philosophi zankten mit ihm, und etliche sprachen: Was will dieser Lotterbube sagen? Etliche aber: Es siehet, als wolle er neue Götter verkündigen. Das macht, er hatte das Evangelium von Jesu, und von der Auferstehung Christi verkündigt. Man überlege die Worte: „Es scheinet, als wolle er neue Götter verkündigen; das „machte, er hatte ihnen das Evangelium von Jesu verkündiget.“ Nichts kann deutlicher seyn. Folglich kann Herr Cramer aus der obigen Rede für sich nichts schließen. Erstlich, weil sie nicht der erste Unterricht war, den der Apostel den Athenäern gab; und zweytens weil es eine abgebrochene Rede

war. Vielmehr kann man den Herrn Cramer aus dieſem Exempel förmlich widerlegen; weil es drittens offenbar iſt, daß der Apoſtel gerade das Gegentheil von dem gethan hat, was er ihn thun läßt; daß er ſeinen Unterricht ohne Umſchweife von der Gottheit Chriſti angefangen hat. Denn er ſchien neue Götter zu verkündigen, weil er ihnen das Evangelium von Jeſu verkündigte.

Ich hätte hier eine feine Gelegenheit, gelehrte Bücher zu plündern, und meinem Briefe ſelbſt dadurch ein gelehrtes Anſehen zu geben. Aber wer betrachtet gern etwas durch ein Vergröſſerungsglas, was er mit bloſſen Augen deutlich genug ſehen kann? Erlauben Sie mir unterdeſſen, nur einen einzigen Mann anzuführen, deſſen exegetiſche Gelehrſamkeit ein wenig mehr auſſer Zweifel geſetzt iſt, als des Herrn Cramers oder meine. Es iſt D. Heumann. Herr Baſedow ſey ſo gut, und leſe dieſes würdigen Gottesgelehrten Erklärung der Apoſtelgeſchichte, wenn er die Meynung ſeines Freundes von der obigen Rede des Paulus, Vers vor Vers widerlegt und verworfen finden will. Gleich Anfangs gedenkt der Doktor der Vorſtellungen, welche Sebaſtian Schmidt, und Franciskus Fabricius von dieſer Rede des Apoſtels gemacht haben, und ſagt: „Beyden aber kann ich darinn keinen Beyfall geben,

„wenn sie glauben, es habe Paulus diese Rede an „die Professoren der Stoischen und Epikurischen Weis„heit gehalten, und daher die Lehren der Vernunft „von Gott oder der philosophischen Theologie vor„nehmlich vorgetragen. Der letztere, Fabricius, „will auch die Klugheit unsers heiligen Redners zei„gen, und suchet sie auch darinnen, daß Paulus „Gott nicht den Gott Abrahams, Isaacs und Jakobs „genennet, auch seine Lehren nicht aus den Prophe„ten, sondern aus heidnischen Poeten, bestätigt, wie „auch Jesum nicht einmal mit Namen genennt habe. „Wie unbedachtsam ist doch dieses! Wird nicht auf „diese Weise Paulo fast eben die Klugheit beygelegt, „welche die Jesuiten in China ausüben, deren Be„kehrungsklugheit von ihren eigenen Religionsver„wandten gemisbilliget wird?„ — Was sagen Sie zu dieser Stelle? Der Doktor will von keiner Bekehrungsklugheit wissen, die der Hofprediger eine bewunderswürdige Weisheit nennt. Er schwieg mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte, den er den Athenie„sern gab, von den schweren und tiefsten Ge„heimnissen des Christenthums. Die Rede, die der Apostel auf dem Areopago hielt, war der erste Unterricht nicht, den er den Athenie„sern gab; und in dem vorhergegangenen ersten Unterrichte, sagt

der Doktor ausdrücklich, "lehrte Paulus, Jesus „sey der Sohn Gottes. *) Die Spötter nennten „Jesum einen neuen und fremden, das ist, bisher „unerhörten Gott. Sie sagten neue Götter, und „meynten doch nur den von Paulo gepredigten Je„sum. Diese Art zu reden ist gewöhnlich, wenn man „indefinite redet ꝛc.„ Eben so ausdrücklich behauptet der Doktor, daß Paulus in der gedachten Rede selbst, allerdings von den eigentlichen Glaubenslehren würde geredet haben, wenn ihr das laute Gelächter der spöttischen Zuhörer nicht aufzuhören geboten hätte. Er erklärt die letzten Worte κατ' ανδρα μαρτυρα τουτου durch, "die Glaubenslehren allen Menschen „vortragen, und sie belehren, daß, die Seligkeit „zu erlangen, der Glaube an Jesum das einzige Mit„tel sey„. Er sagt nicht, daß der Apostel den Athenäern nur deswegen von einem künftigen Gerichte durch einen Mann, den Gott dazu ersehen, gepredigt, weil dieses eine Lehre gewesen sey, von welcher sie schon einige, obgleich falsche Begriffe gehabt hätten: sondern er sagt, daß es deswegen geschehen sey, weil Paulus durch diese drohende Vorstellung des Gerichts, seine Zuhörer aufmerksam machen, und bewegen wollen, daß sie den Beweis seiner göttlichen Gesandschaft

*) S. dessen Erklärung des neuen Testaments, Seite 246 des sechsten Theiles.

von ihm verlangen möchten. „Diesen Beweis, fährt „der Doktor fort, würde er ihnen überzeuglich gege„ben haben, wenn sie nicht bald darauf mit spöttischem „Schreyen ihm in die Rede gefallen wären, und die„selbe zu beschliessen, ihn genöthigt hätten. ꝛc.

Nun von des Apostels Schutzrede vor dem Landpfleger Felix. — Auch in dieser ist nicht die geringste Spur von der didaktischen Klugheit, welche die Methode des Herrn Cramers entschuldigen soll. Und wie könnte es auch? Paulus hat darinn nichts weniger als die Absicht zu unterrichten, und seiner Lehre Proselyten zu schaffen: sondern er sucht einzig und allein die bürgerliche Klage von sich abzulehnen, welche die Juden gegen ihn erhoben hatten. Er zeiget aus den Umständen der Zeit, daß die Beschuldigung, als habe er einen Aufruhr erregen wollen, schon an und vor sich selbst unwahrscheinlich sey, und füget die wahre Ursache hinzu, warum er von den Juden so verleumdet werde; darum nemlich, weil er nach diesem Wege, den sie eine Sekte heissen, also dem Gotte seiner Väter diene, daß er glaube allem, was geschrieben stehet im Gesetze und in den Propheten. Von diesem Wege sagt er alsdenn nur auch ganz allgemeine Dinge, und wenig mehr als ohngefehr einen Einfluß auf den Karakter eines ehrlichen Mannes, eines

ruhigen und wohlthätigen Bürgers haben konnte. Und dieses thut er nicht um den Felix zu gröſſern Geheimnissen vorzubereiten, sondern blos um von ihm als Richter, bürgerliche Gerechtigkeit zu erlangen. Kurz, es ist mir unbegreiflich, wie Herr Crayer in dieser Rede seine Methode hat finden können. Hätte er unterdessen nur einige Zeilen weiter gelesen, so würde er gerade das Gegentheil derselben, auch hier gefunden haben. Nach etlichen Tagen, aber, fährt der Geschichtschreiber fort, kam Felix, mit seinem Weibe Drusilla, die eine Jüdin war, und fodert Paulum, und hört ihn von dem Glauben an Christo. Da aber Paulus redet von der Gerechtigkeit, und von der Keuschheit, und von dem zukünftigen Gerichte, erschrack Felix, und antwortete: Gehe hin auf diesmal, wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her lassen rufen. Diese Stelle ist höchst merkwürdig. Felix und seine Gemahlin hören den Apostel von dem Glauben an Christ, von den unbegreiflichsten Geheimnissen unsrer Religion. Aber nicht über diese unbegreifliche Geheimnisse erschrecken sie; nicht diese unbegreifliche Geheimnisse hatten Schuld, daß sie nicht Christen wurden; sondern das strenge und tugendhafte Leben, auf welches der Apostel zugleich mit drang, das schreckte sie ab, er

Aber ich eile, auch noch ein Wort von der Schutzrede des Paulus vor dem Könige Agrippa, zu sagen. — Ich werde hier recht sehr auf meiner Hut seyn müssen, daß mir nicht etwas hartes gegen den Herrn Cramer entfähret. Seine ganze Theologie mußte ihn verlassen haben, als er schreiben konnte: „Paulus habe Christum dem Agrippa, zuerst nicht „als einen Versöhner, der für die Menschen eine „vollkommene Genugthuung geleistet hatte, sondern „als den Lehrer des menschlichen Geschlechts bekannt „gemacht, als den, der verkündigen sollte ein Licht „dem Volke Israel und den Heiden.„ Das ist zu arg! Hören Sie nur. Agrippa war ein Jude; also ein Mann, der mit dem Apostel in dem Begriffe von dem Messias überein kam; also ein Mann, dem er nicht erst beweisen durfte, daß Gott durch die Propheten einen Messias versprochen habe; sondern den er blos überführen mußte, daß Jesus der versprochene Messias sey. Und dieses that er dadurch, daß er zeigte, die Prophezeyungen, der Messias werde leiden, werde der erste unter denen seyn, die von den Todten auferstehen, diese Prophezeyungen wären in Jesu erfüllt worden. Paulus schwieg also von der Göttlichkeit und Genugthuung des Messias hier so wenig daß er beydes vielmehr bey dem Agrippa voraussetzte. Leiden, Sterben, auferstehen, ein

Licht dem Volke und den Heiden verkündigen; alles dieſes faßt der Apoſtel in einen einzigen Perioden: und doch kann Herr Cramer behaupten, daß er von Chriſto nur als einem Lehrer und nicht als einem Verſöhner gegen den Agrippa geſprochen habe? Er leſe doch nur: Daß Chriſtus ſollte leiden, und der Erſte ſeyn aus der Auferſtehung von den Todten, und verkündigen ein Licht dem Volke und den Heiden.

Und das iſt nun die Rechtfertigung, welche Herr Baſedow vollkommen gründlich, und mir zu ſtark nennet, als daß ich ihrer hätte erwähnen dürfen. Noch einmal: ich habe ihrer aus bloſſem Mitleiden nicht erwähnt.

Sieben und vierzigſter Brief.

Sie ſind meine polemiſchen Briefe müde. Ich glaube es ſehr gern. Aber nur noch eine kleine Geduld; ich habe wenig mehr zu ſagen, und will mich ſo kurz als möglich faſſen.

Wenn Herr Cramer die Rechtfertigung ſeiner Methode in der Offenbarung nicht findet: ſo kann er ſie nirgends finden, als in ſeiner guten Abſicht. Dieſe will ich ihm nicht im geringſten ſtreitig machen. Allein ein Projektmacher, wenn es auch ein

theologischer Projektmacher wäre, muß mehr als eine gute Absicht haben. Sein Projekt muß nicht allein für sich selbst praktikabel seyn, sondern die Ausführung desselben muß auch unbeschadet anderer guten Verfassungen, die bereits im Gange sind, geschehen können. Beydes vermisse ich an dem Projekte des Herrn Cramers. Vors erste ist es für sich selbst nicht praktikabel. Denn so ein Kind, das den Erlöser erst als einen frommen und heiligen Mann, als einen Kinderfreund, soll kennen und lieben lernen, müßte, so lange dieser vorbereitende Unterricht dauerte, von allem öffentliche und häuslichen Gottesdienste zurückgehalten werden; es müßte weder beten noch singen hören, wenn es in den Schranken der mit ihm gebrauchten Methode bleiben sollte. Zweytens streitet das Cramersche Projekt mit mehr als einer angenommenen Lehre unserer Kirche. Ich will jetzt nur die Lehre von dem Glauben der Kinder nennen. Herr Cramer muß wissen, was unsere Kirche von dem Glauben der Kinder, auch schon alsdenn, wenn sie noch gar keine Begriffe haben, lehret, er muß wissen, daß die Frage, die einem Täuflinge geschiehet: Glaubst du ꝛc. mehr saget, als: Willst du mit dem Taufe glauben ꝛc.

Und hier will ich abbrechen. Schließlich möchte ich den Herrn Basedows, folgendes zu überlegen,

stiken. Als ich in dem Nordischen Aufseher eine Methode angepriesen fand, die mir eine unbehutsame Neuerung eines Mannes zu seyn schien, der die strenge Orthodoxie seinen guten Absichten aufopfert; als ich sie mit Gründen angepriesen fand, die den sorgfältigsten Exegeten gewiß nicht betrüben; als ich den betäubenden, niederdonnernden Ausspruch, ohne Religion kann keine Redlichkeit seyn, damit verglich: war es nicht sehr natürlich, daß mir gewisse Gottesgelehrten dabey einfielen, „die sich mit „einer lieblichen Quintessenz aus dem Theistenthume „begnügen, und allem Verdachte der Freydenkerey „ausweichen, wenn sie von der Religion überhaupt „nur fein enthusiastisch zu schwatzen wissen.„ Weder Herr Basedow noch Herr Cramer wird leugnen wollen, daß es dergleichen Gottesgelehrten jetzt die Menge giebt. Wenn aber jener meine allgemeine Anmerkung so auslegt, als ob ich sie schlechterdings auf diesen angewendet wissen wolle; so muß ich seine Auslegung für eine Kalumnie erklären, an die ich nie gedacht habe. Ich sage: „auch der Nordische „Aufseher hat ein ganzes Stück dazu angewandt, „sich diese Miene der neumodischen Rechtgläubigkeit „zu geben.„ Ist denn dieses eben so viel, als wenn ich gesagt hätte: auch der Nordische Aufseher ist einer von diesen Rechtgläubigen? Ich rede so nur

von einer Mine, die er sich geben will. Ich sage ja nicht, daß er sich diese Mine aus eben der Ursache geben will, aus welcher sie jene führen. Jene führen sie, um ihre Freydenkerey damit zu maskiren; und er will sie annehmen, vielleicht weil er glaubt, daß sie gut läßt, daß sie bezaubert. Wenn eine neue Mode aus einer gewissen Bedürfniß entsprungen ist, haben darum alle, welche dieser Mode folgen, die nemliche Bedürfniß? Haben alle, die einen Kragen am Kleide tragen, einen Schaden an ihrem Halse, weil ein solcher Schaden den ersten Kragen, wie man sagt, veranlaßt hat?

Acht und vierzigster Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Basedow in Ansehung des zweyten Mitarbeiters an dem Nordischen Aufseher, des Herrn Klopstocks, mit aller Gewalt setzen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

"Auch das fünf und zwanzigste Stück, sagt Herr Basedow, "von einer dreyfachen Art über Gott „zu denken, dessen Verfasser Herr Klopstock ist, „wird von dem Herrn Journalisten sehr feindselig an„gegriffen. Er muß vermuthlich das Klopstockische „Siegel nicht darauf gesehen haben, wie auf an-

„dern Stücken deſſelben Verfaſſers, von welchen er „mit Hochachtung redet. — Herr Baſedow will „vermuthlich hier ſpotten. Vermuthlich aber wird „der Spott auf ihn zurück fallen.„ Denn geſetzt, ich hätte allerdings das Klopſtockiſche Siegel darauf erkannt: was weiter? Hätte ich es blos deswegen, ohne fernere Unterſuchung, für gut, für vortrefflich halten ſollen? hätte ich ſchlieſſen ſollen: weil Herr Klopſtock dieſes und dieſes ſchöne Stück gemacht hat; ſo müſſen alle ſeine Stücke ſchön ſeyn? Ich danke für dieſe Logik. "Herr Klopſtock, heißt es „an einem andern Orte, ſo gewogen der Kritikus „ſich demſelben auch anſtellt ꝛc.„ Anſtellt? Warum denn anſtellt? Ich kenne den Herrn Klopſtock von Perſon nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn ſo kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kann ihm nicht ſchaden; er ſoll mir nichts helfen: was hätte ich denn alſo nöthig, mich gegen ihn anzuſtellen? Nein, ich verſichere den Herr Baſedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopſtock in allem Ernſte gewogen bin; ſo wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deswegen, weil ich ihn für ein groſſes Genie erkenne, muß er überall bey mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein groſſes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut.

Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige, mit samt seinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtliche Esel, ohne zu straucheln, gehet.

Wer heißt den Herrn Klopstock philosophiren? So gewogen bin ich ihm freylich nicht, daß ich ihn gern philosophiren hörte. Und können Sie glauben, Herr Basedow selbst ist in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden. Sie wissen, was ich dagegen erinnert habe. Erstlich, daß er uns mit seiner dritten Art über Gott zu denken, nichts Neues sage; das Neue müßte denn darinn liegen, daß er das denken nennet, was andere empfinden heißen. Das räumet Herr Basedow ein, und fragt blos: "Ob man denn über alte Dinge etwas neues "sagen müsse? Und ob denn Herr Klopstock nicht "das Recht gehabt habe, das Wort denken anders "zu nehmen, als es in der üblichen Sprache einiger "Systeme genommen werde?" Ich selbst habe ihm dieses Recht zugestanden, und nur wider den Irrthum, auf welchen er dadurch verfallen ist, protestirt; als worinn mein zweyter Einwurf bestand. Er sagt nemlich, daß man durch die dritte Art über Gott zu denken, auf neue Wahrheiten von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und schwach wäre, das, was wir dabey dächten,

anzudeuten. Ich sage: keine neue Wahrheiten! Und was sagt Herr Basedow? "Ich gestehe, es „wäre vielleicht nicht ganz abzurathen gewesen, den „Ausdruck neue Wahrheiten zu vermeiden, oder „ihn vielmehr zu erklären.„ Das gesteht Herr Basedow, und doch zankt er mit mir. Ja freylich; wenn es erlaubt ist, allen Worten einen andern Verstand zu geben, als sie in der üblichen Sprache der Weltweisen haben: so kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieses Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hatte ich wirklich das Klopstockische Siegel auf dem gedachten Stücke nicht gesehen? O nur allzudeutlich: und ich dächte, ich hätte es auch nur allzudeutlich zu verstehen gegeben. Ich schrieb nehmlich: „Ich ver„denke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloß ge„geben so etwas auch nur vermuthen zu können.„ Dieses Er war nicht umsonst in dem Manuscripte unterstrichen, ward nicht umsonst mit Schwabacher gedrukt. Dieses Er war Herr Klopstock. Denn Herr Basedow wird doch wohl wissen, wofür die Gottschede und Hudemanns den Herrn Klopstock halten. Dieser Leute wegen that es mir im Ernste leid, daß Er eine Theorie verrathen habe, die ihren kahlen Beschuldigungen auf gewisse Weise zu statten komme.

Und so wenig ich aus des Herrn Klopstocks Philosophie mache, eben so wenig mache ich aus seinen Liedern. Ich habe davon gesagt: "sie wären so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabey empfinde." Herr Basedow hingegen sagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: "Es ist, wie mich dünkt, ganz so gedankenreich und schön, wie die folgende Strophe:

Jesus, Gott wird wiederkommen.
Ach laß uns dann mit allen Frommen
Erlöst zu deiner Rechten stehn!
Ach du müssest, wenn in Flammen
Die Welt zerschmilzt, uns nicht verdammen!
Laß alle kämpfen dich zu sehn!
Dann setz auf deinen Thron
Die Sieger, Gottes Sohn,
Hosianna!
Zur Seligkeit
Mach uns bereit,
Durch Glauben, durch Gerechtigkeit.

Das nennt Herr Basedow gedankenreich? Wenn das gedankenreich ist, so wundere ich mich sehr, daß dieser gedankenreiche Dichter nicht längst der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden ist. Ist das der Dichter, der jenen Traum vom Sokrates gemacht hat? Damit aber Herr Basedow und seines gleichen, nicht etwa meynen mögen, daß mein Urtheil

über

über die Klopstockischen Lieder, ein bloßer witziger Einfall sey, so will ich ihnen sagen, was ich dabey gedacht habe. Es kann wahr seyn, dachte ich, daß Herr Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen ist. Weil er aber blos diese seine Empfindungen auszudrücken suchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bey ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg und uns nicht mittheilen wollte: so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabey gehabt hat, erheben können. Er hat also, wie man im Sprüchworte zu sagen pflegt, die Leiter nach sich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten seiner, so voller Empfindung sind, daß ein unvorbereiteter Leser oft gar nichts dabey empfindet. Der Hamburgische Anzeiger sagt, es sey ihm dieses mein Urtheil eben so vorgekommen, "als „ob jemand von Lessings schönen Fabeln urtheilen „wollte, sie wären so witzig, daß sie oft ganz aber„witzig darüber würden.„ Der Herr versuche nunmehr, ob er in seine Instanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urtheile liegt. Desto schlimmer aber für Lessingen, wenn seine Fabeln nichts als witzig sind?

Neun und vierzigster Brief.

Herr Baſedow — und nun werde ich ſeiner zum letztenmale gedenken, — wirft auf allen Seiten mit Liebloſigkeiten, mit Verleumdungen um ſich; und der Hamburgiſche Anzeiger ſagt, daß ein ſehr niedriger Bewegungsgrund mich aufgebracht habe, den Aufſeher als ein höchſt ſchlechtes Werk herunter zu ſetzen. Beyde Herren muß ein verborgenes Geſchwür jucken, das ſie mit aller Gewalt aufgeſtochen wiſſen wollen. Ihr Wille geſchehe alſo. Ich wünſche, daß die Operation wohl bekommen möge.

Erinnern Sie ſich wohl des erdichteten Briefes, den der nordiſche Aufſeher in ſeinem ſieben und dreyſigſten Stücke mittheilet? Vielleicht haben Sie ihn überſchlagen. Ich meyne folgenden.

„Mein Herr!

„Hoffentlich werden Sie ſich doch, bey dem „Schluſſe des erſten Theils ihrer Blätter, in Kupfer „ſtechen laſſen. Ich habe Sie zwar noch nicht ge„ſehen, ſo oft ich ſie auch auf unſern Spatziergän„gen aufgeſucht habe, und ich habe ein ſcharfes Ge„ſicht. Gewiß Sie entziehen ſich dem Publiko all„zuſehr. Demnach getraue ich mir, Sie vollkommen „zu treffen. Das verſpreche ich: Ihr Portrait ſoll „keinem in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften

„etwas nachgeben. Ein altes saures Gesicht mit „Runzeln, wie Gellert und ein anderer Dichter; „tiefsinnig; schief; auch ein wenig mürrisch; denn „im Schatten bin ich stark. Nicht wahr? Ich warte „nur auf Ihre Erlaubnis, mein Herr, um den Grab„stichel in die Hand zu nehmen; die Platte ist schon „fertig. Ich mache auch Inscriptionen in Prosa „und Versen, wenn Sie sie haben wollen. Ihr „Verleger ist, wie ich höre, so eigen, daß er Ihr Bild „dem Werke, ohne Ihr Wissen nicht vorsetzen will. „Aber der wunderliche Mann! Er soll nicht dabey „zu kurz kommen; das Buch wird gewiß desto bessern „Abgang haben. Nur muß er meine Mühe nicht „umsonst verlangen.

„Das will ich Ihnen noch im Vertrauen stecken: „Ich kenne eine etwas betagte reiche Wittwe, welche „alle Augenblicke bereit ist, sich in Sie zu verlieben, „wenn Sie so aussehen, wie ich Sie zeichnen will. „Die Frau sieht nicht übel aus. Sie sind doch noch „Wittwer? Ich bin Mein Herr

Ihr unterthänigster Diener,

Philipp Rauk,

Kupferstecher.

Ich frage einen jeden, dem es bekannt ist, daß der Kupferstecher, der ein Paar Portraits vor der Bibliothek der schönen Wissenschaften gemacht

hat, wirklich Rauke heißt, ob diesem Briefe das geringste zu einem förmlichen Pasquille fehlt? Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte, als ich sahe, daß sich ein Mann, wie der Nordische Aufseher, der von nichts als Religion und Redlichkeit schwatzt, der es seiner Würde für unanständig erklärt hatte, sich mit der Satyre abzugeben, daß sich so ein Mann so schändlich vergangen hatte. Gesetzt der Künstler spräche zu ihm: "Mein Herr, der sie so „eigenmächtig nicht Tadel, sondern Schande austheilen, darf ich wohl wissen, wie ich zu diesem „Brandmahle komme? Es ist wahr, ich habe eines „von den bewußten Portraits gestochen; aber nicht „aus freyem Willen, sondern weil es mir aufgetragen ward, weil mir die Arbeit bezahlt ward, „und ich von dieser Beschäftigung lebe. Ich habe „mein Bestes gethan. Allein man hat mir ein so „schlechtes Gemählde geliefert, daß ich nichts „besseres daraus habe machen können. Ich sage „Ihnen, daß alle die Fehler, die sie in meinem Stiche tadeln, in dem Gemählde gewesen sind; und „daß ein Kupferstecher keinen Fehler des Gemähldes „nach Gutdünken verbessern kann, ohne in Gefahr „zu seyn, die Aehnlichkeit auf einmal zu vernichten. „Was weis ich, ob Herr Gellert ein Adonis ist, oder „ein feines Gesicht mit Runzeln hat? Was weis ich,

„ob der andere Dichter (den ich nicht einmal gesto-
„chen habe) schief und mürrisch aussieht? Wir Kupfer-
„stecher stechen die Leute, wie wir sie gemahlt finden.
„Und als Kupferstecher, sollte ich meynen, hätte ich
„doch immer noch einen Stichel gezeigt, der fester
„und kühner ist, und mehr verspricht, als daß er eine
„so öffentliche Beschimpfung verdient hätte. Doch,
„dem sey wie ihm wolle. Wenn ich auch schon der
„allerelendeste Kupferstecher wäre, warum gehen Sie
„aus den Schranken des kritischen Tadels? Warum
„muß ich noch etwas schlimmeres als der elendeste
„Kupferstecher, warum muß ich ihr Kuppler seyn?
„Muß ich ihr Kuppler seyn, weil ihre Freunde das
„Unglück durch mich gehabt haben, nicht so schön und
„artig in der Welt zu erscheinen, als sie sich in ihren
„Spiegeln erblicken? Dieses einzige frage ich Sie:
„muß ich darum ihr Kuppler seyn?„ — Wenn,
sage ich, der Künstler zu dem Aufseher so spräche;
was könnte der fromme, redliche, großmüthige
Mann antworten?

Herr Basedow möchte gar zu gern meinen Na-
men wissen. Gut; er soll ihn erfahren, sobald ei-
ner von ihnen, entweder Herr Cramer, oder Herr
Klopstock, oder Er selbst, das Herz hat, sich zu die-
sem Pasquille zu bekennen.

Fünfzigster Brief.

Sie kennen doch den Aesopischen Zahnschreyer, Hermann Axel, den die Schweizerischen Kunstrichter vor einigen Jahren mit so vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterschied sich von andern Zahnschreyern besonders dadurch, daß er sehr wenig redte. Wenn er aber seinen Mund aufthat, so geschah es allezeit mit einer Fabel. Der schnackische Mann war in der Schweiz überall willkommen; er durfte ungebeten bey den Tafeln und Gastmählern vornehmer und geringer Personen erscheinen; man hielt dafür, daß seine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischte, überflüßig bezahlt sey; unter andern wußte er sehr viel von Gauchlingen zu erzehlen; wie die Gauchlinger über ihre böse Bach rathschlagen; wie die Gauchlinger nicht Spitzhosen anstatt Pluderhosen tragen wollen; wie die Gauchlinger ꝛc. Alle diese Gauchlingiana haben seine Freunde zu Papiere gebracht, und sie in den Freymüthigen Nachrichten, in den Kritischen Briefen, in der Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln, zum ersten, zweyten, dritten und der Himmel gebe, letzten male drucken lassen.

Das alles wissen Sie. Aber wissen Sie auch, daß Hermann Axel noch lebt? Daß er nunmehr auf

seine eigene Hand ein Autor geworden ist? Daß er einen kläglichen Beweis gegeben, wie wirksam das Gift seiner Schmeichler auf seinen gesunden Verstand gewesen seyn müsse? Diese bösen Leute hatten ihn und den Aesopus so oft zusammen genennt, bis er sich wirklich für einen zweyten Patäkus (ὁς ἑφασκε τὴν Αἰσωπου ψυχὴν ἐχειν *) gehalten. Nun fiel Leßingen vor kurzem ein, an dieser Seelenwanderung zu zweifeln, und verschiedenes wider die Arelische Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer besser kennen sollen. Er hätte wissen sollen, daß sie den geringsten Widerspruch mit der plumpsten Schmähschrift zu rächen gewohnt sind. Hermann Arel spricht zwar wenig; aber er kann desto mehr schreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausschütten. Er wird Stoppen und Kräuterbündeln um sich werfen. Er wird — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat. **Leßingische unäsopische Fabeln: enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Leßings von der Kunst Fabeln zu verfertigen.** **)

*) Plutarch im Leben des Solons.

**) Zürich, bey Orell und Compagnie, in Oktav.

Dieſes Buch, welches um die Hälfte ſtärker iſt als die Leßingiſchen Fabeln ſelbſt, hat ſo viel ſonderbare Seiten, daß ich kaum weiß, von welcher ich es Ihnen am erſten bekannt machen ſoll. So viel läßt ſich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und Abhandlungen beſtehet. Jene ſollen ſpöttiſche Parodien auf Leßings Fabeln ſeyn; und in dieſen ſoll die Leßingiſche Theorie von Fabeln mit Gründen beſtritten werden. Hermann Axel dünkt ſich in Schimpf und Ernſt maitre paſſé: er will nicht bloß die Lacher auf ſeiner Seite haben, ſondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fratzengeſichtern an, und hört mit Runzeln auf. Aber woher weis ich es, werden Sie fragen, daß Hermann Axel der Verfaſſer von dieſen Leßingiſchen unäſopiſchen Fabeln iſt? Woher? Er hat ſich ſelbſt dazu bekannt, indem er verſchiedene von den Fabeln, die ihm in den Kritiſchen Briefen beygelegt werden, hier wieder aufwärmt, hier zum viertenmale drucken läßt. Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht dieſe ſowohl als jene ſeine wären; wenn er nicht beyde für Geburten von ihm erkannt wiſſen wollte?

Leſen Sie nur gleich die erſte Fabel, um alle die Beſchuldigungen auf einmal zu überſehen, die er ſeinen witzigen Antagoniſten macht. Witzig iſt hier ein Schimpfwort, muß ich Ihnen ſagen. Denn

mit allem würde Leßing vor ihm noch eher Gnade finden, als mit seinem Witze. Den kann er durchaus nicht leiden.

Die neue Fabel-Theorie.

„Ich saß an einem murmelnden Bache auf einem „glatten Steine, und rief die Muse an, die den Aesopus seine Fabeln gelehrt hatte. Indem kam mit „seltsamen Bocksprüngen eine Gestalt wie eines Faunus aus dem nahen Walde hervor; er kam gerade „auf mich zu, und sagte: Die Muse hört dich nicht, „sie ist jetzo beschäftiget einem Poeten beyzustehen, der „den Tod Sauls und Jonathans singt: Ich will „statt ihrer dir bey deiner Geburt helfen. Ich bin von „dem Gefolge der Musen, und diene den Poeten und „Mahlern nicht selten bey ihrer Arbeit; sie nennen „mich Capriccio, ich bin jener Geist

—— —— ille ciens animos & pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

„Die Deutschen haben mir noch keinen Namen gegeben, und nur wenige von ihnen kennen mich. Ich „machte eine tiefe Verneigung, und sagte, daß ich „bereit wäre, mit ihm auf die Fabeljagd zu gehen. „Diese Mühe, sagte er, können wir uns sparen; dafür wollen wir im Aelian und Suidas und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir ihre Geschichten „bald eher abbrechen, bald weiter fortführen, bald

„einzelne Umstände herausnehmen, und eine neue „Fabel darauf bauen, oder eine neue Moral in eine „alte Fabel legen, werden wir an Fabelwildpret nie„mals Mangel haben. Jede Folge von Gedanken, „jeder Kampf der Leidenschaften soll uns eine Hand„lung seyn. Warum nicht? Wer denkt und fühlt „so mechanisch, daß er sich dabey keiner Thätigkeit „bewußt sey? Zu derselben brauchen wir auch die „innere Absicht der aufgeführten Personen nicht, es „ist genug an unserer Absicht. Nur laßt uns nicht „vergessen, unserer Fabel die Wirklichkeit zu geben „mit dem Es war einmal — Ich erlasse dir auch „die kleinen sonderbaren Züge in den Sitten der Thie„re. Du hast genug an den allgemeinen bekannten, „und diese magst du erhöhen, so weit du willst, und „sie so nahe zur menschlichen Natur bringen, als du „willst. Der müßte ein Dummkopf seyn, der dei„ne Fabeln lesen wollte, um die Naturgeschichte da„rinn zu studieren.„

„Gewiß, sagte ich, werden wir so Fabeln bekom„men, aber es werden wohl Stowische seyn. Um Ver„gebung, versetzte er, nicht Stowische, sondern „Lessingische. In diesen letzten Tagen ist Lessing „den Menschen geschenkt worden, Stowens unwer„dende Hoffnung zu beschämen, zu verbessern, und „unter die sterblichen Dimensionen zu bringen.

„Wir können ihm die Verantwortung überlassen. Er „kann sich mit Witz aushelfen, wenn es ihm an Na„tur fehlt, und er hat Unverschämtheit übrig den Man„gel an Gründlichkeit zu ersetzen.

„Lasset uns, sagte ich, das Werk ohne Verzug „angreifen. Hilf mir, muntrer Capriccio zu Rei„men oder Hexametern, zu Gemählden, zu Zeich„nungen der Oerter, der Personen, der Stellungen, „zu Gedanken die hervorstechen, zu Anspielungen. „Fort mit dem Plunder, versetzte er, den können „wir gänzlich entbehren. Wozu braucht die Fabel „Anmuth? Willst du das Gewürze würzen! Kurz und „trocken; mehr verlangt unser Lehrer nicht: gute „Prose —

„Entschuldige dich dann mit deinem Unvermö„gen, gieb deine Grillen für Orakel, du wirst we„der der Erste noch der Letzte seyn, der das thut —

„Alles, was er mir sagte, dünkte mich seiner saty„rischen Gestalt und seinem bocksmäßigen Namen zu „entsprechen. Indessen folgte ich ihm, und verfer„tigte auf einem Stein folgende Fabeln.„

Wie gefällt Ihnen das? Die Schnacke ist schnurrig genug; aber lassen Sie uns doch sehen, auf wie viel Wahrheit sie sich gründet. Erst eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der arme Capriccio! Hat der es nun auch mit den Schweizern verdorben?

Noch im Jahr 1749, als ſie unſre Gedichte des Pater Ceva bekannt machen wollten, ſtand Capriccio bey ihnen in ſehr groſſem Anſehen. Da war er der poetiſche Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer ſchallenden Jagd, die das Hüfthorn bis in den abgelegenſten dunkelſten Winkel der menſchlichen Kenntniſſe ertönen läßt, daß ſeltſamſte Wild aufjagt; da war er Muſis gratiſſimus hoſpes; da hatte er dem Pater ſein Gedicht auf den Knaben Jeſus machen helfen; da hatte er auch deutſchen Dichtern die trefflichſten Dienſte gethan; den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie ſeine Liebe derjenigen erklären laſſen, „die ihm das Schickſal zu lieben auf„erlegt und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er „aber noch nicht kannte, noch niemals geſehen hatte;„ der andre war durch ihn in einer choriambiſchen Ode „bis in die Tiefen jener Philoſophie gelangt, in wel„chen er ſich mit ſeinen Freunden noch als Atomos, „die allererſt aus der Hand der Natur kamen, er„blickte, bevor ſie noch gebohren waren, doch ſich „nicht ganz unbewußt.„

Klein wie Theilchen des Lichts ungeſehen ſchwärmten,
— wie ſie — auf einem Orangeblatt
Sich zum Scherzen verſammelten,
Im wollüſtigen Schooß junger Aurikelchen
Oft die zaudernde Zeit ſchwatzend beflügelten.

Das alles war und that Capriccio bey den Schweizern 1749. Und was laſſen ſie ihn 1760, thun? Schlechte Leſſingiſche Fabeln machen. Welche Veränderung iſt mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber deſto gröſſere mit den Schweizern. Capriccio iſt die Gefährte der Fröhlichkeit:

Lætitia in terras ſtellato ex æthere venit,
Cui comes ille ciens animos & pectora verſans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;

und ſeit 1749 fanden die Schweizer für gut, mit der Fröhlichkeit, und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge, zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetiſches Intereſſe ſchien ein ernſtes, ſchwermüthiges Syſtem zu fordern. Sie hatten ſich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; ſie glaubten ſich in den Karakter ihrer Helden ſetzen zu müſſen; ſie wollten es die Welt wenigſtens gern überreden, daß ſie ſelbſt in einer patriarchaliſchen Unſchuld lebten; ſie ſagten alſo zu der Fröhlichkeit: was machſt du? und zu dem Capriccio: du biſt toll: Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen dieſen mit unter. Er war ihnen in dem Noah nicht munter genug geweſen; er hatte ihnen da nicht genug ſeltſames poetiſches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden iſt, die nicht gern ins Waſſer gehen, und be-

sonders nicht gern in so gefährliches Wasser, als die Sündfluth. Da dachten die Schweizer: willst du uns nicht, so wollen wir dich auch nicht: Lauf! Man höret es zum Theil aus ihrem eigenen Geständnisse. Einer von ihren Poeten singt jetzt den Tod Sauls und Jonathans: ist Capriccio bey ihm? Nein. Die Muse nur ist bey ihm; und Capriccio schwärmt indessen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

——— picturibus ille
Interdum assistens operi, nec segnius instans
Vatibus ante alios, Musis gratissimus hospes.

Ich sorge, ich sorge, die Muse folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine Messe Geduld, und wir werden es sehen. Wenn sie sich doch ja mit ihm wieder aussöhnten! Da war es mit den Schweizern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungescheut vor ihnen singen:

Vorrei esser ne l'Inferno
Ma con Tantalo nel rio,
Ma che 'l rio fosse Falerno
Ma non fuggisse mai dal labro mio.

Es war ein allerliebster Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seit dem kam der Einfall

Es donnert; Trink und sieh auf mich!

— — —

Zevs ist gerecht; er straft das Meer:
Sollt er in seinen Nektar schlagen?

allem Anſehen nach, zwar auch vom Capriccio: allein Capriccio ſteht nicht mehr bey ihnen in Gnaden, und Leßing iſt ein profaner Böſewicht.

Aber zur Sache. "Laß uns, muß Capriccio „ſagen, im Aelian und Suidas und Antonius Libe„ralis ſagen." Was will Hermann Axel damit zu verſtehen geben? Offenbar, daß Leßing ſeine Fabeln nicht erfunden, ſondern aus dieſen alten Schriftſtellern zuſammen geſtoppelt habe. Es iſt wahr, er führet ſie in ſeinem Verzeichniſſe an: allein wer dieſe Anführungen unterſuchen will, wird finden, daß nichts weniger als ſeine Fabeln darinn enthalten ſind. Kaum daß ſie einen kleinen Umſtand enthalten, auf welchen ſich dieſer oder jener Zug in der Fabel beziehet, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweiſen will. Die Wahrheit zu ſagen, hätte ich es ſelbſt lieber geſehen, wenn uns Leßing dieſe kleine gelehrte Brocken erſpart hätte. Wem iſt daran gelegen, ob er es aus dem Aelian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd ſich vor dem Kameele ſcheuet? Wir wollen nicht die Genealogie ſeiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umſtänden, ſondern ſeine Geſchicklichkeit ſie zu brauchen, ſehen: Zudem ſollte er gewußt haben, daß der, welcher von ſeinen Erfindungen, ſie mögen ſo groß oder ſo klein ſeyn als ſie wollen, einige Ehre haben will, die Wege

sorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt ist. Nicht den geringsten Anlaß wird er verrathen, wenn er seinen Vortheil verstehet: denn sehr oft ist die Bereitschaft diesen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienst des Erfinders; und es würden tausend andere, wenn sie den nemlichen Anlaß gehabt hätten, wenn sie in der nemlichen Disposition ihn zu bemerken, gewesen wären, das nemliche erfunden haben. Unterdessen kömmt es freylich noch darauf an, ob die Stellen, welche L. anführt, dergleichen Anlässe sind. Z. E. Sie erinnern sich seiner Fabel.

Die Furien.

„Meine Furien, sagte Pluto zu dem Bothen „der Götter, werden alt und stumpf. Ich brauche „frische. Geh also, Merkur, und suche mir auf „der Oberwelt drey tüchtige Weibespersonen dazu „aus. Merkur gieng. — Kurz darauf sagte Juno „zu ihrer Dienerinn: Glaubtest du wohl, Iris, „unter den Sterblichen zwey oder drey vollkommen „strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber voll„kommen strenge! Verstehst du mich? Um Cytheren „Hohn zu sprechen, die sich das ganze weibliche Ge„schlecht unterworfen zu haben rühmet. Geh im„mer, und sieh, wo du sie auftreibst. Iris gieng — „in welchem Winkel der Erde suchte nicht die gute „Iris! Und dennoch umsonst! Sie kam ganz allein

„wieder,

„wieder, und Juno rief ihr entgegen; iſt es möglich? „O Keuſchheit! O Tugend! — Göttin, ſagte „Iris, ich hätte dir wohl drey Mädchen bringen „können, die alle drey vollkommen ſtreng und züch„tig geweſen; die alle drey nie einer Mannsperſon „gelächelt; die alle drey den geringſten Funken der „Liebe in ihren Herzen erſtickt: aber ich kam leider — „zu ſpät? ſagte Juno. Wie ſo? — Eben hatte „ſie Merkur für den Pluto abgeholt. — Für den „Pluto? Und wozu will Pluto dieſe Tugendhaften? „— Zu Furien.„

Dieſe Fabel iſt die einzige, bey welcher Leßing den Suidas anführet. Und was ſtehet im Suidas davon? Dies: das ἀειπαρθένος (immerjungfer) ein Beyname der Furien geweſen ſey. Weiter nichts? Und doch ſoll dem Suidas mehr als Leßingen dieſe Fabel gehören? So ſagte er in dem Suidas um dieſe Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen. Ohne Zweifel hatte er alſo einen ganz andern Anlaß dieſe Fabel zu machen; und ſein Capriccio war nur munter genug, das ἀειπαρθένος auszuſtöbern, und es in dieſem gelegnen Augenblicke bey ihm vorbey zu jagen.

Ich wüßte auch kaum zwey bis drey Exempel anzuführen, wo L. ſeinen alten Währmännern mehr

schuldig zu seyn schiene, als er dem Suidas in dieser Fabel von den Furien schuldig ist. Hingegen könnte ich sehr viele nennen, wo er sie ganz vor langer Weile citirt, und man es ihm zu einem Verdienste anrechnen müßte, wenn er seine Erdichtungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Hermann Axel muß es nach der Hand auch wohl selbst gemerkt haben, daß es so leicht nicht ist, in den alten Klassicis zu jagen, ohne ein gelehrter Wilddieb zu werden. Denn sein Capriccio verspricht es zwar zu thun; am Ende aber sieht man, daß er weder im Suidas, noch im Aelian, sondern in den Schriften des Genfer Rousseau, in Browns Estimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar alle Hochachtung gegen diese Männer, und sie sind unstreitig größer, als jene staubigte Kompilatorens: allein dem ohngeachtet ist es weniger erlaubt sich aus solchen Männern, als aus jenen Alten zu bereichern. Denn dieses nennt das Publikum, welches sich nicht gern ein Vergnügen zweymal in Rechnung bringen läßt, verborgene Schätze graben; und jenes mit fremden Federn stolziren.

Doch damit ich Axeln nicht verleumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat; und zwar dem bekannten Schulbüchelchen des Plutarchs,

wie man mit jungen Leuten die Dichter lesen soll. Ich sage zu danken hat; denn sagen hat er sie nicht dürfen: das Thier war zahm genug, sich mit der Hand greifen zu lassen. Es heißt bey dem Plutarch: ὅτι μὲν, ὡς φιλόξενος ὁ ποιητὴς ἐλέγχει, τῶν κρεῶν, τὰ μὴ κρέα, ἡδίστα ἐστὶ, καὶ τῶν ἰχθύων, οἱ μὴ ἰχθύες, ἐκείνοις ἀποφαίνεσθαι παρέμειν, οἷς ὁ Κάτων ἔφη, τὰς καρδίας τῶν ὑπερῴων ἐυαισθήτου τέχνου ὑπαρχούσης. Ὅτι δὲ τῶν ἐν φιλοσοφίᾳ λεγομένων, οἱ σφοδρὸν νέοις τοῖς μὴ δεινοῖς φιλοσόφοις, μηδὲ ἀπὸ σπουδῆς λεγεσθαι, χαίρουσι μᾶλλον, καὶ παραχωροῦσιν ὑπνώττουσι ἑαυτοῖς καὶ χαιρεκακοῦσι, δῆλον ἐστὶν ἡμῖν. "Ob es wahr ist, was der Dichter Phi„loxen sagt, daß das angenehmste Fleisch das ist, „was nicht Fleisch ist, und die angenehmsten Fische „die, die nicht Fische sind: das wollen wir denen zu „entscheiden überlassen, die mit dem Cato zu reden, „allen ihren Verstand im Gaumen haben. Das aber ist „unstreitig, daß junge Leute diejenigen philosophischen „Lehren am liebsten anhören, am willigsten befolgen, „die in keinem ernsthaften, philosophischen Tone vor„getragen werden.„ — Nun, was meynen Sie, daß hieraus für eine Fabel geworden? Folgende;

Der Reitz der Zubereitung.

"Cinna der Poet hat Cleander den leckerhaften „Esser auf ein wirthschaftliches Mittagsmahl. Eine „Schüssel mit Speisen ward aufgetragen, Cleander

„aß mit bedachtſamer Mine und ſagte: das ange„nehmſte Fleiſch iſt, was nicht Fleiſch iſt. Hernach „kam eine Schüſſel mit Fiſchen; dann ſagte er: der „angenehmſte Fiſch iſt, der kein Fiſch iſt. Cinna gab „ihm zu erkennen, daß er dieſe räthſelhafte Sprache „nicht verſtünde. Cleander verſetzte: Soll ein Mann, „der den Geſchmack nur in der Kehle hat, den hierüber „belehren, der ihn in dem Verſtande hat? Der Ge„danke kann dir nicht fremd ſeyn, daß die Menſchen „diejenige philoſophiſche Schrift am liebſten haben, „und mit dem meiſten Vergnügen leſen, die nicht „philoſophiſch noch im Ernſt geſchrieben ſcheinet. Sie „wollen in dem Vortrage und den Vorſtellungen eine „ſchmackhafte und niedliche Zubereitung haben. Ich „dächte, daß wir dieſer Betrachtung deinen Phaeton, „deine Verwandlungen, und deine Katze in Elyſium „ſchuldig wären.„

Und das nennt Arel eine Leßingiſche Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieſer Verfaſſer ein ſo kahler Ausſchreiber iſt, und eine ſchöne Stelle eines Alten ſo jämmerlich zu ſeinem Nutzen verarbeitet. Was hat Arel hier hinzu erfunden? Was hat er anderes, was hat er mehr hinein gelegt, als nicht ſchon darinn liegt? Wenn er, als ein Schweizer, wenigſtens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und den leckerhaften Eſſer zum dritten hätte

ſagen laſſen, "der angenehmſte Käſe iſt der, der kein „Käſe iſt: „ ſo wäre es doch noch etwas geweſen. Aber auch das hat er nicht gethan; und er ſcheinet mir ganz der Poet Cinna ſelbſt geweſen zu ſeyn, der hier die Ehre hat, gegen den Freſſer eine ſehr alberne Perſon zu ſpielen.

Nicht L. ſondern Axel ſelbſt iſt ſeit langer Zeit als ein Zuſammenſchreiber bekannt, der ſeine Beleſenheit für Erfindungskraft zu verkaufen weiß. Z. E. Als ihn der Verfaſſer der neuen kritiſchen Briefe ſein Probeſtück machen ließ und ihm verſchiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand ſich auch dieſe darunter: "Auf einen der ſich rühmte, er kenne das Ge„dicht, der Meſſias, ſehr wohl, es wäre in Hexame„tern verfaſſet, und er hätte den Vers aus demſelben „behalten: „

Alſo verſammelten ſich die Fürſten der Hölle zu Satan.

Geſchwind beſann ſich Axel auf ein anderes Schulbüchelchen, und erzählte folgendes:

Der Pallaſt des Prinzen Eugens.

"Man redete in einer Geſellſchaft von dem Pal„laſte des Prinzen Eugens, der in dem Preußiſchen „Ueberfall ſollte niedergeriſſen werden. Man war „ſehr bemüht ſein Ebenmaaß, ſeine Abtheilungen „und ganze Form zu unterſuchen. Ein Menſch, der „große Reiſen gethan hatte, ſchwieg lange ſtille, end-

„lich fieng er an: Dieser Pallast ist mir so gut be„kannt, als irgend jemanden. Ich war in Wien, als „er gebauet ward, und ich habe das Glück ein Stück„chen von dem Marmor zu besitzen, woraus er ge„bauet ist. Zugleich zog er das Stückchen aus der „Tasche, und betheuerte, daß ers von dem Marmor „herunter geschlagen hätte, von welchem der Pallast „erbauet worden.„

Was ist das anders, als das Märchen des Zirokles von dem Scholastiker, welcher sein Haus verkaufen wollen? Σχολαστικος οικιαν πωλων, λιθον απ' αυτης εν δειγμα περιεφερε.

Ich habe oben die Leßingische Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abschreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieser zu zeigen, wie glücklich Arel parodiret, wann er seinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erst frage ich Sie: was hat L. wohl mit seinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muster der weiblichen Zucht genennt zu werden verdienen? So offenbar dieses ist, so wenig will es ihm doch Arel zugestehen, sondern glaubt diese Moral erst durch nachstehende Fortsetzung hinein zu legen.

Unempfindlichkeit ist nicht strenge Zucht.

"Hast du die drey strengen, züchtigen Mädchen „noch nicht gefunden, Iris, die ich dir befahl zu „suchen, damit ich der Venus Hohn sprechen könnte? „Also fragte Juno die Bothschafterin des Himmels. „Ich fand sie, antwortete Iris, aber sie waren „schon vergeben; Merkurius hatte sie zum Pluto „geführt, der sie für Furien branchen will. Für „Furien, diese Tugendhaften? sprach Juno. O, „versetzte Iris, vollkommen strenge; alle dreye hat„ten den geringsten Funken in ihren Herzen erstickt, „alle dreye haben niemals einer Mannsperson ge„lächelt. Die Göttin machte große Augen und ver„setzte: du hast mir diesmal einen schlechten Begriff „von deinem Verstande gemacht, und deine Moral „ist mir verdächtig, indem du Tugend, Keuschheit „und Zucht mit Menschenhaß und Unempfindlich„keit vermischest. Gellert soll mir die suchen die „ich verlange."

Der seltsame Axel! Also muß man dem Leser nichts zu denken lassen? und das Kompliment, das Gellert hier bekömmt! Er, den die Schweizer ehedem, wie Leßingen, mit Stoppen in eine Klasse setzten!

So sehr unterdessen Herr L. von Axeln gemißhandelt worden, so weiß ich doch nicht, ob es ihn

eben ſehr verdrieſſen darf, ſeine Fabeln ſo geſtieſſentlich parodiret zu ſehen. Er mag ſich erinnern, was der Abt Sallier zu dem erſten Requiſito einer Parodie macht. Le ſujet qu'on entreprend de parodier, doit toûjours être un ouvrage connu, célèbre & eſtimé. La critique d'une piéce mediocre, ne peut jamais devenir intéreſſante, ni picquer la curioſité. Quel beſoin de prendre la peine de relever des défauts, qu'on n'apperçoit que trop ſans le ſecours de la critique? Le jugement du public previent celui du cenſeur: ce ſeroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils ſçavent auſſi bien que nous, & tirer un ouvrage de l'obſcurité ou il merite d'être enſeveli. Une pareille parodie ne ſçauroit ni plaire ni inſtruire; & l'on ne peut parvenir à ce but, que par le choix d'un ſujet qui ſoit en quelque façon conſacré par les eloges du public. Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verſtehen gegeben hat, daß Hermann Arel niemand anders als unſer berühmter Bodmer ſey: wie eitel kann er darauf ſeyn, dieſen kritiſchen Vejanius,

— Spectatum ſatis & donatum jam rude, —

noch eins bewogen zu haben

— antiquo ſe includere ludo.

Ein und fünfzigster Brief.

Der Verfasser der Versuche über den Karakter und die Werke der besten italienischen Dichter, *) ist ein Mann, der eine wahre Hochachtung für sich erwecket. So ein Werk hat uns gefehlt, und es mit so vielem Geschmacke ausgeführet zu sehen, könnten wir wünschen, aber kaum hoffen. Er ist der erste Uebersetzer, wenn man den, der eine so genaue Bekanntschaft mit allen den besten Genies einer ganzen Nation zeiget, der ein so feines Gefühl mit einem so richtigen Urtheile verbindet, unter dessen Bearbeitung so verschiedne Schönheiten in einer Sprache, für die so gar nicht bestimmt zu seyn schienen, einen Glanz, ein Leben erhalten, das mit der Blüthe, in welcher sie auf ihrem natürlichen Boden prangen, wetteifert: wenn man, sage ich, so einen Schriftsteller anders einen Uebersetzer nennen darf; wenn er nicht vielmehr selbst ein Original ist, dem auch die Erfindsamkeit nicht mangeln würde, hätte es sich ihrer, uns zum besten, nicht jetzt entäussern wollen.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß die italieni-

*) Braunschweig, im Verlage des Waysenhauses, erster Band, 1763, zweyter Band 1764. in 8vo.

ſche Litteratur noch nie recht unter uns bekannt geworden. Zwar war einmal die Zeit, da unſere Dichter ſich faſt nichts als welſche Muſter wählten. Aber was für welche? Den Marino mit ſeiner Schule. Die Adonis war unſern Poſteln und Feinden das Gedicht aller Gedichte. Und als uns die Kritik über das Verdienſt dieſer Muſter und dieſer Nachahmer die Augen öfnete, ſo erwogen wir nicht, daß unſer falſcher Geſchmack gerade auf das ſchlechteſte gefallen war, ſondern Dante und Petrarka mußte die Verführung ihrer ſchwülſtigen und ſpitzfindigen Nachkommen entgelten. Concetti ward die Ehrenbenennung aller italieniſchen Gedichte, und wenn der einzige Taſſo ſich noch einigermaſſen in Anſehen erhielt, ſo hatte man es faſt einzig und allein den Sprachmeiſtern zu verdanken.

Der Innhalt dieſer Verſuche wird daher für die meiſten Leſer auch das Verdienſt der Neuheit haben, und unſere guten Köpfe werden ganz unbekannte Gegenden und Küſten darinn entdecken, wohin ſie ihr poetiſches Kommercium mit vielem Vortheile erweitern können. Den Vorzug, der die italieniſche Dichtkunſt insbeſondre unterſcheidet, ſetzet der Verfaſſer, in die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und den Reichthum an Bildern, die mit der Stärke und mit der Wahrheit ausgemahlet ſind, daß ſie ſich in die

Gegenstände selbst zu verwandeln scheinen. Und dieſes iſt gleich die Seite, von welcher unſere Dichtkunſt nur ſehr zweydeutig ſchimmert. Ich ſage zweydeutig; denn auch wir haben maleriſche Dichter die Menge; aber ich beſorge ſehr, daß ſie ſich zu den maleriſchen Dichtern der Italiener nicht viel anders verhalten, als die Niederländiſche Schule zu der Römiſchen. Wir haben uns zu ſehr in die Gemählde der lebloſen Natur verliebt; uns gelingen Scenen von Schäfern und Hirten; unſere komiſche Epopeen haben manche gute Bambocciade: aber wo ſind unſere poetiſche Raphaels, unſere Maler der Seele?

Das Vortreffliche der italieniſchen Dichter, hat indeß unſern Verfaſſer nicht geblendet; er ſiehet ihre Schwäche und Fehler, wie ihre Schönheiten. Man muß bekennen, ſagt er, daß ſie bey weitem mit der Stärke nicht denken, mit der ſie imaginieren. Daher kömmt die Unregelmäßigkeit des Plans, nach dem die meiſten ihrer Gedichte angelegt ſind; daher die häufigen Ungleichheiten, und der Mangel an ſtarken und neuen Gedanken, die einen denkenden Geiſt ſo angenehm in den Schriften der Engländer beſchäftigen; dieſes iſt endlich die Urſache, die zu weilen auch einige ihrer beſten Dichter zu den leeren Spitzfindigkeiten verleitet hat, die den italieniſchen Geſchmack in ſo übeln Ruf gebracht haben.

Die poetiſche Landkarte, die er bey dieſer Gelegenheit entwirft, ſcheinet dem erſten Anſehen nach ein Spiel des Witzes zu ſeyn, und iſt im Grunde mit aller Genauigkeit einer geſunden Kritik aufgenommen. „Man kann bemerken, ſagt er, daß jenehr „ſich die Völker dem Süden nähern, mit deſto leichterer Nahrung ſich ihre Seelen ſo wohl als ihre „Körper befriedigen. Der Engländer braucht ohne „Zweifel die ſchwereſte und die ſolideſte. Seinem „Geſchmacke iſt vielleicht der unſrige am ähnlichſten. „Dem Franzoſen iſt dieſe Nahrung zu ſtark, er muß „ſie mit Esprit verdünnen, oder er iſt im Nothfall „auch mit Esprit allein zufrieden. Die Italiener „entſagen gern beyden, wenn man nur ihre Einbildungskraft durch Gemählde beſchäftiget, und ihr „Gehör durch einen muſikaliſchen Klang vergnügt. „Die Spanier ſind endlich ſo müßig, daß ſie ſich mit „einem bloſſen prächtigen und harmoniſchen Schalle, „mit einer Reihe tönender Worte begnügen können. „Man hat in der That Perſonen von ihren berühmteſten Dichtern, die niemals ein Menſch, auch ihre Verfaſſer ſelbſt nicht verſtanden haben, die aber „ſehr gut klingen und voll von prächtigen Metaphern „ſind. So verſchieden iſt der Geſchmack der Völker, „ſo verſchieden ihre Vorzüge.„

Der Verfaſſer bedienet ſich bey den Werken, die

er uns bekannt macht, der Ordnung der Zeit, und dieſe Ordnung hat den Vortheil einer Geſchichte, die den Urſprung und das Wachsthum der italieniſchen Dichtkunſt zeiget, und uns die verſchiedenen Veränderungen in dem Geſchmacke der Nation vor Augen ſtellet. Den erſten Band nehmen alſo Dante und Petrarca ein, und wir lernen dieſe Väter der welſchen Poeſie in ihrer wahren Geſtalt kennen. Der zweyte Band enthält die Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts, und aus dem ſechszehnten die vornehmſten Nachahmer des Petrarca, nebſt demjenigen Dichter, den man eigentlich den Dichter der Nation nennen muß, den Arioſt.

Die geringe Anzahl der guten Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts, des Zeitalters der Medices, dieſer großmüthigen Beſchützer und Aufmunterer aller Künſte und Wiſſenſchaften, veranlaßt den Verfaſſer zu einer Anmerkung, die eben ſo ſcharfſinnig als wahr iſt. Da ſie auf den äuſſerlichen Zuſtand der deutſchen Litteratur gewiſſermaaſſen angewendet werden kann, ſo wünſchte ich ſehr, daß ſie diejenigen endlich einmal zum Stillſchweigen bringen möchte, die über den Mangel an Unterſtützung ſo häufige und bittere Klagen führen, und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Groſſen auf die Künſte ſo übertreiben, daß man ihre eigennützige Ab-

sichten nur allzudeutlich merkt. „Man irret sehr, „sagt er, wenn man den Mangel großer Genies zu „gewissen Zeiten dem Mangel der Belohnungen und „Aufmunterungen zuschreibt. Das wahre Genie „arbeitet, gleich einem reissenden Strome, sich selbst „seinen Weg durch die größte Hindernisse. Shake„spear, der zu einem Handwerke erzogen worden, „ward ein großer Poet, ohne irgend eine Aufmun„terung zu haben, ja so gar, ohne selbst es zu wis„sen. Einer der größten heutigen italienischen Dichter „macht, als ein armer Beckerjunge, Poesien die einen „großen Kunstrichter in Erstaunen setzen, und ihn „bewegen, sich seiner anzunehmen. Ueberhaupt kön„nen Aufmunterungen niemals Genies erzeugen; „und sie schaden gewiß allemal denen, die es schon „sind, wenn der Gönner nicht selbst den wahren, den „grossen Geschmack der Künste besitzet. Einen Be„weis davon findet man vielleicht selbst in den so ge„rühmten Freygebigkeiten Ludwigs des vierzehnten, „die ihm so viel Ehre gemacht haben. Alle die gros„sen Genies, die seiner Regierung den größten Glanz „gaben, waren ohne seine Aufmunterung entstanden, „und Racine, der so sehr den Geschmack der Na„tur hatte, dessen Genie mit dem Geiste der Alten „genährt war, hätte vermuthlich seine Tragödien „nicht durch so viel Galanterie entnervet, wir wür-

„den mehr Athalien von ihm haben, wenn ihn „nicht diese Aufmunterungen genöthiget hätten, dem „Geschmacke eines weibischen Hofes zu schmeicheln. „Der wichtigste Nachtheil aber, welchen der grosse „Schutz vielleicht nach sich ziehet, den die schönen „Wissenschaften bey Regenten finden, ist dieser, daß „dadurch die Begierde zu schreiben, zu sehr ausgebrei„tet wird, daß so viele, bloß witzige Köpfe sich an „Arbeiten wagen, die nur dem Genie zukömmen. „Diese, welche die grossen Züge der Natur nicht er„reichen können, (denn die trift allein das Genie) „suchen sich durch neue Manieren, durch Affektatio„nen zu unterscheiden, oder führen das Publikum „von der Natur zum Gekünstelten. Dieses ist ver„muthlich die Ursache, daß allemal auf die Zeiten „der grossen Beschützer der Künste, Zeiten des üblen „Geschmacks und des falschen Witzes gefolgt sind.„

Eine andere kleine Ausschweiffung unsers Verfas„sers wird Ihnen zeigen, daß er nicht allein Dichter zu schätzen fähig ist. Sie betrift den Machiavel. „Machiavel, sagt er, ein sehr grosser Kopf, den „wir aus seinem Fürsten zu wenig kennen, und zu „unrichtig beurtheilen, brachte nach der Calandra „des Kardinals Bibberna, ein paar Komödien auf „den Schauplatz, in denen der Satz des Moliere, „mit dem Humor und der komischen Stärke von

„Engländer vereiniget ist. Dieser Machiavel ist es „ausserdem, der die Prose der Italiener zu ihrer wah„ren Vollkommenheit gebracht hat. Er vermied die „aufgedrungenen, weitschweifigen Perioden des Boc„caz. Sein Styl ist rein, kurz, gedrängt, und „voll Sachen, und beständig klar. Seine Geschichte „von Florenz ist die erste unter den wenigen neuern „Geschichten, die man den schönen historischen Wer„ken der Alten an die Seite setzen kann. Sie verei„niget die Klarheit und Reinigkeit des Nepos in der „Erzehlung mit dem Tiefsinn und der Stärke des „Tacitus in den Betrachtungen. Aber keines von „seinen Werken macht ihm so viel Ehre, als die Dis„curse über den Livius, ein ganz originales Werk, „das voll von Entdeckungen in der Staatskunst ist, „deren verschiedene man in den Werken des Präsiden„ten Montesquieu, als die seinigen, bewundert, „weil man den Italiener nicht genug kennt, den „Montesquieu sehr studieret hatte.„

Mit eigentlichen Proben aus den gewählten Stücken will ich Ihnen nicht langweilig werden. Sie haben das meiste längst im Originale gelesen, und wenn ich ihnen nochmals wiederhole, daß sich in der Uebersetzung eine Meisterhand zeiget, welche die Schönheiten der Verfikation, die nothwendig verloren gehen müssen, nicht bloß mit der reinsten ge-

geschmei-

schmeidigsten, wohlklingendsten Prose, sondern auch mit unzählig kleinen Verbesserungen und Berichtigungen desjenigen, was in der Urschrift oft ein wenig schielend, ein wenig affektiert ist, kompensiret hat: so werden Sie ohne Zweifel die Vergleichung selbst anstellen wollen.

Herr Meinhardt, so heißt unser Verfasser, hat sich selbst eine Zeitlang in Italien aufgehalten; ein Umstand, welcher allein ein gutes Vorurtheil für ihn erwerben kann. Vor kurzen, wie ich höre, hat er eine zweyte Reise dahin unternommen; es wäre sehr zu beklagen, wenn die Fortsetzung seines Werks darunter leiden sollte. Meynen Sie aber, daß dieser würdige Mann vielleicht eine Prädilektion für die Italiener habe? Sie irren sich; er muß mit der englischen Litteratur eben so bekannt seyn, als mit der welschen. Denn ihm haben wir auch die Uebersetzung von Heinrich Homes Grundsätzen der Kritik*) zu danken. Hier mußte sich der schöne Geist mit dem Philosophen in dem Uebersetzer vereinigen. Es war ein Räthsel für mich, in welchem von unsern Uebersetzern ich diese Vereinigung suchen sollte. Ein ganz unbekannter Name mußte dieses Räthsel lösen. Sie freuen sich; aber Sie wundern sich zu-

*) Leipzig in der Dyckischen Handlung. Erster und zweyter Theil, 1763. in 8.

gleich. Erinnern Sie sich, was Seneca sagt: Einige sind berühmt; andere sollten es seyn.

N. S. Ich weiß nicht, ob gewisse Gedichte, die vor einiger Zeit unter dem Namen Petrarchischer Gedichte*) ans Licht getreten, bereits eine Frucht der nähern Bekanntschaft seyn sollen, in die Hr. Meinhardt unsere Dichter mit dem Petrarca gebracht hat. Das weiß ich aber, daß diesen Gedichten, welche für sich betrachtet, sehr artig sind, das Beywort Petrarchischer ganz und gar nicht zukömmt. Ist es doch auch ein blosser Zusatz des Herausgebers, der selbst zweifelt, ob der Verfasser damit zufrieden seyn werde. Er kann unmöglich; denn sein Ton ist mehr der spielende Ton des Anakreons, als der feyerlich seufzende des Petrarca. Der platonische Italiener guckt nicht so lüstern nach des Busens Lilgen, und wenn er Tod und Ewigkeit mit den Ausdrücken seiner Zärtlichkeit verwebt, so verwebt er sie damit; anstatt daß in den deutschen Gedichten das Verliebte und das Fromme, das Weltliche und das Geistliche, wie in dem ruhigen Elementglase, in ihrer ganzen klaren abstehenden Verschiedenheit neben einander stehn, ohne durch ihre innere Vermischung jene wollüstige Melancholie hervorzubringen, welche den eigentlichen Karakter des Petrarca ausmacht.

*) Berlin 1764. in 8.

Epistolische Nachlese.

Erſter Brief.

Vom 20ten März 1754. *)

Ja, mein Herr, die Nachricht iſt gegründet; Herr Mylius iſt zwiſchen den 6ten und 7ten dieſes in London geſtorben. Ich nehme Ihr Beyleid, welches

*) Als Vorrede zu den vermiſchten Schriften des H. Chriſtlob Mylius, geſammelt von G. E. Leſſing; Berlin 1754. Er ſagt zur Einleitung obiger ſechs Briefe: "Es würde ſchwer zu beſtimmen ſeyn, ob Herr Chriſtlob Mylius ſich mehr als einen Kenner der Natur, oder mehr als einen witzigen Kopf bekannt gemacht habe, wenn nicht die letzten Unternehmungen ſeines Lebens für das erſtere den Ausſchlag geben müßten. Sein Beſtreben war allezeit, dieſen gedoppelten Ruhm zu verbinden, den nur diejenigen für widerſprechend anſehn, welche die Natur entweder zu plump oder zu leicht gebildet hat.

"Ich war verſchiedene Jahre hindurch einer ſeiner vertrauteſten Freunde, und jetzt bin ich ſein Herausgeber geworden; zwey Titel, die mir hinlängliche Erlaubniß geben könnten, mich weitläuftig in ſein Lob einzulaſſen, wenn ich mir nicht ein Gewiſſen machte, denjenigen im Tode zu ſchmeicheln, welcher mich nie im ſeinem Leben als einen Schmeichler gefunden hat.

"Mit

Sie mir in diesem Falle bezeugen wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bey diesem Verluste nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen sollten, deren ein zur Freundschaft gemachtes Herz fähig ist. Es macht einen ganz besondern Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wissen, die etwas mehr und etwas anders als die See, von der unsrigen trennet. Die Art, mit welcher ich von ihm Abschied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage, und kein Abschied, so gewiß bildete ich mir ein, ihn wieder zu sehen. Ich spottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz schwer gemacht hätten.

"Mit diesem Vorsatze würde ich eine sehr kurze und kahle Vorrede machen müssen, wenn ich nicht, zum Glücke, eine kleine Folge von Briefen in Bereitschaft hätte, durch welche zum Theil diese Sammlung vermischter Schriften ist veranlasset worden. Sie sind an einen Freund geschrieben, welcher den Herrn Mylius nur bey dem letzten Geräusche, welches er machte, recht kennen lernte. Ich bestimmte sie zwar nur für zwey Augen; da ich aber niemals gern für zwey Augen etwas zu schreiben pflege, welches nicht allenfalls tausend Augen lesen dürften: so mache ich mir kein Bedenken, sie dem Leser vorzulegen. Er wird alles darinnen finden, was ihn in den Stand setzen kann, von den folgenden prosaischen und poetischen Aufsätzen, zugleich auch von allen übrigen Schriften des Herrn Mylius, ein richtiges Urtheil zu fällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung."

Wohin, wohin treibt dich mit blutgen Sporen,
Die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilst, o Mylius! im Auge feiger Thoren,
Zur künftgen, nicht zur neuen Welt.

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte, nach wenige Tage vor seiner Abreise, an. Aber ach, die Vermuthung dieser feigen Thoren ist richtiger gewesen, als meine Hoffnung! Und gleichwohl war sie auf die Kenntniß seines Körpers, den ich nie einer merklichen Unpäßlichkeit unterworfen gesehen hatte, und auf das Urtheil erfahrner Leute gebauet, welche eben die Reisen gethan hatten, die er zu thun Willens war, und die darauf schworen, daß er das vollkommne Ansehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Lust verlieren sich auf irgend etwas schmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unserer Gewalt ist, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht besser, wenn man auf gut stoisch in den Tag hinein lebte, und das Künftige das für uns seyn liesse, was es in der That ist; nichts? — Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeyten, haben doch nicht recht prophezeyt, obgleich dasjenige, was sie prophezeyten, eingetroffen ist. Die See und Amerika war das, wofür er sich fürchten sollte; England war es nicht. Eine Reise nur von etlich tausend Meilen sollte ihm tödlich seyn; und ich kann noch

immer behaupten, daß sie es ihm nicht würde gewesen seyn, wenn er nicht vorher gestorben wäre.— So viel ist gewiß, er hat sie nicht thun sollen. Wenn ich von den allweisen Einrichtungen der Vorsehung weniger ehrerbietig zu reden gewohnt wäre, so würde ich keck sagen, daß ein gewisses neidisches Geschick über die deutschen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrschen scheine. Wie viele derselben fallen in ihrer Blüthe dahin! Sie sterben reich an Entwürfen, und schwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl schwer seyn, eine natürliche Ursache hiervon anzugeben? Wahrhaftig sie ist so klar, daß sie nur derjenige nicht sieht, der sie nicht sehen will. Nehmen sie an, mein Herr, daß ein solches Genie in einem gewissen Stande gebohren wird, der, ich will nicht sagen, der elendeste, sondern nur zu mittelmäßig ist, als daß er noch zu der sogenannten güldnen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wissen wohl, die Natur hat einen Wohlgefallen daran, aus eben diesem immer mehr große Geister hervor zu bringen, als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieses Genie, in einem Lande als Deutschland, wo fast alle Arten von Ermunterungen unbekannt sind, zu übersteigen habe. Bald wird es von dem Mangel

der nöthigſten Hülfsmittel zurück gehalten; bald von dem Neide, welcher die Verdienſte auch ſchon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt; bald in mühſamen und ſeiner unwürdigen Geſchäften entkräftet. Iſt es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem erſten ſtarken Sturm unterliegt? Iſt es ein Wunder, daß Armuth, Aergerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper ſiegen, der ohnedem ſchon der ſtärkſte nicht iſt, weil er kein Körper eines Holzhackers werden ſollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in dieſem Falle war unſer Mylius, oder es iſt nie einer darinnen geweſen. Er ward in einem Dorfe gebohren, wo er bald mehr lernen wollte, als man ihn daſelbſt lehren konnte. Er ward von Aeltern gebohren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Urſache ſtudiren zu laſſen, als daß er einmal, nach der Weiſe ſeiner Väter, von einer geſchwind erlernten Brodwiſſenſchaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieſer Brodwiſſenſchaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beynahe nichts ſo zeitig lernt, als ein Schriftſteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu ſeinem Vorfechter zu machen wußte. Er beſaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und ſeine Umſtände zwangen ihn, ſich

diese Leichtigkeit mehr zu Nutze zu machen, als es dem Vorsatze ein Dichter zu werden zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntniß der Natur, mit besserm Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie, und begab sich an einen Ort, wo es ihm mit seiner Gelehrsamkeit beynahe wie denjenigen gieng, die von dem, was sie einmal erworben haben, zehren müssen, ohne etwas mehrers dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute sagten, daß man sich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen lassen. Er wollte und sollte reisen; er reisete auch, allein er reisete auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er starb. — Ja, mein Herr, das ist sein Lebenslauf. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das unglücklichste nicht ist. Und doch behaupte ich, daß er mehr darinnen geleistet hat, als tausend andere in seinen Umständen nicht würden geleistet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht so früh überrascht, daß er keinen Theil seines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröste ich mich noch; noch mehr aber mit der gewissen Ueberzeugung, daß er in einer vollkommen

philoſophiſchen Gleichgültigkeit wird geſtorben ſeyn. Seine Meynungen, die er von dem Zuſtande der abgeſchiednen Seelen hatte, haben es nicht anders zulaſſen können. Es iſt wahr, er ward in einem groſſen Vorhaben geſtöhrt, aber nicht ſo, daß er es ganz und gar hätte aufgeben dürfen. Sein Eifer, die Werke der Allmacht näher kennen zu lernen, trieb ihn aus ſeinem Vaterlande. Und eben dieſer Eifer führt ſeine entbundene Seele nunmehr von einem Planeten auf den andern, aus einem Weltgebäude in das andre. Er gewinnet im Verlieren, und iſt vielleicht eben jetzt beſchäftiget mit erleuchteten Augen zu unterſuchen, ob Newton glücklich gerathen, und Bradley genau gemeſſen habe. Eine augenblickliche Veränderung hat ihn vielleicht Männern gleich gemacht, die er hier nicht genug bewundern konnte. Er weiß ohne Zweifel ſchon mehr, als er jemals auf der Welt hätte begreifen können. Alles dieſes hat er ſich in ſeinem letzten Augenblicke gewiß zum voraus vorgeſtellt, und dieſe Vorſtellungen haben ihn beruhiget, oder es ſind keine Vorſtellungen fähig, einen ſterbenden Philoſophen zu beruhigen. — Ich will aufhören, Sie mit dieſen traurigangenehmen Ideen zu beſchäftigen. Ich will aufhören, um mich ihnen deſto lebhafter überlaſſen zu können. Es iſt bereits Mitternacht, und die herrſchende Stille ladet mich dazu ein. Leben Sie wohl.

Zweyter Brief.

Vom 3ten April.

Ich soll Ihnen, mein Herr, einige Nachricht von den Schriften des Herrn Mylius, welche Sie noch nicht kennen, und unter diesen besonders von denen ertheilen, in welchen er sich als einen schönen Geist hat zeigen wollen? Mit Vergnügen. Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie vorher an eine kleine Anmerkung erinnern darf. Ein gutes Genie ist nicht allezeit ein guter Schriftsteller, und es ist oft eben so unbillig einen Gelehrten nach seinen Schriften zu beurtheilen, als einen Vater nach seinen Kindern. Der rechtschaffenste Mann hat oft die nichtswürdigsten, und der klügste die dümmsten; ohne Zweifel, weil dieser nicht die gelegensten Stunden zu ihrer Bildung, und jener nicht den nöthigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geistliche Vater kann oft in eben diesem Falle seyn, besonders wenn ihn äusserliche Umstände nöthigen, den Gewinnst seine Minerva, und die Nothwendigkeit seine Begeisterung seyn zu lassen. Ein solcher ist alsdann meistentheils gelehrter als seine Bücher, anstatt daß die Bücher derjenigen, welche sie mit aller Musse und mit Anwendung aller Hülfsmittel ausarbeiten können, nicht selten gelehrter als

ihre Verfasser zu seyn pflegen. — Nun lassen Sie mich anfangen. Aber wo wollen Sie, daß ich anfangen soll? — Das erste, was unter seinem Namen gedruckt ward, war eine Ode auf die Schauspielkunst, oder vielmehr eine Ode auf die Verdienste des Herrn Professor Gottscheds um die Schauspielkunst. Ihr Innhalt gab ihr ein Recht auf eine Stelle in den Belustigungen, die sie in dem sechsten Bande derselben fand. Ich nenne sie eine Ode, weil sie Herr Mylius selbst so nennt, und ein Verfasser ohne Zweifel seine Geburten nennen kann, wie er will. Was halte ich mich dabey auf? Er hat sie nach der Zeit selbst verachtet, und die letzte Strophe ziemlich boshaft parodieren helfen, wie Sie es in dem ersten Theile des Liebhabers der schönen Wissenschaften finden können. So geht es fast immer, wenn man Leute von zweydeutigen Verdiensten allzusehr erhebt, ehe man sie näher untersucht hat. Man schämt sich endlich, daß man sich bloß gegeben hat, und will allzuspät durch eben so übertriebene Beschimpfungen die Lobsprüche vertilgen, die uns bereits lächerlich gemacht haben. Auf diese Ode folgten seine Betrachtungen über die Majestät Gottes, welche aus einer oratorischen Uebung entstanden waren, mit der er sich in der vertrauten Rednergesellschaft gezeigt hatte. Er fügte in der Umschmelzung, die natürliche Erklärung des

Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas hinzu, welche mehr Aufſehen machte, als ſie verdiente. Sie wiſſen, daß der Herr Inſpektor Burg ſich alle Mühe gegeben hat, ſie zu widerlegen. Ich, meines Theils, habe ſie allezeit bloß wegen der Dreiſtigkeit des Herrn Mylius bewundert. Der Einfall war nicht ſeine, ſondern der Recenſent der Parentſchen Unterſuchungen in den Actis Eruditorum hatte ihn bereits gehabt. Allein was dieſer als einen flüchtigen Gedanken, der keine Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unſer Schriftſteller, grade weg, als eine Wahrheit vor. Und ſo iſt es auch ſchon recht! Ernſthafte geſetzte Männer müſſen zweifeln; und wir, wir jungen Gelehrten, müſſen entſcheiden. Wer würde es auch ſonſt wagen, gebilligten Meynungen die Stirne zu biethen, wenn wir es nicht wären, die wir noch alle unſer Feuer beyſammen haben? — Sie finden dieſe Betrachtungen, mein Herr, in eben dem angeführten Bande der Beluſtigungen, ſie enthalten überhaupt viel gemeine Gedanken, und die Schreibart iſt die Schreibart eines Deklamators, welcher die Beobachtung der Schulregeln für Ordnung, und das O und das Ach für das ſchönſte Recept zum Feurigen und Pathetiſchen hält. Faſt von eben dieſem Schlage ſind ſeine Abhandlung von der Dauer des menſchlichen Lebens; ſeine Unterſuchung, ob die Thiere

um der Menſchen willen geſchaffen worden; und ſein Beweis, daß man die Thiere phyſiologiſcher Verſuche wegen gar wohl lebendig eröffnen dürfe — Aus dieſem letztern Aufſatze kann man unter andern ſehen, daß Herr Mylius die Buchſtabenrechnung damals müſſe gelernt haben. Er wirft mit a und x um ſich, wie einer, der noch nicht lange damit bekannt iſt. Das aber hat er mit ſehr großen Analyſten daſelbſt gemein, daß es ihm vollkommen gelungen iſt, eine Wahrheit, die, in ſchlechten Worten ausgedrückt, ſehr faßlich wäre, durch die allgemeinen Zeichen für die Hälfte ſeiner Leſer zum Räthſel zu machen. Zwar — als wenn man nur die Leſer klug zu machen ſchriebe! Gnug, wenn man zeigt, daß man ſelbſt klug iſt. — Auſſer dieſen proſaiſchen Stücken werden Sie auch verſchiedne Gedichte in den Beluſtigungen von ihm finden; beſonders einige ſapphiſche Oden, die dieſes zärtliche Sylbenmaaß ſehr wohl beobachten, und viel artige Stellen haben. Das vornehmſte aber iſt wohl das Gedicht auf die Bewohner der Kometen. Ich muß Ihnen ſagen, bey was für Gelegenheit es gemacht worden. Der Herr Profeſſor Käſtner hatte kurz vorher ſein philoſophiſches Gedicht über die Kometen in den Beluſtigungen drucken laſſen. Sie haben es doch geleſen? Es iſt in der That ein Gedicht; und in der

That philosophisch. Sein Verfasser hat sich längst den nächsten Platz nach Hallern erworben, und Reimen und Denken nie getrennt. Ich führe folgende Stelle aus dem Gedächtnisse an:

Was aber würde wohl dort im Komet gebohren?
Ein widriges Gemisch von Lappen und von Mohren,
Ein Volk, das unverletzt vom Aeussersten der Welt,
Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.
Wer ists der dieses glaubt?

Ohne Zweifel brachte diese Frage den Hrn. Mylius auf. Er wollte es seyn, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es seyn, der auch andre, es zu glauben nöthigte. Er setzte sich also, und schrieb ein ziemlich lang Gedicht, worinnen er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Herr Prof. Kästner nicht geleugnet hatte, und von ihrer Wahrscheinlichkeit, die aber unter seinen Händen noch ziemlich unwahrscheinlich blieb, handelte.

Der Vorsatz an sich selbst war keines Tadels werth; wie ein Dichter, den Herr Mylius nicht wohl leiden konnte, bey einer ähnlichen Gelegenheit spricht. Nur Schade, daß er seine Einbildungskraft nicht besser dabey anstrengte; nur Schade, daß er den kurzen und nervenreichen Ausdruck nicht in seiner Gewalt hatte; nur Schade, daß er sich von dem Reime fortreissen ließ, und in sein ganz Gedicht noch lange

nicht

nicht so viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat so gar nicht mehr, als eine einzige schöne Zeile darinnen gefunden; diese nemlich:

Was nützt der gröste Stern, der ewig müßig geht?

Er glaubte eine feine Anspielung auf die großen einflußlosen Sterne unter den Menschen darinnen zu sehen, von der sich noch zweifeln läßt, ob sie unser Poet dabey gedacht hat. Was für einen artigen physikalischen Roman hätte er uns machen können, wenn er den innern Reichthum seiner Materie recht gekannt und ihn gehörig zu brauchen gewußt hätte! Aber war es von ihm damals zu verlangen? War es von dem geschwornen Schüler eines Meisters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reime gezogen hat? Genug, daß Hr. Mylius in den Aufsätzen, die von seiner Feder in den Belustigungen stehen, alles geleistet hat, was ein Gottschedianer leisten kann. Die poetischen sind fliessend, und ohne Mittelwörter; und die prosaischen sind gedehnt und rein. — Sie sehen wohl, mein Herr, daß ich mir heute kein Blatt vors Maul nehme. Ich wäre auf guten Wegen; wenn ich nur nicht abbrechen müßte. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Vom 22ten April.

Freylich hat sich Herr Mylius auch in wöchentlichen Sittenschriften versucht. — Sie wissen, mein Herr, wer die ersten Verfasser in dieser Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Tiefsinn, noch an Gelehrsamkeit, noch an Kenntniß der Welt fehlte. Engländer, die in der größten Ruhe und mit der besten Bequemlichkeit, auf alles aufmerksam seyn konnten, was einen Einfluß auf den Geist und auf die Sitten ihrer Nation hatte. — Wer aber sind ihre Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witzlinge, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben, und, was das betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müssen. — Hr. Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahr 1745 seinen Freygeist anfieng, und ihn durch zwey und fünfzig Wochen glücklich fortsetzte. Der Titel versprach viel, und ich glaube nicht, daß man zu unsern Zeiten leicht einen anlockendern finden könnte. Ich weiß es aus dem Munde des Verfassers, daß er sich nie hingesetzt, ein Blatt von demselben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem Zuschauer gelesen zu haben. Diese Art sich vorzubereiten und seinen Geist

zu einer edeln Nacheiferung aufzumunkern, war ohne Zweifel sehr lobenswerth. Freylich kann sie nur bey denen von einiger Wirkung seyn, die schon vor sich Kräfte genug hätten, nichts gemeines zu schreiben. Denn denen, welchen diese Kräfte fehlen, wird sie zu weiter nichts nützen, als die äusserliche Einrichtung zu ertappen. Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Gespräch, bald eine Erzehlung, bald ein Gedichtchen vorlegen, und in dieser abwechselnden Armuth sich ihren Mustern gleich dünken, deren wahre Schönheiten sie nicht einmal einsehen. — Hr. Mylius sahe sie allerdings ein, und man kann nicht leugnen, daß sich ein großer Theil von seinem Freygeiste sehr wohl lesen lasse. Verschiedene kleine Züge, die er seiner Person darinnen giebt, sind etwas mehr als blosse Erdichtungen. Was er zum Exempel in dem dreyzehnten Blatte von des Boethius Trost der Weltweisheit sagt, ist gänzlich nach den Buchstaben zu verstehen. Er hatte von diesem geliebten Buche eine Ausgabe in sehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, anstatt der geriebnen Wurzeln und Kräuter, welche andre aus Artigkeit in die Nase stopfen, in einer Schnupftabacksdose bey sich trug. Die Uebersetzung, die er an angeführtem Orte daraus mittheilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutschen noch nie gebrauchten Versart, der abo-

nischen nemlich; und es ist seine Schuld ohne Zweifel nicht, wenn er keine Nachahmer darinnen gehabt hat. Was übrigens den Innhalt des Freygeistes anbelangt, so wird auch der eigensinnigste Splitterrichter nicht das geringste darinnen finden, was der christlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen konnte. Gleichwohl aber ward es; — und dieses muß ich Ihnen zu melden nicht vergessen — seinem guten Namen einigermaassen nachtheilig, ihn geschrieben zu haben. Er behielt von der Zeit an den Titel seines Buchs statt eines Beynamens, und seine Bekannten waren noch lange hernach gewohnt, die Namen Mylius und Freygeist eben so ordentlich zu verbinden, als man jetzt die Namen Edelmann und Religionsspötter verbindet. Sie können sich leicht einbilden, daß diese Verbindung bey denen, welche die wahre Ursache davon nicht wußten, oft ein sehr empfindliches Mißverständniß werde verursacht haben. Es ist aber so ungegründet, daß ich es auch nicht mit einem Worte weiter widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von seiner zweyten moralischen Wochenschrift sagen, die er bald nach seiner Ankunft in Berlin herausgab. Sie hieß der Wahrsager. Er kam nicht weiter damit, als bis auf das zwanzigste Stück. Die fernere Fortsetzung ward ihm höheres Orts verbothen, und es wäre sei-

ner Ehre zuträglicher gewesen, wenn man ihm gleich den Anfang untersagt hätte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ungleich er sich darinnen sieht! Die Schreibart ist nachläßig, die Moral gemein, die Scherze sind pöbelhaft und die Satyre ist beleidigend. Er schonte niemanden und hatte nichts schlechters zur Absicht, als seine Blätter zur scandalösen Kronicke der Stadt zu machen. Man schrie daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt ward. Als ein neuer Ankömmling in Berlin hatte er sich ohne Zweifel einen allzu großen Begriff von der hiesigen Freyheit der Presse gemacht. Er hatte gesehen, daß wichtige Wahrheiten hier Scherz verstehen müssen, und glaubte also, daß ihn die Einwohner auch ertragen würden, wenn er auch schon ein wenig maßiv wäre. Allein er irrte sich! Die erstern können durch die allergrößte Mißhandlung nichts verlieren; die andern aber können auch durch die allerkleinste alles verlieren, nemlich ihre Ehre. Was also die Obrigkeit dort aus Sicherheit verstattet, das muß sie hier aus Mitleiden verbiethen. — Das erste Blatt des Wahrsagers kam Donnerstag heraus. Denn Sonntag vorher wußte Hr. Mylius noch nicht, wie es heissen sollte. Er lief hundert Namen durch, und konnte keinen finden, der ihm recht gelegen gewesen wäre. Endlich half ihm der geschwinde Witz eines guten Freundes noch

aus der Noth. Sie können sich nicht entschliessen, wie Sie ihr Blatt nennen wollen? sagte der Herr von K** zu ihm: Nennen Sie es den Wahrsager. Die zu dumm waren Sie als einen Freygeist zu hören, die werden gewiß nicht zu klug seyn, Ihnen als einem Wahrsager zu folgen. Dieser Einfall ward gebilliget, ob er gleich ein wenig boshaft war, und in drey Stunden war das erste Stück fertig. Mit eben dieser Geschwindigkeit hat Hr. Mylius auch die übrigen ausgearbeitet, und wenn dieser Umstand schon nicht ihren geringen Werth entschuldiget, so verhindert er doch wenigstens zu glauben, daß unser Tachygraphus sie nicht besser habe machen können. — Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Vom 6ten May.

Herr Mylius hat drey Lustspiele und ein musikalisches Zwischenspiel geschrieben. Das sind seine theatralischen Lorbeern! Das erste Lustspiel ward 1744. in Hamburg gedruckt und heißt die Aerzte. Es ist in Prosa; es hat fünf Aufzüge; es beobachtet die drey Einheiten; es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs niemals leer; es hat keine unwahrscheinliche Monologen. — Warum darf ich nun nicht gleich dar-

zu ſetzen: kurz, es iſt ein vollkommnes Stück? Warum giebt es gewiſſe ſchwer zu vergnügende edle Kunſtrichter, welche eine anſtändige Dichtung, wahrer Sitten, eine männliche Moral, eine feine Satyre, eine lebhafte Unterredung, und ich weis nicht, was noch ſonſt mehr, verlangen? Und warum, mein Herr, ſind Sie ſelbſt einer von dieſen Leuten? Ich hätte Ihnen ein ſo vortreffliches Quidproquo machen wollen, daß Sie meinen Freund den deutſchen Molière nennen ſollten. Ein deutſcher Molière! und dieſer mein Freund! O wenn es doch wahr wäre! Wenn es doch wahr wäre! — Hören Sie nur, Herr Mylius muſte ſeine Aerzte auf Verlangen machen; was Wunder, daß ſie ihm geriethen, wie — wie alles, was man auf Verlangen macht. Kurz vorher waren die Geiſtlichen auf dem Lande zum Vorſchein gekommen. Sie kennen dieſes Stück; es hatte einen jungen Menſchen zum Verfaſſer, der hier in Berlin noch auf Schulen war, der aber nach der Zeit beſſere Anſprüche auf den Ruhm eines guten komiſchen Dichters der Welt vorlegte, und ſelbſt aus Liebe zur Bühne ein Schauſpieler wurde, nemlich den verſtorbenen Herrn Krieger. Ihrſeinen Geiſtlichen hatte er die Satyre auf eine unanſtändige Art übertrieben, und ich weis überhaupt nicht, was ich von der Satyre halten ſoll, die ſich an ganze Stände

wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausschweifung haben nie ein Buch um die Leser gebracht, wohl aber manchem Buche zu Lesern verholfen. Die Welt konnte sich an den Geistlichen nicht satt lesen; sie wurden mehr als einmal gedruckt; ja sie wurden, was die Leser immer um die Hälfte vermehrt, konfiscirt. So eine vortreffliche Aufnahme stach einem Buchhändler in die Augen. Er versprach sich keinen kleinen Gewinnst, wenn man auch andere Stände eine solche Musterung könnte passieren lassen, und trug die Abfertigung der Aerzte dem Herr Mylius auf, der es auch annahm, ob er gleich selbst unter die Söhne des Aesculaps gehörte. Er brachte sonderbares Zeug in sein Lustspiel; eine Jungfer, der man es ansehen kann, daß sie keine Jungfer mehr ist; ein Paar Freyer, die sich über eine künftige Frau zur Hälfte vergleichen, und ein Haufen Züge, die vollkommen wohl in eine schlechte englische Komödie passen würden. — Doch wie steht es um sein zweytes Lustspiel? Es heißt der Unverträgliche und ist gleichfalls in Prosa und fünf Aufzügen. Es sollte eine persönliche Satyre seyn; muß ich Ihnen im Vertrauen sagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuo eben so schlecht, als dort mit der Gattung. Denn mit wenigen alles zu sagen, er schilderte seinen Unverträglichen, ich weis nicht ob so glücklich, oder so unglücklich, daß sein

ganzes Stück darüber unerträglich ward. Die Aerzte und den Unerträglichen machte Herr Mylius bald nacheinander; sein drittes Stück aber, von welchem ich gleich reden will, folgte erst einige Jahre darauf. Es heißt die Schäferinsel; es ist in Versen und hat drey Aufzüge. Wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen einen deutlichen Begriff davon machen sollte. — Kennen Sie den Geschmack der Frau Neuberin? Man müßte sehr unbillig seyn, wenn man dieser berühmten Schauspielerin eine vollkommne Kenntniß ihrer Kunst absprechen wollte. Sie hat männliche Einsichten; nur in einem Artikel verräth sie ihr Geschlecht. Sie tändelt ungemein gerne auf dem Theater. Alle Schauspiele von ihrer Erfindung sind voller Putz, voller Verkleidung, voller Festivitäten; wunderbar und schimmernd. — Vielleicht zwar kannte sie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine List von ihr, was ich für eine Schwachheit an ihr halte. Doch dem sey, wie ihm wolle; genug, daß nach diesem Schlage ungefehr die Schäferinsel seyn sollte, welche Herr Mylius auch wirklich auf ihr Anrathen ausarbeitete. Er hätte sie am kürzesten ein pseudopastoralisch-musikalisches Lust- und Wunderspiel nennen können. Nachdem er einmal den Entwurf davon gemacht hatte, kostete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr, als vier Nächte;

und so viele bringt ein andrer wohl mit Einrichtung einer einzigen Scene schlaflos zu. So lange er damit beschäftiget war, habe ich ihn, seiner Geschwindigkeit wegen, mehr als einmal beneidet; so bald er aber fertig war, und er mir seine Geburt vorgelesen hatte, war ich wieder der großmüthigste Freund, in dessen Seele sich auch nicht die geringste Spur des Neides antreffen ließ. — Noch ein Wort von seinem Zwischenspiele. Es heißt der Ruß; es ward komponiert, und auf der Rambertischen Bühne in Leipzig aufgeführt. Es fanden sich Leute, welche es bewunderten, weil eine gewisse Schauspielerin die Schäferin darinne machte. Der Innhalt war aus der Schäferwelt. — Verzeihen Sie, mein Herr, daß mir die Schäferwelt den Frühling in die Gedanken bringt; verzeihen Sie, daß das heutige angenehme Wetter mich verleitet, ihn immer ein wenig zu genieſſen, und daß ich also, Zeit zu gewinnen, schlieſſe. Ich will lieber den ganzen Spaziergang an niemanden, als an Sie gedenken, als noch ein Wort mehr schreiben; ausgenommen: Leben Sie wohl!

Fünfter Brief.

Vom 4ten Junius.

An Kenntniß der vortreflichsten Muster fehlte es dem Herrn Mylius gar nicht. Und wie hätte es ihm

auch so leicht daran fehlen können, da er das Hülfsmittel der Sprachen vollkommen wohl in seiner Gewalt hatte? Die vornehmsten lebendigen und todten waren ihm geläufig. Von der lateinischen werden Sie mir es ohne Beweis glauben. In Ansehung der griechischen beruf ich mich auf seine Uebersetzungen, die er aus dem Aristophanes und Lucian gemacht hat. Diese letztern werden Sie in der Sammlung auserlesener Schriften dieses Sophisten, welche im Jahr 1745. bey Breitkopfen gedruckt ist, finden. Der Herr Professor Gottsched machte eine unverlangte Vorrede dazu, mit der er dem Publiko einen schlechten Dienst erwies. Die Besorger wurden darüber ungehalten, und anstatt, daß sie uns den ganzen Lucian deutsch liefern wollten, liessen sie es bey dieser Probe bewenden. Ich würde einen langen und trocknen Brief schreiben müssen, wenn ich Ihnen auch alle seine Uebersetzungen aus dem Französischen, Italiänischen und Englischen anführen wollte. Unter den erstern verdienen ohne Zweifel die Kosmologie des Herrn von Maupertuis, und des Herrn Clairaut Anfangsgründe der Algebra die vorzüglichste Stelle. Beyde Werke zu übersetzen, ward etwas mehr als die bloße Kenntniß der Sprache erfordert; einer Sprache in der er übrigens seine Briefe am liebsten abzufassen pflegte.

Und ich muß es Ihnen nur beyläufig sagen, daß sein Briefwechsel sehr groß war; größer als ihn vielleicht mancher in dem einträglichsten Amte sitzender Gelehrte, aus Furcht vor den Unkosten, übernehmen möchte. Er war nicht bloß in Deutschland eingeschlossen; er erstreckte sich noch viel weiter, und es war allerdings eine Ehre für ihn, daß er die verbindlichsten Antworten von einem Reaumur, Linnäus, Watson, Lyonet ꝛc. aufweisen konnte. — Aus dem Italiänischen hat Herr Mylius unter andern in den Beyträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters, die Clitia des Machiavells übersetzt; und aus dem Englischen, Popens Versuch über den Menschen. Durch diese letztere Uebersetzung, welche in Prosa ist und in dem zweyten Bande der hällischen Bemühungen steht, wollte er die Arbeit des Herrn Brockes ausstechen. Das Weitschweifende und Wäßrichte seines paraphrastischen Vorgängers hat er zwar leichtlich vermeiden können, allein daß es sonst ohne Fehler auf seiner Seite hätte abgehen sollen, das war so leicht nicht. Ohne Zweifel wußte er damals so viel Englisch noch nicht, und konnte es auch nicht wissen, als er während seines Aufenthalts zu London, in seinem letzten Jahre, durch die Uebersetzung von Hogarths Zergliederung der Schönheit, zu vollstellezeigt

hat. Ja er ist so gar noch selbst, mitten unter den Engländern, ein Schriftsteller in ihrer Sprache geworden. Und zwar ein kritischer Schriftsteller. Er ließ nemlich über ein neues Trauerspiel des Herrn Glover einen Brief drucken, in welchem er sich Christpraise Myll nannte. Ohne Zweifel wollte er die englischen Leser durch seinen deutschen Namen nicht abschrecken. Noch habe ich diesen Brief nicht gesehen, und ich kenne ihn nur zum Theil aus dem Monthly Review, wo er ganz kaltsinnig und kurz angezeigt wird. Er hat dem Herrn Glover die Verabsäumung einiger dramatischen Regeln vorgerückt; und Sie wissen wohl, mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Britte hält sie für eine Sklaverey und sieht diejenigen, welche sich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die sich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen, betrachtet, wenn auch diese Könige schon Friedriche sind. Doch ich zweifle, ob Hr. Mylius zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war; sein Geist war in Gottscheds Schule zu mechanisch geworden, und der unglückliche Tadler der ewigen Gedichte eines Hallers konnte unmöglich mit seinem Geschmacke bey einem Volke bewundert werden, welches uns dieses Dichters wegen zu beneiden Grund hätte. Wie? werden Sie sagen, der unglückliche Tadler Hallers? Ja, mein

Herr, dieſes wär Hr. Mylius; denn er iſt es, aus deſſen Feder die Beurtheilung des Hallerſchen Gedichts, über den Urſprung des Uebels, in den erſten Stücken der hällischen Bemühungen, gefloſſen iſt. Ich ſage mit Fleiß, aus ſeiner Feder und nicht aus ſeinem Kopfe. Der Hr. Prof. Gottſched dachte damals für ihn, und mein Freund hat es nach der Zeit mehr als einmal bereuet, ein ſo ſchimpfliches Werkzeug des Neides geweſen zu ſeyn. Doch ich weiß ſchon, auf wen die größte Schande fällt; auf den ohne Zweifel, auf welchen alle ſeine Schüler ihre Vergehungen bürden, und ihn, wie den Verſöhnungsbock, in die Wüſte ſchicken ſollten. — Aber, bewundern Sie doch mit mir den Hrn. von Haller! Entweder er hat es gewußt, daß ihn Hr. Mylius ehedem ſo ſchimpflich kritiſirt habe; oder er hat es nicht gewußt. In dem erſten Falle bewundre ich ſeine Großmuth, die auf keine Rache dieſer perſönlichen Beleidigung gedacht, ſondern ſich den Beleidiger vielmehr unendlich zu verbinden geſucht hat. In dem andern Falle bewundre ich — ſeine Großmuth nicht weniger, die ſich nicht einmal die Mühe genommen hat, die Namen ſeiner ſpöttiſchen Tadler zu wiſſen — Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

Vom 20ten Junius.

O, ich glaube es Ihnen sehr wohl, mein Herr, daß verschiedene in ihrer Gegend, welche an der Myliusischen Reise Theil gehabt, über den unglücklichen Ausgang derselben verdrüßlich sind, und ihr Geld bereuen. Was haben wir nun davon? heißt es bey einigen auch hier. Ehre! habe ich denen, die ich näher kenne, geantwortet. Ehre! — "Nichts weiter? „versetzte man. Wir glaubten, wie vortrefflich wir „unsre Naturaliensammlungen würden vermehren können. „ — Ey! und also sahen Sie den Hrn. Mylius nicht so wohl für einen Gelehrten, welcher Entdeckungen machen sollte, als für einen Kommißionair an, der für sie nach Amerika reisete, um die Lücken ihres Kabinets, so wohlfeil als möglich, zu erfüllen? "Nicht viel anders!„ — Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freyheit aufrichtig zu gestehen, daß ich Ihnen den vorgegebenen Schaden von Grund des Herzens gönne. Aber wissen Sie wohl, bin ich in meinem Komplimente fortgefahren, für was Hr. Mylius eigentlich sie, und alle Beförderer seiner Reise angesehen hat? Für Verschwender; für Leute die ihr überflüßiges Vermögen zu sonst nichts bessern

anzuwenden wüßten; die nur Geld verschenkten, um es zu verschenken, und — "Was? hat man mich „unterbrochen; uns für Verschwender anzusehen?„ — Wahrhaftig, meine Herren, dafür hat sie Hr. Mylius angesehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen. Ich habe ihnen hierauf, um sie rechtschaffen zu kränken, eine Stelle aus dem satyrischen Sendschreiben meines Freundes vorgelesen, in welchem er verschiedne Anschläge ertheilet, wie man die Thorheiten und Laster der Menschen zum Aufnehmen der Naturlehre nützen könne. Er hat dieses Sendschreiben in die Ermunterungen eingerückt, und die Stelle, auf welche ich ziele, ist viel zu sonderbar, als daß mich die Mühe dauern sollte, sie Ihnen, mein Herr, hier abzuschreiben. "Die Verschwender, „sagt er, lasse man ihr Geld auf die Besoldung einer „Anzahl Reisender wenden, welche die Welt die Länge „und Quere durchreisen und durchschiffen, und, „wenn es das Glück will, allerley physikalische und „zur Naturgeschichte gehörige Entdeckungen machen. „Man lasse auf ihre Unkosten Luftschiffe bauen, und „den Erfolg auf ein Gerathewohl ankommen. Die „Ausführung solcher Unternehmungen trage man „irrenden Rittern, Don Quixoten und Wagehälsen „auf, und erwarte mit Vergnügen und Gelassenheit, „ob die Naturlehre dadurch mit neuen Erfindungen

„und

„und Lehrsätzen wird bereichert werden. Die Sache „mag so übel ausschlagen, als sie will, so werden „doch weder die physikalischen Wissenschaften, noch „ihre uneigennützige Handlanger einigen Schaden da„von haben„. — Was sagen Sie zu dieser Stelle, mein Herr? Vielleicht, daß sie etwas prophetisches hat. Doch ich bin gewiß überzeugt, daß Herr Mylius ein sehr lobenswürdiger und vorsichtiger Wagehals würde gewesen seyn, wenn ihm der Tod vergönnt hätte seine Geschicklichkeit zu zeigen. Er würde sich nicht begnügt haben, wo er hingekommen wäre, bloß mit den Augen eines Naturforschers zu sehen, und um nichts, als um einen Stein oder um ein Kraut sich Gefahren auszusetzen. Er würde ein allgemeiner Beobachter gewesen seyn, und die Kenntniß des Schönsten in der Natur, des Menschen, für keine Kleinigkeit angesehen haben, ob sie gleich in dem gemeinen Plane seiner Reise nicht in Betrachtung gezogen war. — Doch, erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen auch endlich einmal von etwas andern schreibe. Die Erinnerung der Geschicklichkeiten meines Freundes ist mir zu peinlich, und ich empfinde seinen Verlust zu lebhaft, wenn ich derselben allzusehr nachhänge. — Lassen Sie uns vielmehr ꝛc. — *)

*) Am Schlusse der Vorrede: "Hier geriethen wir in

unserm Briefwechsel auf eine andre Materie, welche für den Leser wenig reizendes haben würde und hierher nicht gehöret. Alles, was ich noch für ihn hinzuthun muß, ist etwas weniges, was diese Sammlung genauer angeht. Sie bestehet aus lauter Stücken, welche theils in verschiedenen Monatsschriften zerstreuet, theils auch einzeln gedruckt waren. Alles dessen, was in den vorstehenden Briefen gesagt worden ungeachtet, glaube ich, daß sehr viele Leser die meisten nicht ohne besonderes Vergnügen lesen werden. Die Poesien insbesondere habe ich überall zusammen gesucht, und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit mehrere, bessere aber wohl schwerlich auftreiben können. Mit was für Augen man sie betrachten müsse, habe ich deutlich genug zu verstehen gegeben, und ich füge nur noch hinzu, daß die Gedichte des Herrn Mylius ganz anders aussehen würden, wenn sie alle mit dem Gefühle und dem Fleiße gemacht wären mit welchem er seinen Abschied aus Europa gemacht hat. Es schien, als ob er erst um diese Zeit recht anfangen wollte, sein Herz und seinen Witz zu brauchen. —

Berengarius Turonensis. *)

Vorrede. Den Gelehrten ist bekannt, daß Herr Schmid, Professor der Theologie bey dem Carolino in Braunschweig, ohnlängst den Brief des Adelmanns an den Berengarius, aus einer Handschrift der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, zu ergänzen das Glück gehabt. Die Ausgabe davon erschien zu eben der Zeit, als des regierenden Herzogs Durchlaucht, mir die Aufsicht über diese Bibliothek anzuvertrauen, die Gnade hatten: und es war natürlich, daß meine Neugierde, die ungedruckten Schätze derselben kennen zu lernen, dadurch ihre erste Richtung erhielt.

Ich zweifle, ob sie eine glücklichere hätte erhalten können. Denn gleich in den ersten Tagen gerieth mir das Werk in die Hände, welches ich dem Publiko hiermit ankündige.

Wie billig, ertheilte ich dem Herrn Schmid die erste Nachricht davon, und gegenwärtige An-

*) "Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisher völlig unerkannt geblieben.„ Von Gotth. Ephr. Leßing. Braunschweig, im Verlage des Waysenhauses 1770.

kündigung selbst, bestehet nur aus den Briefen, die ich darüber an ihn zu schreiben, Gelegenheit nahm.

Zwar schrieb ich diese Briefe sogleich in der Absicht, von mehrern gelesen zu werden. Aber dennoch muß ich bekennen, — und um Verzeihung bitten, — daß ich weder die Zeit noch den Fleiß darauf verwandt habe, den diese weitere Absicht erfordert hätte.

Ich glaubte sogar, hier sey es allerdings besser, lieber um Verzeihung bitten zu wollen, als den Fehler nicht zu begehen. Es kömmt mehr darauf an, was ich ankündige, als wie ich es ankündige; und lieber die Neugierde der Welt, die ein so wichtiges Werk so lange entbehren müssen, ein wenig zum Nachtheil meiner Eitelkeit befriediget, als später.

Besonders merke ich nun wohl, daß es mir ergangen, wie es fast immer ergeht, wenn man von der Hand weg schreibt. Man wird zugleich zu kurz, und zu lang: man sagt zugleich zu viel, und zu wenig. Diesen und jenen ganz kritischen Punkt hätte ich vielleicht nur kaum berühren sollen; mit gewissen Schriftstellern hätte ich mich bey weitem so tief nicht einlassen sollen. Dagegen hätte ich mich bey dem wesentlichen Inhalte des angekündigten Werkes länger aufhalten, und mehr Besonderheiten desselben mittheilen müssen.

Doch wenn bey jenen Auswüchsen, höchstens nur einige Bogen verschwendet worden: so ist diesem Mangel, durch einige Bogen mehr, leicht ein an-

dermal abzuhelfen. Ich habe ohnedem noch gewisse Dinge zurück, die zwar nicht eigentlich das Werk des Berengarius betreffen, aber doch aus demselben ein so besonderes Licht erhalten, und mit demselben in so genauer Verbindung stehen, daß sie einer eigenen Erörterung gewiß sehr werth sind. Vornehmlich wird es die Schriften des Paschasius und Ratramnus gelten. Mehr brauche ich der Sache kundigen Lesern nicht zu sagen.

Was ich inzwischen vor jetzt liefere, so viel oder so wenig es ist, wird doch immer hinlänglich seyn, um einen Begriff von dem Ganzen zu machen, und die Anfrage darauf zu gründen, ob und wie fern dieses Ganze völlig an das Licht gebracht zu werden verdiene?

Ich sehe voraus, wie unendlich verschieden die Urtheile hierüber ausfallen müssen. Aber wer erräthet auch nicht, welche Urtheile allein entscheiden können? Unstreitig nur, die Urtheile der Theologen unserer Kirche: und unter diesen vorzüglich nur derer, welche die Sache, mehr nach dem Bedürfnisse, als nach dem Tone der Zeit, ermessen können und wollen.

Daß sodann des regierenden Herzogs Durchl. die Erlaubniß zu dem Abdrucke des Manuscripts ertheilen dürften, glaube ich versprechen zu können. Ein so guter und weiser Fürst ist zu sehr überzeugt, daß auch solche Schätze keine Schätze sind, wenn sie nicht jeder nutzen kann, der ihrer bedarf.

Ungern nur, möchte ich mich selbst der Ausgabe unterziehen. Ich kenne meine Kräfte; und begreiffe sehr wohl, was für ein Unterschied es ist, eine dergleichen Handschrift für sich, so und so, zu brauchen, und sie der Welt in allen Stücken brauchbar zu machen. Schon das Bestreben dieses zu thun, würde mich zudem mehr Zeit kosten, als ich von meinen andern Geschäften entübrigen kann. Diese mögen wichtiger seyn, oder nicht: es sind doch immer mehr meine Geschäfte. Auch wünschte ich sehr, daß dem Berengarius die gute Aufnahme unter uns, so zuverläßig gemacht würde, als möglich; welches nicht wohl anders geschehen kann, als wenn ein Gottesgelehrter von Würde und erkannten Verdiensten ihn einzuführten sich gefallen läßt. Einem solchen, er sey wer er wolle, will ich alles Recht, welches mir die erste Entdeckung geben könnte, mit Vergnügen abtreten, und er soll zu einer Arbeit willkommen seyn, zu der ich mich, einzig und allein in Ermanglung eines jeden andern Besorgers, zu verstehen gedenke.

I.

Der Inhalt meines Vorigen war eine Kleinigkeit, nur einem Herausgeber nicht gleichgültig, der seinen Schriftsteller gern mit allen möglichen Erläuterungen und Rettungen in die Welt schicken will. *)

Ich eile, Ihnen eine andere Entdeckung mitzutheilen, die viel zu wichtig ist, als daß ich nicht, zu völliger Benutzung derselben, Ihren, oder eines andern würdigen Gelehrten unserer Kirche Beytritt, auffordern dürfte.

Die Ergänzung des Adelmanns macht Ihnen als Kritikus Ehre, dem es genug ist, die Ueberreste des Alterthums dem Untergange zu entreissen, ohne sich zu bekümmern, ob sie von großem Nutzen sind, und wem damit am meisten gedienet seyn möchte. Gestehen Sie aber selbst, daß es nicht unsere, sondern

*) Es betraf die Nachweisung des Aufsatzes vom Doneda (in der Raccolta d'Opuscoli scient. e filol. T. XLVI.) in welchem die Zeit, wenn Adelmann mit Tode abgegangen, näher bestimmt werden soll, und mit welchem Herr Prof. Schmid seine Ausgabe noch hätte bereichern können.

die Römische Kirche ist, die Sie darunter am meisten sich verpflichtet haben. Diese hat ungern einen so angesehenen Vertheidiger einer ihrer Hauptlehren bisher nur verstümmelt aufweisen können; und sie durfte aus dem Bücherschatze eines Protestantischen Hauses vielleicht am wenigsten erwarten, einen Mangel ersetzt zu sehen, *) wodurch sie nun freylich nicht eben neue Waffen, aber doch eine alte Waffe ausgebessert und frisch aufgeputzt erhalten.

Zwar weiß ich wohl, daß ihr selbst die Beystimmung des Adelmanns kann streitig gemacht werden. Flacius trug kein Bedenken, ihn unter seinen Zeugen der Wahrheit aufzuführen, **) und klar ist es, daß in dem ganzen Briefe des Adelmanns kein Ausdruck zu finden, welcher den cruden Begriff der Transsubstantiation schlechterdings voraussetzte. Da jedoch Adelmann auch mit keinem Worte sich gegen diesen Begriff, welcher der herrschende geworden war, erkläret; da er zwischen dem einen Abwege des Paschasius, den die Kirche mit vollem Haufen einschlug, und dem andern Abwege, auf welchem

*) Geleardus wandte sich desfalls, ausser den Bibliotheken in Italien, an die zu Paris und Wien; aber bey Unserer Nachfrage zu halten, muß ihm auch nicht einmal eingefallen seyn; ob es schon freylich mit allen solchen Nachfragen eine sehr mißliche Sache ist.

**) Cat. Test. Ver. lib. XII. p. 1279. Edit. Genev.

er dem Berengarius glaubte, keine Mittelstrasse zu erkennen scheinet: so dürfen wir uns wenigstens nicht wundern, wenn ihn unsere Gegner für sich anzuziehen, mehr Recht zu haben glauben, als sie uns, thun zu können, jemals einräumen werden.

Es sey denn auch! Wir können ihnen so einen Mann gern gönnen, der es — wenn Sie mir erlauben wollen, mein Freund, — kaum verdiente, daß Sie sich die geringste Mühe gaben, ihn zu einem Deutschen zu machen. Er sey ein Deutscher, oder ein Wähle, oder was er will, gewesen: er war einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halb offnen Augen, wie im Traume, ihren Weg so fortschlendern. Entweder weil sie nicht selbst denken können, oder aus Kleinmuth nicht selbst denken zu dürfen vermeynen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten sie fest an dem, was sie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich genug, wenn sie nur von andern nicht verlangen, mit Gutem und Bösem verlangen, daß sie ihrem Beyspiele hierinn folgen sollen.

Lieber wollte ich, daß Sie mir den Berengarius zu einem Deutschen machen könnten! — "Den „Berengarius: diesen Ketzer? diesen doppelten „Ketzer? Ketzer in seiner Trennung von der Kirche: „Ketzer in seiner Rückkehr zu ihr.„

Wäre das auch alles so: nichts destoweniger! Das

Ding, was man Ketzer nennt, hat eine ſehr gute Seite. Es iſt ein Menſch, der mit ſeinen eigenen Augen wenigſtens ſehen wollen. Die Frage iſt nur, ob es gute Augen geweſen, mit welchen er ſelbſt ſehen wollen. Ja, in gewiſſen Jahrhunderten iſt der Name Ketzer, die gröſte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können: noch gröſer, als der Nahme Zauberer, Magus, Teufelsbanner; denn unter dieſen läuft doch mancher Betrieger mit unter.

Daß Berengarius in einem ſolchen Jahrhunderte gelebt, das iſt wohl unſtreitig. — Alſo auch: wenn Ihnen die Wahl noch jetzt frey ſtünde, ob Sie lieber vom Adelmann oder vom Berengar, etwas an das Licht bringen wollten; wem würden Sie Ihren Fleiß wohl am liebſten widmen? Doch, das bedarf keiner Frage. Sie wiſſen über dieſes zu wohl, wie unbekannt noch bis jetzt der wahre Berengarius iſt; wie unzuverläßig ſich noch bis jetzt von ſeiner wahren Meynung urtheilen laſſe; und wie ſehr, auch daher ſchon, alles erhalten und bekannter gemacht zu werden verdienet, was ihn angehet, und dieſer Unzuverläßigkeit abhelfen kann.

Berengarius ſelbſt hat alles gethan, um die Nachwelt, wegen ſeiner eigentlichen Lehre nicht in Zweifel zu laſſen. Er hat ſie in mehr als einer Schrift

vorgetragen, und gegen ſeine Widerſacher in mehr als einer vertheidiget. Das bezeugt Sigebertus Gemblacenſis. *)

Aber wo ſind ſie, dieſe Schriften? Hielt man es nicht der Mühe werth, ſie zu erhalten? Oder hielt man es der Mühe werth, ſie vorſetzlich zu vernichten? Wenn die Schriften ſeiner Gegner zugleich mit dahin wären: ſo möchte leicht jenes eben ſo wahrſcheinlich ſeyn, als dieſes. Aber da kann man, auſſer Ihrem Adelmann, — wenn man will, — noch einen Lan francus, einen Guitmundus, einen Algerus, einen Deoduinus, und wie ſie alle heiſſen, der verderbenden Zeit zum Trotze, leſen; die ſich alle trefflich mit dem armen Berengarius herumzanken und — Recht behalten. Wie natürlich: denn man hört nur immer einen ſprechen; und wenn der andere ja einmal etwas ſagt, ſo ſagt er es durch den Mund ſeines Gegners.

Es müſſen aber, ſchon zu des Flacius Zeiten, die Schriften des Berengarius ſo gut als aus der Welt geweſen ſeyn. Man kennet den unverdroſſenen

*) Scripſit contra Adelmannum — defendens ſuam de myſteriis Chriſti ſententiam. Et quia multi ad eum, vel contra eum ſuper hac re ſcripſerunt, ſcripſit & ipſe ad vel contra eos. — *De Script. Eccl. cap.* 154. in *Bibl. Eccl. Fabricii*, p. 111.

Fleiß dieses Mannes, (seinen improbus labor, in jedem Verstande, wie man sagt) mit welchem er alles überall zusammen suchte, was er zu seiner Absicht dienlich hielt. Gleichwohl war ihm weiter nichts von dem Berengarius bekannt geworden, als was jedermann kannte; seine Palinodie auf der Kirchenversammlung zu Rom, unter Nicolaus dem zweyten, und die wenigen Stellen, welche aus seiner nachherigen Verdammung dieser Palinodie uns Lanfrancus aufzubehalten für gut befunden hat.

Dieses waren denn auch die Beweisstücke alle, auf die man sich in den unglücklichen Sacramentarischen Streitigkeiten berufen konnte, wenn von der einen, oder von der andern Gemeinde der Protestantischen Kirche, des Berengarius, zum Schutz oder zum Trutz, Erwähnung geschah. Ich wünschte nur, daß es von beyden Theilen mit mehr Mißtrauen in die Glaubwürdigkeit derselben geschehen wäre. Ein Wiederwurf, den ein vermeynter Irrgläubiger gezwungen unterschreiben muß; einzelne, unzusammenhängende Stellen, die seine Gegner ihren Widerlegungen aus seinen Schriften einverleiben, beweisen wohl, was diese Gegner sich eingebildet, daß dieser Irrgeist geglaubt; beweisen wohl, was sie verlangt, daß er an dessen Statt glauben sollen: aber das, was er eigentlich geglaubt hat, kann von beyden, von dem

einen so wohl als von dem andern, gleich weit entfernt seyn.

Luther hatte hier kein Arges; er nahm das, was für die wahre Meynung des Berengarius von den Widersächern desselben ausgegeben ward, dafür an; und da er immer noch der Transsubstantiation geneigter blieb, als dem blossen Tropus, da er sich überführt hatte, daß diese Auslegung mehr mit dem Wesentlichen des Glaubens streite, als jene: so bezeigte er seinen ganzen Unwillen gegen den Berengarius, und erkannte nicht allein die von dem Pabst gegen ihn gebrauchte Gewalt für Recht, sondern billigte auch die Ausdrücke des ihm aufgedrungenen Wiederrufs sogar mehr, als sie selbst von manchen Katholiken waren gebilliget worden. *) Berengar ward in seinen Augen das Schlimmste, was er seyn konnte, ein Vorläufer der ihm so verhaßten Sacramentierer, dessen Irrthum Carlstadt und Zwinglius bloß erneuer-

*) "Darum thun die Schwärmer unrecht, sowohl als die Glossa im geistlichen Recht, daß sie den Pabst Nikolaus strafen, daß er den Berenger hat gedrungen zu solcher Bekänntniß, daß er spricht: Er zerdrücke und zerriebe mit seinen Zähnen den wahrhaftigen Leib Christi. Wollte GOtt, alle Päbste hätten so christlich in allen Stücken gehandelt, als dieser Pabst mit dem Berenger in solcher Bekänntniß gehandelt hat.„ Luthers Bekänntniß vom Abendmahl Christi, im Jahr 1528.

ten: *) und was Berengarius in Luthers Augen war, das blieb er in den Augen seiner orthodoxen Nachfolger, der Westphale und Selnecker, die ihn mit aller Strenge behandelten. Mir ist unter den ältern Theologen unserer Kirche nur ein einziger bekannt, welcher gelinder und vortheilhafter von dem Berengarius urtheilet; und dieses ist eben der Flacius, **) der gleichwohl zu seiner bessern Meynung von ihm, nicht mehr Data hatte, als jene zu ihrer schlimmern. Arnolden könnte ich ihm allenfalls noch beygesellen: aber in dessen Plane war es, sich aller Ketzer anzunehmen.

Hingegen liessen es die, welche sich zur Meynung des Zwinglius bekannten, sich nicht zweymal sagen, daß Berengarius ihr Vorgänger gewesen sey; sie griffen begierig zu, und sezten sich ganz in den Besitz dieses Mannes. Wer kann es ihnen verdenken? Es war ihnen daran gelegen, daß ihre Lehre für keine Neuerung angesehen ward; es mußte ihnen lieb seyn,

*) "Carlstadt erneuerte den greulichen Irrthum Berengars vom Sakrament des Abendmals, daß daselbst nur Brod und Wein u. s. w.„ Aurifaber, im Bericht was sich mit Luther und seiner Lehre in den Jahren 1524 und 25 zugetragen.

**) Sowohl in seinem Cat. T. Verit., als auch in den Magdeburgischen Centurien, die unter seiner Aufsicht ganz in dem Geiste jenes Werks verfaßt wurden.

in frühern Jahrhunderten die Spuren davon aufweiſen, und dadurch wahrſcheinlich machen zu können, daß ihr Glaube kein andrer, als der Glaube der erſten Chriſten ſey. Dabey war Berengarius ein ſo angeſehener, ſo gelehrter, ſo ſcharfſinniger, und von Seiten ſeines Lebens, ſelbſt nach Zeugniſſen ſeiner Feinde, ſo untadelhafter Mann geweſen, daß ſie im geringſten nichts wagten, ſich freywillig für ſeine Nachfolger zu bekennen. Von jeher haben daher auch die angeſehenſten Reformirten Theologen, wo ſie in ihren dogmatiſchen, oder polemiſchen, oder hiſtoriſchen Schriften auf den Berengarius kommen konnten, ſich ſehr gern bey ihm verweilet, und ihn mit ſo vieler Geſliſſenheit, mit ſo vieler Wärme vertheidiget, daß Lutheriſche Gelehrte davor warnen zu müſſen, nicht umhin zu können glaubten. *)

*) Inter eos, qui Hiſtoriam *Berengarii* conſignarunt, circumſpecte & caute legendi ſunt Reformati, quandoquidem id agunt, ut purgent Berengarium, ſpecioſeque defendant, quorſum refero Ioannem Epiſcopum Dunelmenſem. *Fechtius de Origine & ſuperſtitione Miſſarum, App. II. de Concomitantia Sacr. p.* 1024. Es iſt Johann Coſin, Biſchof zu Durham, den Fecht namentlich anführet, und deſſen Hiſtoria Transſubſtantiationis Papalis, zu Bremen 1678 nachgedruckt worden. Er hätte aber eben ſowohl einen Mornäus, Sorbeſius, Uſſerius, und zwanzig andere nennen können, welche Tribbechovius, ohne Zweifel in Gedan-

Nur endlich, zu Anfange dies Jahrhunderts, hätten leicht die Wagſchaalen für den Berengarius umſchlagen können. Auſſer verſchiednen Kleinigkeiten von ihm, welche fleißige Gelehrte aus Handſchriften nach und nach bekannt machten, die aber mit ſeiner Streitigkeit vom Abendmahle in geringer oder gar keiner Verbindung ſtehen, brachten nemlich Martene und Durand eine von dem Berengarius ſelbſt aufgeſetzte Verhandlung von der, unter Gregorius dem ſiebenden, im Jahr 1078 ſeinetwegen gehaltenen Kirchenverſammlung, aus einem Manuſcripte zu Gemblou an das Licht. *) Hatte man bis dahin wohl noch gezweifelt, ob überhaupt Berengarius unter nur gedachtem Pabſte nochmals perſönlich zu Rom verdammet und zum Widerrufe gezwungen

---

ken hatte, wenn er ſchrieb: Hæc de certamine *Berengarii* non mea, ſed Hiſtoriam fide docere volui, cum fiderem ex Reformatis non paucos appoſito verborum colore, obſcuratis aliquibus, nonnullis etiam ſilentio preſſis, nimis dubiam & incertam reddidiſſe *Berengarii* Hiſtoriam. *De Doctoribus Scholaſticis, cap. VI.*

*) Acta Concilii Romani, ſub *Gregorio VII*, in cauſa *Berengarii* conſcripta, cum ipſius poſtea recantatione; ex Mſ. codice Gemblacenſi. *Tomo IV. Theſ. novi Anecdot. p.* 99.

gezwungen worden: *) so sahe man nun nicht allein aus dieser eigenen Schrift des Berengarius, daß solches allerdings geschehen, sondern man sahe auch zugleich, wie es geschehen, und daß es ungefehr eben so damit zugegangen, als es zwanzig Jahre vorher, unter Nikolaus dem zweyten, zugieng. Berengarius ließ wiederum die Furcht über sich Meister werden, und bequemte sich wiederum seinen Feinden: kaum aber war er auch wiederum in sein Frankreich, und da in Sicherheit, als er wiederum mündlich und schriftlich bezeugte, wie fest er noch an seiner Lehre hange, und wie wenig ein abgedrungener Eid auch diesesmal auf ihn wirken könne und solle. Indem er dieß bezeugte, hatte er zugleich Gelegenheit, seine Lehre selbst abermals in ihr richtiges Licht zu setzen; und es ist klar, daß besagte diese Schrift daher das einzige Authentische enthält, was wir überhaupt bis jetzt davon haben.

*) Conciliorum rhapsodus, ex *Blondo* & *Sabellico* tradit, sub *Gregorio Septimo*, alteram revocationem fuisse factam a *Berengario*, quem in Pontificia sententia mortuum esse fingit. Illa vero, cum fundamento careant, omittimus. *Flacius Cat. Test. Verit. l. c.* 1274. Doch war auch durch den Ungenannten, dessen Aufsatz de Berengarii Haresiarchæ damnatione multiplici P. Fr. Chiffletius herausgegeben hatte, die Sache schon so ziemlich ausser Zweifel gesetzt.

Aber wie lautet dieses? Es lautet so, daß die Herausgeber, Martene und Durand, ihn von seiner Ketzerey ein Großes erlassen zu müssen glaubten. Sie erklärten, aus den klaren Worten des Berengarius sowohl, als aus der Nachsicht selbst, mit welcher die Kirche bey allen den wiederhohlten Verdammungen gegen ihn verfahren, erhelle unwidersprechlich, daß Berengarius nur in einem einzigen Punkte sich von dem allgemeinen Glauben entfernt habe; daß er zwar die Transsubstantiation, aber nicht die wirkliche Gegenwart Christi in dem Abendmahle geleugnet und bestritten habe. *) Eben dieses Urtheil war auch bereits vom Mabillon gefället, und weitläuftig erhärtet worden, welcher das nemliche Manuscript zu Gembloux genutzt, und wenn ich seine Worte recht verstehe, gar zu erst entdecket hatte. **)

Ist nun aber dieses, hat Berengarius die wirkliche Gegenwart Christi in dem Abendmahle geglaubt

*) In hoc loco & ex superadditis dictis patet, *Berengarium* tenuisse, ut aiunt, Christi praesentiam admisisse in Eucharistia, sed transubstantiationem praesertim eum negasse, id quod probat multisque exemplis demonstrat hostes *Mabillonius* in praefat. ad Saeculum VI. Bened. Tomo II. P. c. pi 107.

**) Hoc scriptum olim inveni in Bibliotheca Gemblacensi, quae ante paucos annos, non levi reipublicae litterariae detrimento, incendio consumpta est. *Praef. Tomi I. Saculi VI. AA. Ord. Bened. p.* [illegible].

und bekannt, hat er seine Waffen einzig und allein gegen eine Lehre gerichtet, welche auch von unserer Kirche bestritten wird: so ist klar, daß, wenn es darum schon nicht ein Genosse unseres Glaubens muß gewesen seyn, er doch ganz gewiß auch der Mann nicht seyn kann, den die Reformierten zu ihrem Vorgänger annehmen dürfen.

Ich bin in den Schriften der neuesten Reformierten Theologen zu wenig belesen, um zu wissen, ob sie dem ohngeachtet fortgefahren, den Berengarius zu einem ihrer Glaubenshelden zu machen. Ich weiß nur, daß Clericus nicht säumte, dem Urtheile des Martene und Durand zu widersprechen, *) und zu zeigen suchte, daß aus den Worten des Berengarius noch lange nicht folge, was sie daraus folgern wollen. Da, wo Clericus dieses thut, bekennet er zwar, daß er die weitere Ausführung ihres Urtheils beym Mabillon, damals noch nicht gelesen habe: aber auch das weiß ich nicht einmal, ob er sie nachher gelesen, und irgendwo sonst umständlicher darauf geantwortet hat.

Von allem diesem, mein Freund, werden Sie mir mehr zu sagen wissen. Ich werfe nur noch einen Blick auf das Verhalten unserer Theologen bey diesem Vorfalle, und ich bin sogleich, wo ich seyn will.

*) Bibliotheque anc. & moderne T. XV. p. 306.

Unsere Theologen verhielten sich, bey dieser anscheinenden Möglichkeit, ihren verschieden denkenden Brüdern einen so angesehenen Vorfechter abzuspannen, sehr gleichgültig. Ich will nicht sagen, ob sie in solchen Dingen überhaupt ein wenig zu gleichgültig sind; ob sie, von der Wahrheit ihrer Lehre überzeugt, sich nicht zu wenig bekümmern, wer ihnen darinn vorgegangen. Ich will nicht sagen, ob sie ein für allemal gegen den Berengarius zu sehr eingenommen waren, als daß sie gern ein Wort um ihn verlieren wollten. Sie mögen gar wohl von jenem Kaltsinne gegen das Alterthum, und von dieser Abneigung gegen einen Namen, mit dem sie von jeher einen nachtheiligen Begriff verbunden hätten, gleich weit entfernt gewesen seyn. Aber sie überlegten, ohne Zweifel, daß es sich kaum der Mühe verlohne, ihr Gegentheil zu schwächen, ohne sich selbst dadurch zu verstärken. Bey der Ueberzeugung von der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle finden, ausser dem päbstischen Mißglauben, noch so viel andere heterodoxe Vorstellungen statt: und Impanation, Konsubstantiation, Assumtion, Augmentation, sind der gesunden Vernunft und der Einfalt des Glaubens nicht weniger entgegen, als die Transsubstantiation selbst. Wenn Berengarius sich von diesem Irrwege entfernet

hatte: wer konnte ihnen sagen, ob er sich nicht auf einem von jenen verlohren; gesetzt auch, daß er wirklich nicht aus Scylla in Charybdis gestürzet wäre? Hierüber gewiß zu seyn, reichte auch das noch lange nicht zu, was Martene und Durand von ihm bekannt gemacht hatten: und so liessen sie den Mann stehen, wo er nun schon einmal stand, von dessen völliger Lauterkeit sie doch nicht überzeugt seyn konnten.

Anders zu verfahren, würde allerdings einer Neckerey ähnlicher gesehen haben, als einem Angriffe von ernstlichen Folgen. Nur hätte Mosheim sich eines Verdachts enthalten sollen, der den Berengarius allzusehr erniedriget. Weil Mosheim zugeben wollte, daß die wahre Meynung des Berengarius nicht deutlich genug erhelle: so bedachte er sich zugleich eines Grundes von dieser Undeutlichkeit, und fiel unglücklicher Weise gerade auf den, an welchem, meines Bedünkens, der ehrliche Name eines Mannes, der das Ansehen haben will, sich allgemeinen Irrthümern zu widersetzen, am gewissesten scheitert. Er vermuthete nehmlich, Berengarius habe mit Fleiß seine Meynung so dunkel und zweydeutig vorgetragen, damit sie nicht allzu greulich scheinen möge. *)

*) Nescio, an de vera ejus hodie sententia satis aperte constet. Sunt qui præter Figuram corporis & sanguinis do-

Ein harter Verdacht! Und womit hätte Berengarius diesen Verdacht verdient? Etwa damit, daß seine Feinde die ausführlichsten seiner Schriften unterdrücket haben? Oder will man sagen, damit, daß er schwach genug war, die erkannte Wahrheit zu verleugnen?

Das sey fern! — Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz, oder gar nicht, zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Würklichkeit, zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen

---

mini nil esse in sacra cœna, hominem disputasse perhibent, sunt qui exploratum putant esse, quod crediderit, corpus & sanguinem vere exhiberi. Quidquid ejus restat, id multum habet barbariei & obscuritatis, neque statim legenti sensus apparet vocabulorum, quæ adhibuit, scholasticorum. Nec fortassis errabit, qui consulto Berengarium sententiam, ne nimis atrox videretur, occultasse ac ambigue proposuisse, conjecerit. *Institut. Eccles. lib. III. p.* 553.

Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist.

Weil Berengarius schwach war: muß er darum mit Vorsatz auch falsch gewesen seyn? Weil ich ihn beklagen muß, soll ich ihn auch verachten müssen? Der Mann, der, bey drohenden Gefahren, der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm seine Untreue, um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerley Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler seyn, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen.

Ich wüßte kaum etwas schlechters, als einen solchen Kuppler der Wahrheit; und der Verdacht, daß Berengarius dergleichen gewesen seyn könne, ist dessen, den er trift, und dessen, der ihn hägen konnte, gleich unwürdig. Auch ist es dem bescheidenen Mosheim nur selten wiederfahren, so voreilig zu argwohnen.

Aber, werden Sie sagen, wenn es bey dem allen

democh mehr als Argwohn wäre! Die Möglichkeit wäre doch da, und ich könnte wohl eben so voreilig vertheidigen, als Mosheim argwohnen.

Nur diesesmal nicht; denn kurz, ich habe den unwidersprechlichsten Beweis in Händen. Und das eben ist die Entdeckung, welche ich Ihnen mitzutheilen eile. —

Was meynen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ein Werk des Berengarius, ein umständliches, ausführliches Werk, welches allem Ansehen nach sein wichtigstes Werk gewesen ist; daß so ein Werk, dessen kein Mensch gedenket, von dessen Wirklichkeit sich niemand träumen lassen; daß so ein Werk, von dem solcher Dinge sonst sehr kundige Männer so gar behaupten, daß es nie existiret habe, auf dessen Nichtseyn eben diese Männer ganze Gebäude von frommen Vermuthungen und Lügen aufführen: was meynen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ein solches Werk noch vorhanden, daß es hier bey Uns, unter den ungedruckten Schätzen der hiesigen Fürstlichen Bibliothek vorhanden?

Nicht wahr, das wäre noch ein anderer Fund, als Ihr Adelmann, der Ihnen unter eben diesen Schätzen so glücklich in die Hände gerieth?

Sie werden mir kaum glauben: auch habe ich lange meinen eigenen Augen nicht trauen wollen.

Und doch iſt es, wie ich ſage. Kommen Sie; ich rufe Ihnen ſelbſt des Ἐμοὶ κοινον zu: denn Sie ſind es, Ihr Adelmann iſt es, ohne die ich doch gewiß dieſen Fund nicht gemacht hätte.

II.

Ich habe Ihnen keine vergebene Freude verurſacht, und ich will ſogleich Ihre Neugierde mehr befriedigen.

Sie wiſſen, daß Lanfrancus unter den Gegnern des Berengarius den erſten Platz einnimmt. Berengarius war auf der Kirchenverſammlung zu Rom, unter Nikolaus dem zweyten gezwungen worden, das Anathema über ſeine Meynung zu ſprechen, und eine Glaubensformel zu unterſchreiben, welche hernach ihren Platz unter den Dekretalen gefunden. Aber kaum war er aus den Händen ſeiner Feinde, als er alles wieder zurücknahm, was er, aus Furcht vor dem Tode, gegen die Wahrheit geredet und geſchrieben hatte. Er entſagte jener Glaubensformel in einer eigenen Schrift, in welcher er ſeine abgeſchworne Meynung zugleich aufs neue vertheidigte. Dieſe Schrift war es, welche Lanfrancus in einem Werke zu widerlegen glaubte, das mit großem Beyfalle von der Kirche aufgenommen ward, und

noch jetzt als ein Hauptwerk in den Eucharistischen Streitigkeiten betrachtet wird. Es ist sehr oft, bald einzeln, bald mit andern ähnlichen Werken, bald mit den sämtlichen Schriften des Verfassers, bald in den Bibliotheken der Väter, und in andern dergleichen großen Sammlungen, gedruckt und wieder gedruckt worden. Sie kennen es, und wissen, was für Lobsprüche nicht allein die Theologen der Römischen Kirche ohne Ausnahme, sondern auch einige der Unsrigen, daran verschwendet haben. Es ist nichts geringers, als ein niederdonnerndes Werk, voll der triumphirendsten Gründe.

Aber haben Sie wohl jemals gehöret, oder irgendwo gelesen, daß Berengarius gleichwohl auf dieses niederdonnernde, triumphirende Werk geantwortet hat?

Gewiß das haben Sie nicht. Vielmehr werden Sie sich erinneren, gerade das Gegentheil davon gelesen zu haben. Insbesondere behaupten die Benediktiner, welche die Gelehrtengeschichte von Frankreich schreiben, ausdrücklich, daß Berengarius die Widerlegung des Lanfrancus ohne Antwort gelassen; ja sie nehmen an, daß die Vorsehung sich eben dieser Widerlegung bedient habe, dem unglücklichen Scholastiker die Augen zu öffnen und das Herz zu rühren; kurz, sie schreiben dem Buche des Lanfran-

eus die Bekehrung des Berengarius ganz sicherlich zu. *)

Die gutherzigen Väter! wenn die Bekehrung des Berengarius eben so wahr ist, als diese Veranlassung, die sie ihr geben, so mögen die Kanonici

*) Wenn sie von den verschiedenen Schriften reden, in welchen Berengarius seine Meynungen vorgetragen, so sagen sie: Ecrits au reste qui furent mis au poudre par le docte *Lanfranc* son illustre adversaire, du vivant même de *Berengar*, qui les laissa sans replique. Wenn sie die Zeit bestimmen wollen, um welche Lanfrancus sein Werk geschrieben, so muthmassen sie in dem zuversichtlichsten Tone: Il y a tout sujet de croire, que Dieu se servit de ce même écrit, pour ouvrir les yeux & toucher le cœur à cet infortuné Scolastique. Il y trouva effectivement tout ce qui étoit nécessaire pour le convaincre de sa mauvaise foi, de ses alterations. ou falsifications même à citer les Peres, de ses autres artifices pour soutenir & repandre ses erreurs, de sa fausse dialectique, de sa perfidie, de ses propres contradictions. Il y trouva de plus une refutation complete de toutes ses objections prétenduës triomphantes, & la croiance commune de l'Eglise établie d'une maniere invincible. Und wenn sie von dem ähnlichen Werke reden, welches Guitmundus dem Berengarius entgegensetzte, so behaupten sie geradezu: Ces deux Ouvrages fermerent la bouche à notre Ergoteur, & furent les principaux instruments que Dieu emploïa pour le ramener à la foi catholique. Depuis cette époque il garda un profond silence. —— *Histoire littéraire de France*, *T. VIII. p.* 208. 212. 213.

St. Martini zu Tour ja fleißig forfahren, auf seinem Grabe das Ex profundis anzustimmen. Ich bedaure, daß so viel schöne Figuren, so viel treffliche Schlüsse, als Don *** (wie er nun heißt, der in dem achten Bande benannter Geschichte die Feder geführet hat) anwendet, für nichts und wieder nichts angewendet seyn sollen. Ich bedaure, daß sein frommer Eifer gegen jeden vermessenen Ergoteur, der ihm seine gute Meynung von der Schrift des Lanfrancus streitig machen will, nicht Vernünfteleyen und Schlüssen, die er verachtet, sondern dem Augenscheine und der Sache selbst, leider wird weichen müssen.

Denn mit seiner Erlaubniß: eben das Manuscript, welches ich Ihnen ankündige, ist die Antwort des Berengarius auf jene unwiderlegte und unwiderlegliche Schrift seines Lanfrancus! — Und nun wird es Ihnen doch bald wahrscheinlich werden, daß ich nicht zu viel Aufhebens davon gemacht habe?—

Aber Sie wollen wissen, wie ich zu dieser Entdeckung gekommen? und wie es möglich gewesen, daß sie mir aufbehalten bleiben können?

Auf den ersten Punkt antworte ich Ihnen, daß es, genau zu reden, keine Entdeckung, sondern, wie ich es schon genannt habe, ein Fund ist. Man entdeckt, was man sucht: man findet, woran man nicht denkt.

Ich war dabey, mir, meiner jetzigen Bestimmung gemäß, die Manuscripte der Bibliothek näher bekannt zu machen, als es aus den blossen Verzeichnissen geschehen kann. Ich hatte meine Ursachen, warum ich mit den sogenannten Weissenburgischen, deren Geschichte Ihnen ungefehr aus dem Burkhard bekannt seyn wird, *) anfangen wollte. In dem festen Vorsatze, Stück nach Stück vor die Hand zu nehmen, und keines eher wieder wegzulegen, als bis ich mir eine hinlängliche Idee davon gemacht, traf ich gleich Anfangs auf einen Band, der von aussen Tractatus de Cœna Domini & Transsubstantiatione neuerlich beschrieben war. Ungefehr die nemliche Aufschrift, de Cœna Domini præsertim de Transsubstantiatione, hatte eine andere etwas ältere Hand innerhalb, auf den untersten Rand des ersten Blatts gesetzt. Ihr Adelmann war mir noch im frischen Gedächtnisse; und da die Handschrift eines mit seinem Briefe so verwandten Inhalts, mir, dem Alter nach, seinen Zeiten sehr nahe zu kommen schien: so können Sie leicht denken, ob sie meine Neugier weniger reizte, als eine andere. Um in der Geschwindigkeit alles davon zu wissen, was andere schon davon gewußt hätten, nahm ich meine Zuflucht zu den Katalogen. **)

*) Hist. Bibl. Augustanæ Parte I. p. 256.

**) Leibnitz, zu dessen Zeiten die Weissenburgischen

Doch in diese fand ich mehr nicht eingetragen, als was jene Aufschriften besagen; bloß mit dem Zusatze, Anonymi. Dieser Zusatz selbst machte mir schlechte Hoffnung, meinen Mann kennen zu lernen: angenommen nemlich, daß man nur denjenigen Schriftsteller einen Anonymus nennen sollte, der sich vor sei-

---

Manuscripte in die Bibliothek gekommen waren, und der die erste Gelegenheit ergriff, ihrer zu gedenken, sagt. (*de Numis Gratiani*, *Op. T. IV. Pt. II. p.* 253.) Plerique scripti sunt temporibus Carolingiorum, & ne dubites, extat in uno Catalogus ipse antiquus Bibliothecæ Monasterii, addito nomine Abbatis, ubi hi ipsi bona ex Parte recensentur, qui nuper Guelferbytum fuere translati. Es war natürlich, daß ich also auch diesen Katalogus aufsuchte, welcher sich hinter dem Augustinus de Concordia Evangelistarum (Nro. 30.) befindet. Doch sobald ich sahe, daß der Abt, unter welchem er geschrieben worden, Folmarus sey, der bereits 1043 mit Tode abgegangen, so fiel es von selbst weg, das Manuscript des Berengarius darinn zu erwarten. Wer sonst diesen Katalogus zu kennen wünscht, den verweise ich auf des ungenannten Seriem Abbatum Monasterii Weissenburgensis beym Schannat (*Vind. litt. Coll. I. p.* 8.) wo er, nur wenig verschieden, eingerückt ist. Die darinn benannte Werke, ausgenommen was eigentliche Kirchenbücher sind, finden sich fast alle hier; bis auf wenige, unter welchen leider die drey Bände eines deutschen Psalters sind. Dafür aber sind eine beträchtliche Anzahl anderer dazu gekommen, welche das Kloster, ohne Zweifel erst nach dem Abt Folmar, angeschafft hatte.

nem Werke nicht allein nicht genannt, sondern auch in dem Werke selbst alles sorgfältig vermieden hat, was seine Person verrathen könnte. Das Beste, was ich mir also versprach, war, einen nahmlosen Mönch des zwölften Jahrhunderts vor mir zu haben, der vielleicht die feine Lehre des Paschasius aufs Reine bringen helfen. Doch fieng ich an zu blättern; und das erste, was mich zu etwas wichtigerm vorbereitete, war die Rasur eines Namens, welche mehr als einmal vorkömmt. Ich erkannte diesen radirten Namen gar bald für Ioannes Scotus; und welcher wichtigere Nahme hätte mir, in einer Schrift vom Abendmahle, aus diesen Zeiten, aufstossen können? Sein Buch über diesen Glaubensartikel, wenn es nicht noch unter einem fremden Namen vorhanden ist, oder eben so unerkannt, wie Berengarius, in irgend einer Bibliothek stehet, ist verloren: aber Stellen aus ihm durfte ich in meinem alten Buche, wenn es anders ein noch unbekanntes Buch wäre, zu finden glauben, welche zu vielerley zu brauchen stünden. Zugleich fiel mir sehr häufig, bald ein Inquis tu, bald ein Inquio ego in die Augen, welche anzeigten, daß der Vortrag polemisch sey. Das war mir um so viel lieber; und nun fieng ich mit Ernst an zu lesen. Doch kaum hatte ich einige Blätter gelesen, und

haben mich in Vlimmers Sammlung *) mit umgesehen, als ich auf einmal erkannte, daß jenes Tu Lanfrancus, und dieses Ego Berengarius wären. Kurz, ich fand, was ich gesagt habe; ein Werk, worinn Berengarius dem Lanfrancus Schritt vor Schritt folget, und auf jedes seiner Argumente und Einwendungen nach der nemlichen Methode antwortet, welche sein Gegner wider ihn gebraucht hatte; nemlich, daß er erst die eigenen Worte desselben anführet, und sodann seinen Bescheid ausführlich darauf ertheilet.

Was ich Ihnen über den andern Punkt zu sagen hätte, werden Sie zum Theil, aus der nähern Beschreibung des Manuscripts ermessen. Es gehöret, wie ich bereits erwähnet habe, zu den Weissenburgischen Manuscripten, welche der erste große Zuwachs waren, den die Bibliothek nach den Zeiten des Herzogs August erhielt. Ihm, und seinem Conring, dessen Urtheil er über jede beträchtliche Handschrift zu Rathe zog, die Ihm in den letzten Jahren seines Lebens vorkam, dürfte Berengarius wohl schwerlich unerkannt geblieben seyn. So lange sich Leibnitz der Bibliothek annahm, hatte er sein vornehmstes

Augenmerk

*) De veritate corporis & sanguinis Je. Ch. in Euch. sacra Authores vetusti. Lovanii 1561, 8vo.

Augenmerk auf die Geschichte: und eben so hiengen die folgenden verdienten Männer, welche die Bibliothek nutzten, oder ihr vorstanden, ihrem Hauptstudio viel zu emsig nach, als daß sie ausser ihrem Wege, nach Abentheuren hätten umherschauen sollen. Das Manuscript selbst ist auf Pergament, und macht einen mäßigen Band in klein Quart, von hundert und vierzehn Blättern. Es hat alles Ansehen, noch in dem eilften, längstens zu Anfange des zwölften Jahrhunderts, geschrieben zu seyn. Nur war es nicht mit der Sorgfalt geschehen, daß ein spätere Hand nicht viel Fehler und Lücken darinn zu verbessern und zu füllen sollte gefunden haben. Doch hat auch diese spätere Hand noch alle Merkmale des zwölften Jahrhunderts. Das Schlimmste ist dieses, wovon Sie vielleicht aus der schwankenden Angabe des Titels schon etwas besorgt haben: es hat weder Anfang noch Ende. Ich darf glauben, daß nicht die blosse ohne Absicht verwüstende Zeit an dieser Verstümmelung Ursache ist; sondern, daß Vorsatz mit dabey gewaltet. Man hat das Werk den Augen der Neugierde entziehen wollen: man hat die gemeinen Leser, welche der Name Berengarius zu häufig anlocken dürfte, wollen vorbeyschiessen lassen. Vielleicht hat man es auch vor einer gänzlichen Vernichtung, die es von dummen Eiferern und eigennützigen Zwangs-

lehrern zu besorgen hatte, dadurch in Sicherheit setzen wollen: man hat die kenntlichsten Theile aufgeopfert, um das Ganze zu bergen. Mit beyden Absichten reimet sich der besondere Umstand sehr wohl, dessen ich schon gedacht habe: daß nehmlich der Name Scotus, bis auf den Anfangsbuchstaben, durchgängig ausgekratzt war. Und dieser Vorsorge, das Werk eines Erzketzers, es sey nun weniger in die Augen fallend zu machen, oder vor dem Untergange zu retten, habe ich es denn ohne Zweifel vornehmlich zu danken, daß die Wiedererkennung desselben mir aufgesparet bleiben können.

Doch noch eines scheinet hierzu fast nothwendig! Dieses; es müssen sonst keine Abschriften von diesem Werke des Berengarius mehr vorhanden seyn, die Unsere muß die einzige seyn, die sich, vielleicht durch Hülfe ihrer Verstümmlung, erhalten; oder man müßte annehmen, daß noch jetzt Bibliotheken dergleichen haben könnten, ohne es haben zu wollen; daß es noch jetzt Gelehrte geben könne, die wohl wüßten, wo so etwas im Verborgenen stecke, und es mit gutem Fleisse im Verborgenen liessen.

Dieses zwar anzunehmen, dürfte leicht wenig gewagt seyn; und mehr als ein Umstand könnte sogar dazu berechtigen. Zum Exempel: schon Labbe und De Roye haben angezeigt, daß die erste Schrift des Berengarius, auf welche sich die Widerlegung des

Lanfrancus beziehet, in der Königlichen Bibliothek zu Paris ganz vorhanden sey. *) Lanfrancus führet nur einzelne Stellen daraus an, bekennet aber, daß in dem Uebrigen, welches zum Theil nicht zur Sache gehörte, Berengarius seine Dornen mit Rosen untersiochten habe. **) Wie kömmt es, dürfte man fragen, daß uns keine von diesen Rosen aus dem vollständigen Werke jemals mitgetheilet worden? Martene, Mabillon und ihres gleichen, haben so viel unnützes Zeug aus Handschriften an das Licht gebracht: warum haben sie diesem vollständigen Werke des Berengarius nicht eben den Dienst erwiesen? Wenn ich mich recht erinnere, so bekennet Mabillon so gar an einem Orte, der mir jetzt nicht wieder in die Hände fallen will, daß er es ganz gelesen: aber was er darinn gelesen, wüßte ich nirgends bey ihm gefunden zu haben. Sicherlich hätte er es lesen können: und die mehr belobten Benedictiner hätten es lesen müssen, da wenigstens ihnen nicht unbekannt seyn konnte, daß die Treue, mit welcher Lanfrancus die einzeln Stellen behandelt, vom Oudinus und andern in Zweifel gezogen werden. ***)

*) Hist. litter. de France, T. VIII. p. 223.

**) Nec ad omnia respondsuras sum, quia spinis rosas interseris, & albis atque nigris coloribus phantasma tuum depingis, quædam etiam dicis, quæ nihil pertinent ad propositum quæstionis. *Cap. II. p. 232. Edit. Durb.*

***) Comment. de Script. Eccl. antiq. T. II. p. 631.

Auch kommen in mehrern Bibliotheken Frankreichs und Italiens, Handschriften unter dem Namen des Berengarius vor, die vielleicht mehr enthalten, als der Titel, den sie vor der Welt führen, besagt. Verschiedene heissen Confessio oder Recantatio Berengarii: *) und so ganz gewiß ist es doch wohl nicht, daß es die bloßen aus wenig Zeilen bestehende Bekenntnisse oder Widerrufe wären, die Berengarius auf den Kirchenversammlungen ablegen und unterzeichnen müssen.

Nur um zwey dergleichen Handschriften, die sich aber in Brittischen Bibliotheken befinden, hat sich der einzige Oudinus näher bekümmert. Die eine ist die, welche das Dreyfaltigkeitskollegium zu Dublin besitzt, unter dem Titel, Berengarius de Sacramento altaris, welchem das Verzeichniß beyfüget, daß sie von einer Handschrift bey den Jesuiten zu Löwen copiret worden. Die andre ist die, welche Cave aus dem Verzeichnisse des Kollegii zur ehernen Nase in Oxford anführet, und Disputationes Berengarii cum Lanfranco de præsentia Christi in cœna benennet wird.

Doch aus der Abschrift, welche Oudinus durch Basnagen von ersterer erhielt, erkannte er, daß es kein Werk des Berengarius, sondern der Trak-

*) Beym Montfaucon in der Biblioth. Bibliothecarum Mſptorum nachzusehen.

tat eines Ungenannten, de Eucharistia sey, den schon Cellotius herausgegeben. Und eben so versichert er von der andern, daß sie eigentlich nichts vom Berengarius, wohl aber die Widerlegung des Lanfrancus enthalte, mit deren Worten des zweyten Kapitels, Patres redarguis incurrisque &c. sie anfange, weil die ersten Blätter verloren gegangen.

Wenn indeß, zufälliger Weise, von der letztern Handschrift zu Oxford, Oudinus, oder wer sie sonst für ihn in Augenschein nahm, gerade weiter nichts zu lesen sich die Mühe genommen hätte, als die Anfangsworte, die er für Worte des Lanfrancus erkannte: so dürfte eine nochmalige genauere Besichtigung nicht ganz unnöthig seyn. Denn es wäre möglich, daß, der Worte des Lanfrancus ungeachtet, womit das verstümmelte Werk anfängt, es dennoch kein Werk des Lanfrancus, sondern ein Werk des Berengarius wäre, und zwar das nemliche Werk, welches ich vor mir habe. Wie ich nehmlich schon angemerkt, wollte Berengarius seinem Gegner in dessen eigener Methode begegnen, welche eine Art von Dialog seyn soll: und indem er also, Stelle vor Stelle, den Lanfrancus, durch ein inquis tu, redend einführt: so hätte es sich sehr leicht fügen können, daß eben das Blatt mit einer solchen Stelle angefangen, an welchem auch dort

die Wuth, es sey der Zeit, oder der Barbarey, oder des frommen Eifers zuerst ermüdete.

Doch dem allen sey, wie ihm wolle. Genug, so weit wir die ungedruckten Schätze der vornehmsten Bibliotheken in Europa bis jetzt kennen, darf ich mit Grund behaupten, daß unsere Fürstliche an dem wiedererkannten Werke des Berengarius ein Kleinod besitzet, dessen sich keine andere rühmen kann, ja dessen gleichen auch nur, sowohl an Seltenheit, als am innern Werthe, ihnen allen schwer seyn möchte, uns entgegen stellen zu können. *)

*) Nachdem der Verfasser hier auf das eitle Vorgeben der Benediktiner, als wäre Lanfrankus das Werkzeug der Bekehrung des Berengarius geworden; mit den stärksten Gründen vernichtet; so geht er zur eigentlichen Geschichte des Berengarius über, und zwar erörtert er nach der Zeitrechnung folgende besondre Stücke: I. Ueber die erste Anklage des Berengarius bey dem Pabste; S. 70. II. Ueber die Zeit wenn Berengarius seine Lehre zu behaupten und zu erweitern angefangen; S. 80. III. Ueber die erste wider ihn zu Rom unter Leo dem Neunten 1050 gehaltene Kirchenversammlung; S. 92. IV. Ueber die Kirchenversammlung zu Vercelli des nemlichen Jahrs; S. 112. V. Ueber die zu Paris in Gegenwart Heinrichs des Ersten, gleichfalls von diesem Jahre; S. 130. VI. Ueber die zu Tours von 1055; S. 143, und endlich VII. Ueber die zu Rom von 1059 unter Nikolaus dem Zweyten, als der nähern Veranlassung der zwischen dem Lanfrankus und Berengarius gewechselten Streitschriften; S. 159.

S. 175 u. f. wird das System des Berengarius erläutert, und am Ende wirft Hr. Leßing die Frage auf: "Ob die Streitigkeiten über die Brodverwandlungslehre „nicht das ursprüngliche Daseyn der Lehre prägnanter Zeichen gegen diejenigen auszumachen scheinen, „die bloße Zeichen annehmen? warum wären über jenen ersten Schritt von der Zwinglischen zur Lutherischen „Lehre so gar keine Streitigkeiten entstanden, da die „zweyte Fortschreitung so große Bewegungen gemacht?„ Den Forschern und jenen die hier Parthey nehmen, habe ich nun hinlängliche Winke gegeben, diese Erörterungen im Originale nachzulesen. Aber folgende treffende Anmerkung des Verfassers steht hier noch an ihrer Stelle: "Ein Mann wie **Berengarius**, hätte die Wahrheit gesucht; hätte die gesuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem sein Verstand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt, und mit Gründen andere gelehret; wäre bey der bekannten und gelehrten Wahrheit, Trotz allen Gefahren, Trotz seiner eignen Furchtsamkeit vor diesen Gefahren, dreyßig, vierzig Jahre beharret: und auf einmal, in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen, dem Menschen keine werther seyn müssen, als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit sich zu nehmen Hoffnung hat, — eben da, auf einmal, hätte seine ganze Seele so umgekehret werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu seyn aufhörte? — Wer mich dieses bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Untersuchungen der Wahrheit von nun an zu entsagen. Denn wozu diese fruchtlosen Untersuchungen, wenn sich

über die Vorurtheile unserer ersten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? wenn diese nie auszurotten, sondern höchstens nur in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen sind, aus welcher sie wiederum auf uns zurück stürzen, eben wenn uns ein andrer Feind die Waffen entrissen oder unbrauchbar gemacht hat, deren wir uns ehedem gegen sie bedienten? Nein, nein; einen so grausamen Spott treibet der Schöpfer mit uns nicht. Wer daher in Bestreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals schüchtern, niemals laß zu werden wünschet, der besiege ja dieses Vorurtheil zuerst, daß die Eindrücke unserer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unsrer Kindheit beygebracht werden, sind gerade die allerflachsten, die sich am allerleichtesten durch selbst erworbene Begriffe auf ewig überstreichen lassen: und diejenigen, bey denen sie in einem spätern Alter wieder zum Vorschein kommen, legen dadurch wider sich selbst das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen sie jene begraben wollen, noch flacher, noch seichter, noch weniger ihr Eigenthum gewesen, als die Begriffe, ihrer Kindheit. Nur von solchen Menschen können also auch die gräßlichen Erzehlungen von plötzlichen Rückfällen in längst abgelegte Irrthümer, auf dem Todbette, wahr seyn, mit welchen man jeden kleinmüthigern Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von diesen; aber von keinem Berengarius. Ein Berengarius stirbt sicherlich, wie er lehrte; und so sterben sie alle, die eben so aufrichtig, eben so ernstlich lehren, als er.„—

Ueber

Popens

Genie und Schriften.

Ein kritiſcher Auszug des Eſſay on the Writings and Genius of Pope; Vol. I. London 1756. 334. gr. 8vo. *)

*) Vergl. der ſämmtl. Beiträge 3ten B. 3tes und 4tes St.

Der Name eines Pope ist auch unter uns allzu berühmt, als daß ein Werk über dessen Genie und Schriften, welches mit so vieler Einsicht abgefaßt ist, als das gegenwärtige, nicht einen jeden Liebhaber der schönen Wissenschaften interessiren sollte. Diejenigen von unsern Lesern, welche die Schriften dieses unsterblichen Dichters nicht in der Ursprache gelesen, werden ihn doch vermuthlich aus einigen guten und schlechten Uebersetzungen haben kennen lernen. Es ist wahr, die besten prosaischen Uebersetzungen eines Gedichts sind mit der umgekehrten Seite einer gewürkten Tapete zu vergleichen. Diese Vergleichung hat in Ansehung solcher Dichter, wie Boileau und Pope, die allergenaueste Richtigkeit; denn ein großer Theil ihrer Verdienste bestehet in der überaus reinen Diktion und in dem vortrefflichen Wohlklange ihrer Verse, und was kann hiervon in einer prosaischen Uebersetzung übrig bleiben?

Dem sey, wie ihm wolle, so glauben wir dennoch, daß ein Auszug aus dem kritischen Versuche auch demjenigen Theile von unsern Lesern, welche der engländischen Sprache nicht kundig sind, angenehm seyn werde. Ausser dem gründlichen Geschmacke und

der wohlangebrachten Beleſenheit, welche aus dieſer Schrift allenthalben hervorleuchtet, werden ſie nicht ohne Vergnügen bemerken, wie ſtreng man auſſerhalb Deutſchland die größten Dichter zu beurtheilen gewohnt iſt, und wie ſehr man einen Dichter verehren kann, ohne alles, was aus ſeiner Feder gefloſſen iſt, für Meiſterſtücke zu halten. — Wir haben uns bemühet, die Stellen aus den engländiſchen Dichtern die wir anführen mußten, in deutſche Verſe, bald mit, bald ohne Reime zu überſetzen. Wer das Engliſche verſteht, der findet das Original dabey, und mag ſich bey unſerer Ueberſetzung nicht aufhalten. Wer es aber nicht verſteht, wird es uns vermuthlich Dank wiſſen, ſo unvollkommen auch unſere Ueberſetzung gerathen ſeyn dürfte. Man mag uns auch allenfalls tadeln; wir wollen uns gewiß nicht mit der Herausforderung ſchützen, der Tadler ſolle es beſſer machen. — Noch eine Entſchuldigung für die Weitläuftigkeit dieſes Auszugs. — Doch wir werden entweder keine brauchen, oder man wird keine von uns annehmen. Wir eilen alſo zur Sache.

In der Zueignungsſchrift an Dr. Young ſagt unſer Verfaſſer: "Ich habe Hochachtung für das "Andenken eines Pope, ich verehre ſeine Talente; "aber ich glaube nicht, daß er die Vollkommenheit "in ſeiner Kunſt erreicht habe. — In derjenigen

„Art von Gedichten, auf welche er sich vorzüglich ge„legt, sind ihm zwar alle andere Schriftsteller nach„zusetzen, aber eben diese Art, glaube ich, ist die vor„trefflichste nicht in seiner Kunst. Man giebt, wie „es scheinet, auf den Unterschied nicht genug Achtung „zwischen einem witzigen Kopfe, einem sinnrei„chen Schriftsteller, (a mon of sense,) und einem „wahren Dichter.„ Donne und Swift, Fontenelle und La Motte hält unser Kunstrichter für witzige und scharfsinnige Köpfe, aber nichts weniger als für Dichter. Die allergründlichsten Beobachtungen des sittlichen Lebens der Menschen, sind nach seiner Meynung, wenn sie auch noch so kurz und so lebhaft vorgetragen werden, moralische Ausarbeitungen, aber keine Poesie, und Boileaus gereimte Briefe verdienen ihm eben so wenig den Namen Poesie, als die Karaktere des La Bruiere in Prosa. „Eine „schöpferische und glühende Einbildungskraft, setzt „er hinzu acer Spiritus ac vis., und nichts anders, „als diese, ist das wahre Kennzeichen eines gepriese„nen und ungemeinen Talents, das so wenige besitzen „und von welchem nur so wenige urtheilen können.„

Wir wissen nicht, ob man mit dem Namen Poet nicht etwas freygebiger seyn könnte; ob ihn z. B. ein Haller nicht eben so gut verdiene, als ein Klopstock. Vielleicht ist es überall nichts als ein Wort-

streit; denn wer weiß, ob ein scharfsinniger Kopf in dem Verstande, in welchem dieses Wort hier genommen wird, nicht ein eben so großer Vorzug sey, als eine glühende und schöpferische Imagination? Indessen scheinet unser Schriftsteller von seiner Meynung so sehr überzeugt zu seyn, daß er in der Folge seiner Zueignungsschrift kein Bedenken trägt, zu dem berühmten Young zu sagen: „Hätten Sie „nichts anders, als Ihre Satyren geschrieben; so „würden Sie sich zwar den Titel eines witzigen und „scharfsinnigen Kopfes erworben haben; allein ich „weiß gewiß, Sie würden nicht darauf bestanden „seyn, bloß um deßwegen ein Poet genennt zu wer„den. Non satis est puris versum perscribere ver„bis.„

Er beruft sich auf die Methode, die Horaz vorschreibt, wie man eine Stelle untersuchen soll, ob sie poetisch sey, oder nicht; nämlich man soll das Sylbenmaaß und die poetische Harmonie zerstören, die Ordnung der Worte umkehren, und alsdenn die Stelle überlesen. Wenn ein poetischer Geist darinnen ist; so wird er durch alle mögliche Versetzungen der Worte nicht können getilget werden, sondern gleich einem Diamant allenthalben hervorleuchten. Er macht die Probe hierauf mit einer Stelle aus Popens Epistle to Lord Cobham, und findet, daß es

zwar vortrefflich gedacht, aber eben so wenig Poesie sey, als das „Qui sit Maecenas,„ desjenigen Schriftstellers, der diese Methode in Vorschlag gebracht hat — „Das Erhabene und das Pathetische, führt „unser Schriftsteller fort, sind die Nerven der ächten „Poesie. Wo findet man im Pope das wahre Er„habene, oder das wahre Pathetische? In seinen „Schriften ist nihil inane, nihil arcessitum; — „puro tamen fonti quam magno flumini propior, wie „Quintilian vom Lysias bemerkt — Voltaires „Urtheil vom Boileau scheint ihm vollkommen auch „auf Popen zu passen;„ Incapable peut-être du sublime, qui éleve l'ame, sagt dieser berühmte Schriftsteller, & du sentiment, qui l'attendrit, mais fait pour eclairer ceux, à qui la nature accorda l'un & l'autre, laborieux, severe, précis, pur, harmonieux, il devint enfin le Poète de la raison. Diese Stelle führt unser Verf. französisch an, weil er sich scheuet, oder fürchtet, wie er sagt, im Engländischen seine Meynung rund heraus zu sagen.

Am Ende der Zueignungsschrift theilet unser Verf. die engländischen Dichter in vier Klassen ein. In der ersten behaupten die drey erhabenen und pathetischen Dichter, Spenser, Shakespear und Milton den vornehmsten Rang. Diesen werden Otway und Lee nachgesetzt. Zur zweyten Klasse rechnet er die

Dichter, die zwar das poetische Genie für einem nicht so hohen Grade besitzen, aber vorzügliche Talente zur moralischen Dichtkunst damit verbinden; als Dryden, Donne, Derham, Cowley und Congreve. In der dritten Klasse rechnet er die witzigen Köpfe, die einen feinen Geschmack besessen, und das gemeine gesellschaftliche Leben angenehm zu beschreiben gewußt haben, als Prior, Waller, Parnell, Swift und Fenton. In die letzte Klasse endlich setzt er die bloßen Versmacher, obgleich einige unter ihnen für noch so angenehm und sanftströmend gehalten werden, als Pitt, Sandys u. a. In welche Klasse eigentlich Pope zu setzen sey, nimmt er sich vor, in seinem Werke selbst auszumachen. — Dieser Rangordnung der englandischen Dichter wird im Monthly Review for Juny 1756 (S. 534) weitläuftig widersprochen. Wir können uns in diesen kritischen Streit um so viel weniger einlassen, da diese Dichter einem großen Theile unserer Leser nur dem Namen nach bekannt seyn können, und schreiten vielmehr zu dem Werke selbst.

Der Verf. folget der Ordnung der Warburtonischen Ausgabe, und beurtheilet in dem ersten Abschnitte die vier Schäfergedichte und die Ekloge Messias. "Es befremdet uns einiger maassen, sagt unser Kunstrichter, wenn wir in den Schäfergedichten

„eines

„eines jungen Dichters keine neue ländliche Bilder „antreffen, und ich befürchte, man wird den Schä„fergedichten des Pope diesen Vorwurf machen „können. Theokrits, Virgils und Spensers Ideen „findet man hier in der angenehmsten und fliessend„sten Sprache ausgedrückt, aber die Beschreibun„gen und Sentiments sind abgenutzt und gemein.„ Er tadelt ferner an diesen Schäfergedichten die Vermischung der griechischen und brittischen Ideen. Der Fluß Pactolus wird mit der Themse, und Hybla mit Windsor verbunden. "Wenn die Einwohner „Griechenlandes, heißt es ferner, sich über unmäßige „Hitze beschwerten, und sich nach kühlenden Höhlen „sehnten; so war dieses ihren Umständen angemessen, „und hatte bey ihnen das gehörige Decorum, das „es in dem Karakter eines brittischen Schäfers „unmöglich haben kann. Theokrit muß in schwüh„len Sommertagen das Murmeln eines Bachs, und „das Rauschen der Fichte *) mit weit innigliche„rem „Vergnügen gehört haben, als der engländische Dich„ter **) bey einer solchen Gelegenheit jemals hat füh„len können.„ — Pope selbst, fährt unser Schriftsteller fort, sagt in einer Note ***): er habe die beyden Verse:

*) Idyll. I. v. 1. **) Past. IV. v. 1, ***) Past. II.

Your praise the tunefull birds to heav'n shall bear
And list'ning Wolves grow milder, as they hear;

das ist:

Die Vögel singen deinen Ruhm dem Himmel,
Die Wölfe hören zu, und werden zahm;

wegen der Ungereimtheit in England von Wölfen zu reden, in folgende Verse verwandelt:

Yous praise the birds shall chant in every grove,
And Winds shall waft it to the pow'rs above;

das ist:

Das Vögelchor besingt dein Lob im Hayne,
Und Winde wehn es den Gestirnen zu;

Und in der Uebersetzung des Verses aus dem Virgil:

Audiit *Eurotas*, jussitque edíscere *Lauros*.

hat er aus eben der Ursache die Lorbeerbäume weggelassen, welche sich nicht zu der Themse schicken, und dafür gesagt:

Thames heard the numbers, as he flow'd along,
And bade the *Willow* learn the moving song; *)

das ist:

Die Themse floß vorbey und hört ihn singen,
Und hieß die Wellen seine Lieder lernen.

Unser Schriftsteller glaubt aber, es sey eben so unschicklich, in dem Walde zu Windsor von dem brennenden Syrius, von köstlichen Weintrauben, von einer Rohrflöte, u. s. w. zu reden; welche Kritik aber einigen vielleicht allzu strenge vorkommen

*) Fast. IV. v. 14.

dürfte. Eine Rohrflöte heißt im figürlichen Verstande nichts anders, als ein ländlicher Gesang.

Die Stelle, wo Pope den Theokrit oder Virgil nachgeahmt, verdienen nach unsers Verf. Meynung wenig Beyfall. — "Ein Schäfer wünschet beym „Theokrit mit einer Zärtlichkeit des Ausdrucks, die „in einer wörtlichen Uebersetzung viel verlieren muß: „O könnte ich werden zur summenden Biene, „in deine Grotte fliegen und mich in Ephru und „Farrenkraut verbergen darauf du ruheſt. *)„

Pope hat dieſes Bild folgender gestalt verändert:

Oh! were I made by some transforming pow'r,
The captive bird, that sings within thy bow'r!
Then might my voice thy listning ear employ,
And I those Kisses, he receives, enjoy. *)

Das iſt:

O schaffte mich ein Gott zum Vogel um,
Der eingesperrt in deinem Keſich singt,
Damit mein Lied dein horchend Ohr vergnüge,
Und ich so oft, als er, geküſſet würde.

Das erſte Bild ziehet unſer Verf. aus dreyen Urſachen dem letztern vor. Es hat das wilde und ungekünſtelte Weſen des Schäferlebens, der Gedanke iſt delikat und zugleich neu und ungemein; — ob aber hiewider zu Popens Vertheidigung gar nichts vorgebracht werden könnte, und ob überhaupt dieſes und

*) Idyl. III. 24. *) Part. II. 45.

noch zwey andere kleine Exempel, die der Hr. Verf. anführet, hinreichen, alle Nachahmungen in Popens Schäfergedichten zu verurtheilen, erfordert eine Untersuchung, die uns zu weit führen würde. —

Ueberhaupt muß man zwar gestehen, Pope habe nicht viel neue ländliche Schilderungen; allein die Schäferpoesie bestehet nicht bloß in der Malerey schöner Landschaften; die ländlichen Sitten, und die feinen ungekünstelten Empfindungen haben eben so viel, wo nicht mehr Antheil an dieser Dichtungsart, und diese Vorzüge müssen Popens jugendlichen Schäfergedichten in einem merklichen Grade eingeräumet werden. Er hat seine Landschaften von andern geborgt; aber er hat Handlung, Schäferleben, sanfte Leidenschaften und feine Gesinnungen hinein gelegt, und ist dadurch beynahe ein Original worden.

Von der Ekloge, der Messias, urtheilet unser Verfasser, daß sie dem Pollio des Virgils vorzuziehen sey. Er vergleicht sie aber mit der Stelle aus dem Propheten Jesajas, welche Pope nachgeahmt hat, und findet, daß der engländische Dichter das Original zwar öfters verschönert, daß er aber nicht selten die Einfalt, Energie und Erhabenheit des heiligen Dichters durch allzu blühende Beywörter und unnützliche Umschreibungen geschwächt hat. Er schweifet zuletzt in eine kritische Betrachtung der an-

geführten Stelle des Propheten aus, womit er diesen Abschnitt beschließt.

Der zweyte Abschnitt: Vom Windsor forest und den lyrischen Gedichten.

"Die malerische Poesie, sagt unser Kunstrichter, „war keinesweges Popens vorzügliches Talent. Dieses Urtheil beweisen die wenigen Gemälde, die man „in dem Gedichte Windsor-Forest antrifft, welche „nicht eben so gut auf einen jeden andern Ort passen sollten. Man findet allgemeine ländliche Schilderungen aber keine Gemälde, die dem Walde zu „Windsor eigen wären. — Die Geschichte der Lodona ist in dem ovidischen Geschmacke. Man wird „aber wenig Umstände darinn finden, welche nicht „aus irgend einer Verwandlung des Ovids geborgt „seyn sollten. Das Gemälde eines tugendhaften und „gelehrten Mannes in der Einsamkeit ist vortrefflich. „Es ist dem Dichter aus dem Herzen geflossen; denn „er war gleichsam in seinem Elemente, wenn er Wissenschaft und Tugend zu rühmen hatte. Nirgends „hat er mehr poetische Begeisterung gezeigt, als da, „wo er von den Poeten redet, die sich an demselben „Orte aufgehalten haben, oder allda gestorben sind. „Er bricht in folgende Worte aus:

I seem through consecrated walks to rove;
I hear soft Music die along the Grove;

Led by the sound I roam from shade to shade,
By godlik poets venerable made. *)

Das ist:

Mich dünkt, ich wandle durch geweihte Haine,
Und höre sanfte Töne langsam sterben.
Geführt vom Schall, durchirr' ich jeden Schatten,
Den heilge Dichter ehrfurchtsvoll gemacht, u. s. w.

"Die Gruppe der allegorischen Personen, fährt unser Verf. fort, ist des Pinsels eines Rubens oder „Julius Romanus würdig, obgleich zu wünschen „wäre, daß die Beywörter harbarische Zwietracht, „rolle Ehrsucht, und verhaßter Neid, nicht so allgemein und unbestimmt, sondern eigenthümlicher „und malerischer seyn möchten„. Diesen Vorwurf erinnert er, habe auch Virgil nicht selten verdienet; denn er begnügt sich mit den unbestimmten Beywörtern *ultrices* curæ, *mortiferum* bellum, *mala* mentis gaudia, u. s. w. Endlich glaubt er im Virgil nirgend solche lebhafte und deutliche Bilder mit ihren eigenthümlichen Merkzeichen und Eigenschaften anzutreffen, als in folgenden Zeilen des Pope:

—— *Envy* her own snakes shall feel, **)
And *Persecution* mourn his broken wheel;
There *faction* roar, *Rebellion* bite her chain
And gaping *furies*, thirst for blood in vain.

Das ist:

— Den Neid zernagen eigne Schlangen;
Und die Verfolgung schleppt zerbrochne Räder;

*) v. 265. **) v. 417.

Der Aufruhr brüllt, der Aufstand beißt in Ketten.
Von Blutdurst schnauben Furien, umsonst.

"Es ist ein groſses und angenehmes Kunststück in der „malerischen Poesie, bemerket unser Kunstrichter, „Sittenlehren und Sentenzen gleichsam unversehens „und durch eine Nebenbetrachtung an solchen Stellen „anzubringen, wo wir bloß angenehme Bilder ver„muthet haben." Diese unerwarteten Betrachtungen erregen in uns, wie der Hr. Verf. an einem andern Orte erinnert, eben dasselbe Vergnügen, das wir empfinden, wenn wir durch einen Wald oder Hayn spatzieren, und plötzlich, indem sich der Weg herum lenkt, die Statue einer Tugend oder Muse erblicken. – Er sagt, Coopers-Hill habe vortreffliche Beyspiele von dieser Art gegeben; in Popens malerischen Gedichten aber, die er hier untersucht, habe er nicht so viel dergleichen Stellen gefunden, als man von einem Geiste, der zu moralischen Betrachtungen so sehr aufgelegt ist, vermuthen sollte. Wir wollen eins von beyden Exempeln anführen, die er in seinem Dichter aufgesucht hat. "Nachdem Pope von der Hasen„jagd geredet, setzt er unmittelbar, recht in Der„hams Geiste, hinzu:"

Beasts urg'd by us their fellow beasts pursue
And learn of man each other to undo. *)

*) v. 124.

Das ist:

Wyn uns gehetzt, verfolgt ein Thier das andre,
Und lernt vom Menschen Mitgeschöpfe morden.

Von den malerischen Beschreibungen der Natur kömmt unser Verf. auf Miltons jugendliche Gedichte, beurtheilet desselben Ode auf die Geburt Christi, findet überhaupt in Miltons vermischten Gedichten, die er in seiner Jugend ausgearbeitet, und besonders in dessen Allegorie, Il Penseroso, und in der angeführten Geburt Christi mehr Kennzeichen eines künftigen großen Genies, als in Popens jugendlichen Gedichten, obgleich diese weit korrekter sind. — Hierauf schweift er in ein Lob der thomsonschen Jahrszeiten aus, das er mit folgender Betrachtung beschließt: „Pope scheinet geglaubt zu haben, die „malerische Poesie sey so etwas ungereimtes, als „eine Mahlzeit von lauter Brühen, und ich kenne „verschiedene andere Personen, die eben so verächtlich davon urtheilen; allein diese mögen bedenken, „daß in einer der Poesie verschwisterten Kunst, die „Landschaftsmalerey nach der Historienmalerey den „nächsten Rang behauptet; und den einzelnen Portraits, den Stücken aus dem niedrigen Leben, den „drollichten Figuren, den Frucht- und Blumenstücken weit vorgezogen wird; daß Titian es für „sein Genie nicht zu klein geachtet, viel Zeit auf diese Gattung zu wenden, und daß sie nach eben den

„Grundſätzen, nach welchen ſie Thomſon verurtheilen, auch Virgils Gedichte vom Landbau, und den gröſten Theil des allereddelſten maleriſchen Gedichts, ich meyne den Lucrez, verurtheilen müſſen.„ Ohne uns eigentlich wider die maleriſche Poeſie zu erklären, glauben wir, daß die Gründe unſers Verf. nichts beweiſen. Der Pinſel iſt unſtreitig weit glücklicher in der Vorſtellung der Ausſichten und Gegenden der Natur, als die Sprache. Die ſichtbaren Gegenſtände, welche bloß durch Ebenmaaß und Farben entzücken ſollen, werden am lebhafteſten durch Farben und Ebenmaaß vorgeſtellt, da man ſich in einer Beſchreibung öfters ziemlich anſtrengen muß, um ſich durch die Aſſociation der Begriffe der beſchriebenen Gegenſtände mit ihren Farben und Verhältnißgröſen zu erinnern. Zudem ergötzen die ſchönen Landſchaften mehrentheils im Ganzen, und verlieren ihre Annehmlichkeit, wenn ſie durch Hülfe der Wörter nach und nach der Einbildungskraft vorgeſtellet werden. So verſchwiſtert die Dichtkunſt und die Malerey ſind; ſo hat doch eine jede Kunſt ihre angewieſene Grenzen, die durch das Werkzeug der Sinne, für welches ſie arbeiten, beſtimmt werden. Virgils Landbau und Lukrezens Natur der Dinge ſcheinen uns von Thomſons Jahrszeiten weſentlich unterſchieden zu ſeyn. Die Römer wol-

den eigentlich unterrichten, und malen nur zur Verdunderung; der Engländer hingegen hat keine andre Absicht, als zu malen. —

Unser Verf. kömmt hierauf zu Popens lyrischen Gedichten, und führet bey dieser Gelegenheit in einer Note eine Strophe aus einem unbekannt gewordenen Gedichte von Dryden auf die Musik an, die wir ihrer vorzüglichen Schönheit halber hieher setzen wollen:

What passion cannot music raise and quell!
When Jubal struck the corded shell;
His list'ning brethren stood around,
And wond'ring on their faces fell,
To worship that celestial sound;
Less than a God they thought there could not dwell,
Within the hollow of that shell,
That spoke so sweetly and so well.
What passion cannot music raise and quell!

Das ist:

Wie mächtig kann die Tonkunst das Gemüth bewegen!
Als Jubals Saytenspiel erklang,
Da horchten um ihn seine Brüder,
Und fielen auf ihr Antlitz nieder,
Vor diesem himmlischen Gesang;
Ein Gott, so dachten sie, muß sich hierinnen regen;
Denn sieh! das Zauberwerk ist hohl,
Das so begeisternd sprach, so wohl.
Wie mächtig kann die Tonkunst das Gemüth bewegen!

„Dieses ist ein so vollständiges und angenehmes Su„jet zu einem historischen Gemälde, setzet der Kunst„richter hinzu, daß ich einen Mann von gutem Ge-

„schmacke könne, der entschlossen war, es malen zu „lassen, wenn er einen tüchtigen Künstler dazu gefun„den hätte. Der Maler, sagte er, würde nichts zu „thun haben, als die Worte in Farben zu verwan„deln, denn das Dessein ist völlig dazu angelegt. — „Der Leser wird ohne Zweifel bemerken, was die „Wiederholung des ersten Verses für eine gute Wirk„ung habe; wie nicht weniger, die Schönheit der „natürlichen Wendung, daß die unerfahrnen Zuhö„rer sich einbilden, es sey ein Gott in dem musikali„schen Instrumente verborgen.„ Dreydens Alexander's Feast hält er für das vortrefflichste unter den neuern lyrischen Gedichten, und räumt der popischen Ode auf die Musik die zweyte Stelle nach diesem Gedichte ein, propior tamen primo quam tertio, wie er nach dem Quintilian hinzusetzt.

Die erste Strophe, bemerkt er, macht ein vollkommenes Koncert aus. Der Anfang der zweyten Strophe ist etwas platt, und nicht so gut als das Ende derselben. In der dritten ist der begeisternde Gesang des Orpheus zu den Argonauten vortrefflich gewählt. „Jedermann, der den Gesang hörte, ward „ein Held, und

Each Chief his seven-fold shield display'd
And half unsheath'd the shining blade.

Das ist:

Ein jeder Führer zeigt sein siebenfaches Schild,

Und zückt sein blitzend Schwerdt zur Hälfte aus der Scheide.

Diese lebhafte Beschreibung, sagt unser Kunstrichter, kömmt dennoch der Gewalt und dem Nachdrucke nicht bey, welchen Dryden dem Gesange seines griechischen Virtuosen zuschreibt. „Denn als Timotheus Rache ausruft, die Furien heraufsteigen läßt, „und alle die Geister von erschlagenen Griechen, die „unbegraben, untühmlich und vergessen herum lie„gen, den Augen des Alexanders vorstellet, wie ein „jeder eine Fackel schwingt, auf die feindlichen Tem„pel der Perser zeigt, und ihren Fürsten zur Rache „auffordert; so springt er plötzlich von seinem Thro„ne auf,

—— Seiz'd a flambeau with zeal to destroy.
—— ergreift die Fackel, jählings zu verwüsten,

„Thais und die übrigen Fürsten, die um ihn sind, „eilen mit ihm fort, die Stadt in Brand zu se„hen. —— „

In der vierten Strophe, fährt der Verf. fort, ist die Ankunft des Orpheus in der Hölle vortrefflich angebracht, die Beschreibung der unterirdischen Gegenden sehr wohl ausgeführt, und die Wirkung der Leyer auf die Einwohner der Hölle überaus zierlich aus dem vierten Buche von Virgils Ackerbau übersetzt, und nach dem Gegenstande des Gedichts eingerichtet, den der Dichter hier behandelt. Der stehende

Gesang beym Eingange der fünften Strophe ist ungemein pathetisch, besonders da, wo er die unterirdischen Geister beschwöret:

By the heroes armed shades
Glittering through the gloomy glades,
By the youths that dy'd for love
Wandring in the myrtle grove;

Das ist:

Bey Heldenschatten, die bewaffnet
Dort in dem düstern Durchgang glänzen,
Bey jedem Jüngling, der für Liebe starb
Und hier im Myrthenhayne wandelt.

Diese Bilder, sagt unser Verf., sind malerisch und der Sache angemessen; der Schluß von dieser Strophe aber hat einen so poßierlichen und lächerlichen Numerus, daß er, wie der Kunstrichter bemerket, einem hudibrastischen Liede ähnlich sieht:

Thus song could prevail
O'er death and o'er hell,
A conquest how hard and how glorious!
Tho' fate had fast bound her
With Styx nine times round her,
Yet music and love are victorious.

Wir wollen uns bemühen, die Poßierlichkeit des Numerus, die unser Kunstrichter in diesen Zeilen bemerkt, in der deutschen Ueberschrift einiger maßen nachzuahmen, aber nur einiger maßen.

Es klang, ein Liedlein triegte
Mit Tod und Höll und siegte.

O was verdient der schwere Sieg für Lob!
Das Schicksal hatte sie gebunden,
Und neunmal mit Ketten umwunden:
Doch siegten Harmonie und Liebe ob.

Eben dasselbe Sylbenmaaß, bemerkt unser Kunstrichter, hat Addison gebraucht, bey dem komischen Karakter des Sir Trusty, mit welchem er seine Oper Rosamond so sehr verunstaltet. Nach Addisons Gehör also zu urtheilen, ist dieser Numerus geschickt, etwas niedriges und possierliches auszudrücken, und Pope hat einen freudigen Triumph dadurch nachzuahmen geglaubt.

Die sechste Strophe ist gleichfalls eine Nachahmung des Virgils. Der Dichter beschreibet darinnen den Zustand des Orpheus, nachdem er seine Eurydice zum zweyten male verlohren. Indessen erinnert unser Verfasser, daß Pope einige von den vortrefflichsten Zügen in dieser Episode übergangen, und daß besonders die Oerter und Gegenden, in welchen Pope seinen Orpheus klagen läßt, nicht so wild, nicht so traurig, und nicht so öde wären, als diejenigen, deren Virgil erwähnet. Orpheus Tod ist zwar am Ende der Strophe mit einer edelmüthigen Kürze, und durch einen unvermutheten Schwung ausgedrückt:

Hark! Hæmus resounds with the Bacchanal's cries,
Ah! See he dies!
Yet ev'n in death Eurydice he *sung*.

Das ist:

Hört, hört! vom Hämus her erschallt ein wild Geschrey,
Ach! sieh! er stirbt:
Doch sterbend singt er noch, Eurydice.

Jedoch Virgil sagt statt sung, vocabat, welches weit natürlicher und zärtlicher ist, und setzet ein rührendes Beywort hinzu, *miseram* Euridicen.

Im Anfange vor der letzten Strophe scheinet der Dichter bloß den Innhalt der zweyten Strophe zu wiederholen. Unser Kunstrichter hält dieses für eine tadelhafte Tautologie, besonders da folgende Zeilen, in welchen die Gewalt der Musik beschrieben wird:

Music the fiercest grief can charm,
And fate's severest rage disarm;
Music can soften pain to ease,
And make despair and madness please.

Das ist:

Die Tonkunst lindert herben Gram,
Bezähmt des Schicksals strengste Wut,
Versüsset Schmerz und Misseren,
Und macht Verzweiflung angenehm;

weit schwächer sind, als eben dieselbe Beschreibung in der zweyten Strophe, in welcher die Gemüthsbeschaffenheiten alle personificirt werden:

Melancholy lifts her head,
Morpheus rouses from his bed,
Sloth unfolds her arms and wakes.
Lift'ning envy drops her snakes;
Intestine war no more our passions wage,
And giddy factions hear away their rage.

Das ist:

Die Schwermuth hebt ihr Haupt empor,
Und Morpheus steht vom Lager auf,
Die Trägheit dehnt sich aus und wacht.
Dem Neid entsinken seine Schlangen;
Kein innerer Zwist entsteht aus Leidenschaften mehr,
Und wilde Meuterey verhönet ihre Wut.

Der Verfasser betrachtet hierauf in einer Digression die Natur der Oden. Er behauptet, die Neuern hätten in keiner Dichtungsart mit schlechtern Erfolg gearbeitet, als in der Ode, und würden auch von den Alten darinnen am meisten übertroffen. Dieses schreibet er dem Uebellaute und der Rauhigkeit der neuern Sprachen zu. Diejenigen lebendigen Sprachen, welche der lateinischen am nächsten verwandt sind, hält er für die wohlklingendsten. Der lateinischen Sprache aber selbst zieht er mit dem Quintilian die griechische vor. Tanto est sermo græcus, sagt dieser, latino jucundior, ut nostri poëta, quoties dulce carmen esse voluerunt, illorum id nominibus exornent. Hierauf handelt unser Verfasser von dem Karakter der Oden des Petrachs, Metastasio, Boileau, (in dessen Ode auf Namur er Schwulst, prosaische und kindische Stellen findet,) Malherbe, Lamotte, Rousseau und Voltaire, dessen beyde Oden an den König von Preussen, und auf Maupertuis Reise nach Norden, sich ihm über die korrekte

Mittel-

Mittelmäßigkeit der gewöhnlichen französischen Oden, zu erheben scheinen. Endlich preiset er einige Oden von Akenside und von Gilbert West mit großen Lobsprüchen an, welche man in Dodley's Miscellanien findet, und kehrt zu den übrigen lyrischen Gedichten seines Pope zurück.

Die beyden Chöre in Lord Buckinghams Brutus nach dem Shakespear, welche Pope verfertigt hat, sind überaus schön und wohlklingend. Der Verfasser bemerkt aber eben den Fehler darinnen, den Aristoteles schon an einigen Chören des Euripides getadelt hat, daß sie nemlich mit dem Innhalte des Stücks gar nicht zusammen hängen, und nichts zur Handlung beytragen. Das Chor, sagt Aristoteles, muß ein Theil, ein Glied des ganzen Stücks seyn, und die Handlung befördern helfen. Bey dieser Gelegenheit weicht der Verfasser in eine Beurtheilung der Chöre des Sophokles und Euripides aus, und führt zum Beschlusse eine vortreffliche Stelle aus dem Pater Brumoy an, in welcher die Vortheile und Unbequemlichkeiten der Chöre gezeigt werden.

Die Ode über die Einsamkeit, welche in Popens Schriften unmittelbar auf den Chören folgt, ist die erste poetische Ausarbeitung dieses Dichters. Er hatte noch nicht zwölf Jahre erreicht, als er dieses

Gedicht verfertigte. Die ersten Squizzen eines solchen Künstlers, sagt unser Verfasser, verdienen unsere ganze Aufmerksamkeit. Er findet in diesem Gedichte merkliche Proben von der Neigung zur Spekulation und zu moralischen Betrachtungen, welche sich nachher in dem Geiste des Dichters mehr entwickelt, und zum unterscheidenden Karakter seiner Gedichte geworden sind. Hiervon nimmt er Gelegenheit zu einer abermaligen Digreßion, und erzehlet einige merkwürdige Umstände von Popens Leben, und von seiner frühzeitigen Fertigkeit zu dichten. Er beschließt diese biographische Nachrichten mit einer Stelle aus dem Quintilian, in welcher dieser unvergleichliche Kunstrichter von einem jungen Künstler, zum Kennzeichen des Genies, mehr unkorrekte Erfindsamkeit, als phlegmatische Richtigkeit fordert. „Ob Quintilian, setzt unser Verfasser hinzu, Po„pens frühzeitige Stücke nicht für allzu rein, allzu „korrekt, und allzu sehr ausgearbeitet gehalten, und „was er daraus für Folgerungen gezogen haben wür„de, mag ich hier nicht weiter untersuchen.„ Hierauf erzehlet der Verfasser die Geschichte des A. Caracchio und seiner beyden Schüler Domenicchino und Guido Reni, die unsere Leser oben in der Abhandlung des Abts du Bos vom Genie werden gefunden haben. *)

*) Bibl. der Künste, 3ten B. 1stes St.

Das letzte Gedicht, das zu diesem Abschnitte gehört, ist die Ode mit der Ueberschrift, der sterbende Christ an seine Seele, welches Pope auf Steelens Ansuchen zur Nachahmung des bekannten Liedgens, (der Verfasser sagt Sonnets,) vom Hadrian, an seinen abscheidenden Geist, verfertigt hat. Der Dichter war der Meynung gewesen, die verkleinernden Beywörter, vagula, blandula, welche in dem Liedgen vorkommen, bedeuteten vielmehr Wehmuth und Zärtlichkeit, als Leichtsinn und Gleichgültigkeit, und daher war er von seinem Freunde um eine Nachahmung ersucht worden. Wir wollen das kleine Gedicht samt einer etwas freyen Uebersetzung ganz hersetzen.

The dying Christian to his soul.

Ode.

I.

Vital spark of heav'nly flame:
Quit, o quit this mortal frame:
Trembling, hoping, ling'ring, flying,
Oh the pain, the bliss of dying!
Cease, fond nature, cease the strife,
Let me languish into life.

II.

Hark! they whisper, Angels say,
Sister spirit, come away.
What is this absorbs me quite?
Steals my senses, shuts my sight,

Drowns my ſpirit, draws my breath?
Tell me, my ſoul, can this be death?

III.

The world recedes, it diſappears!
Heav'n opens on my eyes! my ears
With ſounds ſeraphic ring:
Lend, lend your wings! I mount! I fly!
O Grave! where is thy Victory?
O Death! where is thy ſting?

I.

Hauch Gottes! Der du in mir lebeſt,
Verlaß, verlaß, das ſterbliche Gebein!
Du fliegeſt, ſäumeſt, hoffeſt, bebeſt,
Und fühlſt des Todes Seligkeit und Pein.
Hör auf, Natur! zu widerſtehen,
Laß mich ins Leben übergehen.

II.

Horch! Engel liſpeln, komm von hinnen,
Wohlan! o Schweſter! zögre nicht.
Was raubt mir plötzlich meine Sinnen?
In welche Nacht ſinkt mein Geſicht?
Der Puls hört auf; ich athme tief mit Noth;
O meine Seele! ſprich, heißt das der Tod?

III.

Die Welt verſchwindet tief ins Leere!
Der Himmel öffnet ſich, ich höre
Das göttliche Gebet:
Empfangt ihn an der ewgen Schwelle!
Wo iſt nunmehr dein Sieg? o Hölle!
Wo iſt dein Stachel? Tod!

Unſer Kunſtrichter bemerkt, Pope habe dieſe Ode weniger dem Liedgen des Hadrians zu verdanken,

als einer Ode eines alten unbekannten englischen Reimers, der zu Zeiten Karls des Zweyten gelebt, und Flatman geheissen. Nicht nur die Gedanken, sondern auch die Worte und Bilder sind in beyden Dichtern eben dieselben, und da die letztern keine unmittelbare sinnliche Empfindungen sind, die in alle Menschen einen ähnlichen Eindruck machen; so ist es nicht wahrscheinlich, daß beyde Dichter sollten von selbst darauf gekommen seyn. "Es kann indessen seyn, „setzt er hinzu, und dieses Urtheil scheinet uns am „natürlichsten, daß Pope ohne Vorsatz auf die Ge„danken des Flatman gefallen, den er vielleicht vor „langer Zeit einmal gelesen haben mag, (denn er „hat die schlechtesten Dichter gelesen, wie unser Kunst„richter bemerkt, und Gold aus ihrem Kothe her„vorgesucht,) und er hat sie angenommen, ohne zu „wissen, daß sie einem andern zugehören. „ Daß dieses möglich sey, beweiset er aus verschiedenen merkwürdigen Beyspielen, und führt zuletzt auch verschiedene Stellen aus dem Pope an, davon einige Kunstrichter bemerkt haben, sie wären von andern entlehnt. Er spricht indessen seinen Dichter von aller Beschuldigung eines gelehrten Diebstahls frey, und wendet auf ihn die Worte an, welche Dryden mit weniger Recht von einem andern gesagt hatte: "Wenn er von „einem Dichter etwas nimmt, so nimmt ers als Kö-

„nig; was bey einem andern Diebstahl seyn würde, „ist bey ihm Sieg.„ Man hat auch den Boileau einst des gelehrten Diebstahls beschuldigen wollen; allein Pope und Boileau hätten mit dem Virgil, dem man vorgeworfen, er habe seine beste Sache aus dem Homer genommen, antworten können, cur non illi quoque eadem facta tentarent? Verum intellecturos, facilius esse Herculi clavum, quam Homero versum surripere.*)

Der dritte Abschnitt enthält Anmerkungen über Popens Essay on Criticism. Diese hat er in ein und fünfzig Artikel eingetheilt, und sie machen das stärkste Kapitel im ganzen Werke aus. Wir müssen gestehen, daß viele von diesen Artikeln nicht so wichtig sind, als man sich von der kritischen Einsicht und Belesenheit unsers Verfassers versprechen sollte. Sie hätten vielleicht ohne sonderlichen Verlust für den Leser um den vierten Theil abgekürzt werden können. Eine Art von Einleitung aber, die der Herr Verfasser voransetzt, hat uns desto wichtiger geschienen. Wir wollen einige Stellen daraus anführen.

"Der Verfasser hält den Versuch über die Kri„tik für ein Meisterstück in seiner Art, indem die „Regeln und Gesetze so vortrefflich zusammen han„gen, daß ein Ganzes daraus geworden ist. Nicht

*) Donat. Edit. Ultraj. 1704. 17.

„nur lucidus ordo herrscht darinnen; sondern man „findet in einer so oft bearbeiteten Materie neue Ge„setze und Bemerkungen, und die alten sehr wohl er„läutert, und glücklich angewendet. — Man muß „erstaunen, so viel Kenntniß der Welt, eine so reife „Beurtheilungskraft, und eine solche Einsicht in das „menschliche Herz, bey einem jungen Schriftsteller „anzutreffen, der wie Pope, als er diesen Versuch „geschrieben, noch nicht zwanzig Jahr erreicht hatte. „Man pflegt sonst niemals ohne Ausübung und Er„fahrung in irgend einer Kunst einen richtigen und „ausgebildeten Geschmack zu erlangen. Allein ein „lauterer Verstand und eine große Scharfsinnigkeit „waren die karakterisirenden Eigenschaften dieses Au„tors, und die herrschenden Vollkommenheiten ent„wickeln sich jederzeit am frühesten.„

Nachdem der Verfasser die Stelle aus dem du Bos angeführt, worinn gezeigt wird, daß Virgil, Horaz, Racine, Corneille und Raphael schon mehr als dreyßig Jahre hatten, als sie ihre besten Stücke verfertiget, setzt er hinzu, daß Shakespear seinen Lear, Milton sein verlohrnes Paradies, Spencer seine Feenkönigin und Dryden seine Ode auf die Musik in eben demselben Alter geschrieben. Hieraus folgert er, daß wenig Dichter so früh ihre völlige Reife erlangen, als Pope, welcher der

Vorschrift des Horaz sehr genau nachgekommen ist:

Multa tulit fecitque puer, sudavit & alsit,
Abstinuitque venere & vino.

Unter andern Umständen, denen Pope die frühzeitige Reife seiner Seele zu verdanken hatte, erwähnt der Verfasser auch seine häßliche Leibesgestalt. "Ein „großer Kenner des menschlichen Herzens und der „geheimen Triebfedern der Handlungen, sagt er, hat „mit vieler Einsicht bemerkt, *) man habe die Häß„lichkeit nicht so wohl als ein Zeichen, welches öf„ters trüget, sondern als eine Ursache anzusehen, die „selten ihrer Wirkung verfehlt. Wer so etwas an „sich hat, das ihm Verachtung zuziehen kann, der „wird sich selbst unermüdet anspornen, der gefürchte„ten Geringschätzung zu entkommen. „ Es ist nicht unwahrscheinlich, setzt der Verfasser hinzu, daß dieser Umstand unsern Dichter angetrieben, seine Kräfte zu verdoppeln, um sich hervorzuthun, und in Ansehen zu setzen. Wer von der menschlichen Natur einige Kenntniß hat, der wird gestehen, daß öfters die niedrigsten und unerheblichsten Ursachen zu einem so vortrefflichen Endzweck, als die Begierde zur Vollkommenheit ist, das Ihrige beytragen können. —

Unserm Schriftsteller soll versichert worden seyn, daß Pope sein Essay on Criticism anfänglich in Pro-

*) *Bacon's* Essays 44.

ſa abgefaßt, und hernach in Reime gebracht haben ſoll, welches aber faſt unglaublich ſcheint. Er kann wohl, wie es Racine, nach dem Berichte unſers Verfaſſers mit ſeinen Trauerſpielen gemacht, den Hauptinhalt des ganzen Werks vorher überdacht, und die Folge der Gedanken ungefähr feſtgeſetzt haben; alles aber vorher in Proſa aufzuſetzen, wäre vielleicht eben ſo unnützlich als mühſelig geweſen. Vida ſelbſt redet in der von dem Verfaſſer angeführten Stelle von nichts als von der Anlegung des Plans, und von der Diſpoſition der Theile überhaupt, welches in ſolchen poetiſchen Ausarbeitungen, in welchen ſich die Theile auf einander ſo wohl, als auf das Ganze beziehen, freylich vorher wohl überlegt werden muß.—

Wir kommen zu den Anmerkungen unſers Kunſtrichters über einzelne Stellen aus dem Criticiſm, von welchen wir unſern Leſern einige zur Probe mittheilen, und mit folgenden vortrefflichen Zeilen den Anfang machen wollen:

Art. 5. In the ſoul while *memory* prevails,
The ſolid pow'r of *underſtanding* fails.
Where beams of bright imagination play,
The memory's ſoft figures melt away. (v. 56.)

Das iſt:

Wenn das Gedächtniß in der Seele herrſcht,
So fehlt die Kraft des gründlichen Verſtandes;
Und ſpielt der rege Strahl der Phantaſey,
So ſchmilzt der weiche Eindruck leicht hinweg.

Man wird kaum eine Metapher finden, sagt unser Kunstrichter, die richtiger angewendet, oder zierlicher ausgedruckt wäre, als diese, durch welche der Dichter die Wirkungen einer erhitzten Einbildungskraft ausdrückt. — Die Erfahrung, fährt er fort, bestätigt die Bemerkung unsers Dichters, indem man diese drey großen Eigenschaften der Seele selten in einer Person vereinigt findet. — Baco theilet die menschlichen Genies in zwo Klassen ein. "Einige besitzen einen trockenen und deutlichen Verstand, eine „kalte Einbildungskraft und die Gabe sich anzustrengen. Diese bemerken leicht die Verschiedenheiten „der Dinge, sind in Kontroversien Meister, und können vortrefflich disputiren. Dergleichen Köpfe sind „gemein. Zur zweyten Klasse aber gehören diejenigen, welche eine feurige Einbildungskraft, erhabene Gedanken und eine weitläuftige Wissenschaft „besitzen. Diese können die Aehnlichkeiten der Dinge „leicht wahrnehmen; Sie werden Dichter, Schöpfer „in den Wissenschaften, Erfinder in den Künsten, „und bringen allenthalben, wo sie ihren Blick hin„werfen, ein neues Licht hervor: *)

Art. 16. So pleas'd at first the towring Alps we try,
Mount o'er the vales, and seem to tread the sky,
Th' eternal snows appear already past,
And the first clouds, and mountains seem the last;

*) Nov. Orig. pag. 40.

But those attain'd, we tremble to survey,
The growing labours of the longthen'd way;
Th' increasing prospect tires our wand'ring eyes,
Hills peep o'er hills, and Alps, on Alps arise.

(v. 225.)

Das ist:

So reizen Anfangs hochgethürmte Alpen;
Man wagts, und glaubts jezt Himmelan zu steigen.
Uns dünkt, der ew'ge Schnee sey nun vorüber,
Dort sey der lezte Berg, die lezte Wolke.
Man klimmt hinauf; und neue Arbeit, neue Reisen,
Entwölken sich dem schwindelnden Gesicht.
Das müde Aug durchirrt die grause Ferne,
Sieht Berg auf Berg gethürmt, auf Alpen, Alpen.

„Diese Vergleichung, sagt der Kunstrichter, wird „gemeiniglich als ein Exempel von einer starken Ein„bildungskraft angeführt. Allein die Bilder schei„nen zu allgemein, zu unbestimmt zu seyn, und der „letzte Vers giebt der Seele kein neues Bild.„ Vielleicht ist der Verfasser allzu sehr von seinem festgesetzten Grundsatze eingenommen, keine schöpferische Bilder im Pope zu suchen. Indessen zieht er dieser Vergleichung ein Gemälde aus dem Shaftesbury vor, welches allzu schön ist, als daß wir es übergehen können. Der Lord vergleicht, so wie Pope in den angeführten Zeilen, den Fortgang in den Wissenschaften mit einer Reise über ein hohes Gebirge. „Am „Fuße des Berges, sagt er, ragen einige Hügel aus „dem felsichten Boden hervor, und legen einen an-

„ständigen Grund, für die schwere Last, die darauf „ruhet, wo ungeheuere Felsen auf einander gethür„met liegen, und das hohe Gewölbe des Himmels „zu stützen scheinen. Der arme Mensch wandelt mit „wankenden Schritten auf dem engen Rande des gä„hen Absturzes. Mit Schaudern und Schwindel „sieht er unter sich, und trauet dem Boden nicht, „der ihn trägt, da er indessen von unten das hohle „Rauschen der Ströme vernimmt, von oben die Rui„nen der herüber hangenden Felsen erblickt, und die „umgestürzten Bäume, die mit ihren Wurzeln auf„wärts gekehrt sind, mehrere Ruinen nach sich zu „ziehen drohen.„ *)

Art. 31. If wit so much from ign'rance undergo.
(v. 508.)

Wenn die Unwissenheit den Witz so plaget.

„Die Ungemächlichkeiten, welche den Witz zu beglei„ten pflegen, sind in diesen vortrefflichen Zeilen sehr „wohl aus einander gesetzt. Die Dichter, welche sich „für sehr bekannt und bewundert halten, werden öf„ters sehr gedemüthiget. Boileau gieng eines Ta„ges seine Pension zu holen. Der Rentmeister las „folgende Worte in dem Patente: Wir bewilligen „dem Boileau diesen Gehalt, wegen der Zufrieden„heit, die wir über seine Werke empfunden, und

*) The moralists Characteristics, Vol. II. pag. 253.

„frägte ihn, von was für Art denn seine Werke „wären? Es sind Gebäude, antwortete der Dichter, „ich bin ein Baumeister. Racine hielt die Lobes„erhebungen der Unwissenden für die vornehmsten „Quellen des Mißvergnügens, und pflegte zu erzeh„len, daß eine alte Magistratsperson, die niemals das „Theater besucht hatte, eines Tages mit in die Komö„die genommen ward, und seine Adromacha auf„führen sahe. Der Rathsherr war sehr aufmerksam „auf das Trauerspiel, auf welches das Lustspiel „les Plaideurs folgte. Im herausgehen sagte er zu „dem Dichter: Ihr Trauerspiel, mein Herr! hat „mir ausserordentlich gefallen: mich wundert nur, „daß es sich so lustig endiget: J'avois d'abord eu „quelque envie de pleurer, mais la vûe des petits „chiens m'a fait rire.„

Art. 33. When love was all an easy monarch's care,
Seldom at Council, never in a war.
(v. 537.)

Das ist:

Ein König, der für nichts, als Liebe sorgte,
Im Rathe selten war, und nie zu Felde.

„Man hält dergehends die Regierung Carls II, „sagt der Verfasser, für die Zeiten des Augustus in „England, aber ohne Grund. Man legte sich damals „auf nichts, als auf die Art von Witz, den sie Sheer„wit nannten. Man sagt, Rochester habe sich nicht

„vorstellen können, daß es einen bessern Dichter gebe, „als Cowley. Der König führte beständig den Hu„dibras an. Die Vernachläßigung eines solchen Ge„dichts, als das verlohrne Paradies, wird ein „ewiges Monument von dem schlechten Geschmacke „der damaligen Zeiten bleiben. — Unser prosaischer „Styl fieng sich damals erst an zu bilden, obgleich die „Sprache des Hobbes schon rein genug ist. Dieser „Weltweise, und nicht der blühende Spratt, war „der klaßische Schriftsteller dieser Zeiten.„

Art. 38. Horace still charms with graceful negligence,
And without method talks us into sense.
(v. 654.)

Das ist:

Horazens schöne Unordnung gefällt,
Und bringt uns ohne Zwang die Lehren bey.

„Daß in Horazens Briefe an die Pisones wirklich „eine Methode anzutreffen sey, hat letzlich ein Schrift„steller *) deutlich gezeigt. Es ist aber ungegründet, „daß dieser Brief eine vollständige Dichtkunst enthal„ten sollte; denn er schränkt sich bloß auf den Zustand, „und auf die Fehler der römischen Schaubühne ein. „— Ein anderer eben so gemeiner Fehler scheinet „es zu seyn, wenn man glaubt, das Erhabene „sey der Unterscheidungs-Karakter des Horaz. Die „wenigen erhabenen Züge, die wir bey ihm finden,

*) Herr Hurd.

„sind aus dem Pindar, und vermuthlich aus dem „Alcäus entlehnt. Seine Vorzüge sind auserlesene „Beobachtungen über das menschliche Leben, und „eine delikate und höfliche Züchtigung der menschli„chen Schwachheiten. Man merkt in allen seinen „Schriften seine Neigung zu moralischen Betrach„tungen. Der Verfasser der Briefe ist auch in den „Oden zu erkennen. Nicht die Erhabenheit, die Ele„ganz war sein großer Unterscheidungs-Karakter, u. „s. w.„ Dieses Urtheil über den Horaz ist im Monthly Review *) so gründlich widerlegt worden, daß wir uns nicht enthalten können, die Gegengründe dieser einsichtsvollen Journalisten anzuführen. „Es „ist wahr, sagen sie, Horaz besitzt die Eleganz in ei„nem vorzüglichen Grade, und verschiedene von sei„nen Oden sind moralisch und satyrisch; kann er aber „nicht deswegen immer noch erhaben seyn? Was „wollen wir denn aus dem Pindar machen, dessen „Oden voller Sittensprüche sind? — Und warum „muß Horaz seine wenige erhabene Züge vom „Pindar und Alcäus geborgt haben? Da der „Kunstrichter nicht bestimmen kann, was der Römer „von dem lesbischen Dichter entlehnet hat; so hätte er „ihn dessen gar nicht beschuldigen sollen. Die alten „Scholiasten erwähnen nur zwey Zeilen, die Horaz

*) For July 1756. S. 58.

„aus dem Alcäus übersetzt haben soll. Wären ihrer „mehr gewesen; so würden diese Gelehrten die Gele„genheit gewiß nicht haben vorbeygehen lassen, ihre „Belesenheit zu zeigen. — Mit dem thebanischen „Dichter ist Horaz zwar etwas freyer umgegangen; „allein wie viel Nachahmungen haben denn die Kri„tiker in dem römischen Dichter finden können, so „sehr sie auch nachgesucht haben?„ — Sie glauben, und vielleicht mit Recht, daß die Ode: Pindarum quisquis studet aemulari, beweise, Horaz habe so erhaben seyn können, als Pindar, und verlangen, der Kunstrichter solle ihnen eine pindarische Ode zeigen, welche den folgenden Oden des Horaz vorzuziehen wäre, nemlich der 15, 35, 37 des ersten Buchs, der 1, 13 und 19 des zweyten Buchs, und vornehmlich der 1, 3, 4, dem Karakter des Regulus in der 5ten, und der 25ten Ode des dritten Buchs; der 4, 9 und 14ten des vierten Buchs, ohne einiger von den Epoden zu gedenken. — Unser Verf. scheinet nur kühne Metaphern und Bilder einer überaus erhitzten Einbildungskraft für erhaben zu halten, weshalb er mit seinem Lobe so sehr sparsam ist; allein die mehresten Kunstrichter nehmen dieses Wort in einer etwas weitern Bedeutung, und sie haben die Autorität des Longins auf ihrer Seite.

Bevor wir unsern Auszug fortsetzen, müssen wir der Uebersetzung der sämmtlichen popischen Werke gedenken, davon in voriger Messe der erste Band *) herausgekommen ist. Wer Popen bloß aus dieser Uebersetzung kennen lernen sollte, möchte sich wundern, daß ein so mittelmäßiger Geist als ein so vortrefflicher Dichter berühmt ist. In der That macht der Engländer in seinem deutschen Kleide eine sehr armseelige Figur. Und wie kann es anders seyn? Der ganze Einfall taugt nichts, Popens Gedichte in deutsche Prosa zu übersetzen. Ein Dichter, dessen vorzügliche Stärke in der feinen Wendung, im Wohlklange, in der Wahl der Beywörter, und überhaupt in einem körnichten, aber auch überaus angenehm poetischen Vortrage besteht, der mehr unterrichtend als begeistert, mehr mit dem Verstande als mit der Einbildungskraft dichtet, ein solcher Dichter muß nothwendig in einer prosaischen Uebersetzung allen Reitz verlieren, den er seinen Gedanken eigentlich als Dichter verliehen. Die einzige Sorge des Uebersetzers (wenn ja übersetzt werden soll) muß also dahin gehen,

*) Unter dem Titel Herrn Alexander Pope Esq. sämmtliche Werke, mit Wilh. Warbartons Kommentar und Anmerkungen, aus dessen neuester und bester Ausgabe übersetzt. Erster Band. Altona bey David Iversen, 1758.

den Verstand, die scharfsinnigen Sentenzen, und die philosophischen Betrachtungen seiner Urschrift beyzubehalten, und sie in einen fliessenden prosaischen Discurs zu verwandeln. Ist er aber, wie der gegenwärtige Uebersetzer der popischen Schriften, sklavisch genug, sich an die Worte der Urschrift zu binden; so wird er einen wohlgestalten Körper in eine elende Misgeburt verwandeln, der Wohlklang verschwindet, die Wiederholungen, welche in einem gereimten Gedichte angenehm sind, werden in der Uebersetzung eckelhaft, die uneigentlichen Wörter, die der gröſte Dichter, wenn er reimen muß, nicht vermeiden kann, werden hier unerträglich, und jeder feurige Schwung von einem Gedanken auf den andern, der dem Dichter erlaubt ist, wird eine unverantwortliche Lücke, von welcher der Leser einer prosaischen Schrift Rechenschaft fordern wird. Allen Nutzen, den man sich also von einer solchen prosaischen Uebersetzung zu versprechen hat, ist vielleicht, daß sie Anfängern die Lesung der Urschrift erleichtert, indem sie der Mühe überhoben werden, in den Wörterbüchern nachzuschlagen. Es würde zu weitläuftig und unserer Absicht zuwider seyn, alle Stücke, die in dem ersten Bande enthalten sind, nach der Ordnung zu kritisiren. Einige Stellen werden genug seyn, unser Urtheil zu rechtfertigen. Wer suchen will, wird dergleichen unzählige finden.

Pope singt in seiner Ode zur Musik:

Exulting in triumphs now swell the bold notes
In brocken air, trembling, the wild music floats,
Till by degrees, remote and small,
The strains decay,
And melt away,
In a dying, dying fall.

Man braucht nur sehr wenig von der engländischen Sprache zu verstehen, um den vortrefflichen Wohlklang zu merken, der diese Verse so angenehm, und zur Musik so bequem macht. Die Worte werden allmälig sanfter, so wie es die Musik werden muß, und verlieren sich zuletzt in a dying, dying fall. In der deutschen Uebersetzung aber werden diese vortrefflichen Verse zu eckelhaften non-sense. Es heißt allda: „jetzt schwillt im Triumphe frohlockend der kühne Gesang; in gebrochner Luft schwimmt zitternd die wilde Musik, bis nach und nach entfernt, und schwach die Töne schwächer werden, und in einem sterbenden Fall dahin schmelzen.„ Kömmt der deutsche Leser nicht hier in Versuchung, das zweyte sterbenden als einen Druckfehler zu durchstreichen? Denn in Wahrheit verlängert es im Deutschen die Periode zur Unzeit, und macht einen Uebellaut, der der Absicht des Dichters schnurstracks zuwider ist.

Es fehlet auch an Stellen nicht, wo der Uebersetzer den Verstand der Urschrift verfehlet, und einen

ganz verkehrten Sinn herausgebracht hat. Wir haben so gar in dem Haarlockenraube ungemein viele Schnitzer gefunden, da doch der Uebersetzer Vorgänger gehabt, und sich durch andre Uebersetzungen einigermaßen hat helfen können. Wir führen einige davon in der unterstehenden Note *) an, und begnü-

*) z. E. In tasks so bold, can little men engage verdeutscht unser Uebersetzer S. 167 durch "können kleine Männer so kühne Dinge wagen?„ vortrefflich! warum nicht gar Männerchen? —— Was ist ein schmelzendes Mädchen? S. 180. — S. 188 legt der Baron „drey Hosenbänder, ein halbes Paar Handschuhe und alle Trophäen von seinen vorigen Geliebten auf den Altar.„ — Von welcher Geliebten mag wohl der Baron die Hosenbänder erobert haben? Pope sagt three garters, welches Kniebänder bedeutet. Auch die Frau Gottschedinn hat in ihrer gereimten Uebersetzung des Lockenraubs die Kniebänder für Hosenbänder angesehen. (Man merke, daß das Wort Hosenband bloß von einem bekannten Orden gebraucht wird, welcher im Engländischen eigentlich der Orden des Kniebandes heißt, the Order of the Garter.) —— some less refin'd (Sylphs nemlich) heißt S. 189 Einige, die nicht so klug sind. —— Carreau - König und Dame, sagt Pope; siegen with pow'rs combin'd, (mit vereinigten Kräften); unser deutscher Uebersetzer "mit andern Mächten verbunden„ —— 'tis past a jest heißt S. 208 "spaße nicht länger.„ Ueberhaupt ist die Sprache in der Uebersetzung dieses Gedichts so erbärmlich matt und kriechend, daß man sich nach derselben zu urtheilen, billig verwundern muß, wie die besten Kunstrichter dieses Gedicht so sehr

gen uns allhier noch einige Stellen aus dem Chore zu dem Trauerspiele Brutus zu berühren, die der Uebersetzer ganz ohne Verstand verdeutscht. Pope sagt in der zweyten Strophe:

When Athens sinks by fates unjust,
When wild barbarians spurn her dust;
Perhaps ev'n Britain's utmost shore
Shall cease to blush with strangers gore,
See Arts her savage sons controul,
And Athens rising near the pole!
Till some new Tyrant lifts his purple hand,
And civil madness tears them from the land.

Der deutsche Uebersetzer:

„Wenn durch ungerechte Schicksale Athen sinkt, „wenn wilde Barbaren seinen Staub mit Verachtung „treten; so wird vielleicht Britanniens äusserstes Ufer „aufhören, von dem Blute der Fremden zu erröthen. „Schau, die Künste beherrschen deine Söhne und „Athen erhebt sich noch am Pole! bis ein neuer Tiranu

erheben können; wir aber verwundern uns, wie der Uebersetzer hat in der Vorrede S. 7 sagen können er „habe sich darauf verlassen, daß seine eigene kleine „Dichtergabe, so geringe sie auch seyn mag, ihm zu Hülfe „kommen würde, das Verstandene so auszudrücken, „daß der Schwung und die Deutlichkeit nicht zu viel „verlöhren.„ Unsere Leser mögen urtheilen, ob der Uebersetzer Ursache hat, sich seine kleine Dichtergabe zuzuschreiben. — Wir wüßten wirklich nicht, wo wir dieß Ding in seiner Uebersetzung suchen sollten.

„seine rothe Hand aufhebt, und bürgerliche Räserey „es von dem Lande fortreißt.„ Wie kömmt der Uebersetzer auf die Anrufung: "Schau, die Künste „beherrschen u. s. w.? „ Hat er nicht gemerkt, daß see im Englischen zu dem Hülfswörtchen shall im vorhergehenden Verse gehört? heißt her deine? Und geht das tears them auf Athen, oder auf arts? — Ferner die zweyte Antistrophe?

Ye Gods! what justice rules the ball!
Freedom and Arts together fall;
Fools grant whate'er ambition craves,
And men, once ignorant, are slaves, u. s. w.

Der Uebersetzer muß nicht eingesehen haben, daß der dritte und vierte Vers eigentlich eine Erklärung des zweyten sind; der Dichter sagt: "Freyheit und „Künste fallen allezeit mit einander; denn Thoren „gewähren dem Ehrgeitze, was er fordert, und sind „die Menschen einmal unwissend; so sind sie gewiß „auch Sklaven.„ Wer wird aber diesen Sinn in folgenden Worten suchen: „Freyheit und Künste fallen „mit einander; Narren gewähren, was der Ehrgeitz „erbettelt, und Menschen, die erst unwissend sind, „sind schon Sklaven.„

In dem darauf folgenden Chore der Jünglinge und der Jungfrauen giebt es mehr dergleichen unverzeihliche Fehler:

Marcus with blushes owns he loves,
And Brutus tenderly reproves;

giebt der Ueberſetzer durch: "Markus geſteht mit „Erröthen, daß er liebt, und Brutus tadelt ihn „zärtlich.„ Was für ein Beweis von der Macht der Liebe über die Weisheit iſt es, daß Brutus ſeinen verliebten Sohn tadelt? Heißt es nicht vielmehr, "und Brutus macht zärtliche Vorwürfe„ der Porcia nemlich, deren der Chorus gedenket? — Doch es iſt allzuverdrießlich, ſich mit unſern deutſchen Ueberſetzern abzugeben. Sie ſind ſo rüſtig, und haben eine ſo arbeitſame Fauſt, daß ſie alle Kunſtrichter niederſchreiben. — Wir kehren alſo zu unſerm Eſſayiſten zurück.

v. 42. The bold Longinus all the Nine inſpire,
And bleſs their critic with a poets fire. — — — —

Das iſt:

Dich, feuriger Longin! beſeelten alle Neun,
Die ihren Kritikus mit Dichterglut beglückt.

Unſer Kunſtrichter bemerket, Longins Geſchmack und Feinheit der Empfindung ſey zwar vortrefflich, aber ſeine Anmerkungen ſeyn zu allgemein und ſeine Methode zu ungebunden. "Die genaue Beſtimmt„heit des wahren philoſophiſchen Kunſtrichters, ſagt „er, verlieret ſich in Deklamationen eines blühenden „Rhetorikverſtändigen. Anſtatt, daß er Grund an„geben ſollte, warum eine große Geſinnung, ein großes „Bild erhaben ſey, bemühet er ſich vielmehr ſelbſt

„erhaben zu reden, und seine eigene hohe Beredsam„keit zu zeigen. Anstatt daß er uns zeigen sollte, „worinnen die Größe des Bildes besteht, mit wel„chem Homer die Bewegungen des Neptuns be„schrieben; so bemühet sich der Kunstrichter, es dem „Dichter gleich zu thun, und sagt: Auf dem gan„zen Erdboden war nicht Raum genug, noch einen „solchen Schritt zu thun. *) Wir erwarten die Ur„sache zu vernehmen, warum die Rede des Apollo †) „zu seinem Sohne in einem Fragmente des Euripi„des so lebhaft und mahlerisch ist; allein der Kunst„richter begnügt sich mit der feurigen Ausrufung: „Sollte man nicht glauben, daß die Seele des

*) Der Verfasser verwechselt hier zwey Stellen, welche Longin nach einander anführet. In der fünften Ilias nemlich sagt Homer von den Pferden, welche den Wagen der Juno zogen, "daß sie so viel Raum, als je„mand, der auf einer hohen Wart sitzend durch die Luft „hindurch auf das weite Meer schauet, übersehen kann, „in einem Sprunge zurück geleget hätten." Hiervon sagt Longin: "Homer misset ihre Bewegung nach „der Größe des Erdbodens. — Wenn die Pferde der „Götter nach einmal also ansetzen, so werden sie auf der „Erde keinen Platz finden." Gleich darauf führet Longin eine Stelle aus der zwanzigsten Ilias an, wo Neptun die Tiefen dermassen erschüttert, daß Pluto deswegen fürchtet, er möchte die Erde spalten.

†) In dem Originale stehet vermuthlich durch einen Schreibfehler the speech of *Phaeton*.

„Schriftstellers zugleich auf den Wagen steige, und „alle Gefahr mit ausstehe, indem er mit den Pfer„den in der Luft herum irrt? — Ich habe mich öf„ters gewundert, sagt er hinzu, daß Longin, der „den Cicero anführt, nirgends des Virgils ge„denkt. Ich vermuthe, sagt er, er habe ihn bloß „für einen knechtischen Nachahmer der Griechen ge„halten.„

v. 43. From the same foe, at last, both felt their doome,
And the same age saw learning fall and Rome.

Das ist:

Derselbe Feind zuletzt, trat beyde in den Graus,
Der Fall der Wissenschaft war auch der Fall von Rom.

Der Kunstrichter führt hier eine Bemerkung des Shaftesbury an, daß zu Rom keine Bildsäule, kein Gemählde, keine Medaille, und so gar kein mittelmäßiges Stück in der Baukunst mehr erschien, so bald die eigenmächtige Gewalt völlig eingeführt war. — Longin war der Meynung, setzt unser Kunstrichter hinzu, und Addison hat sie vom Longin angenommen, daß die eigenmächtige Regierungsform sowohl den schönen Künsten, als den Wissenschaften schädlich seyn. Die neuere Geschichte aber, fährt er fort, hat uns Beyspiele von dem Gegentheile gezeigt. Die Mahlerey, die Bildhauerkunst, und die Musik sind zu Rom, ungeachtet der Sklaverey und des Aberglaubens, die allda herrschen, zu einem hö-

den Grade der Vollkommenheit empor gestiegen. Ja der Aberglaube hat zu dem Fortgange der schönen Künste sehr vieles beygetragen. Denn welchen Enthusiasmus muß ein römischkatholischer Mahler nicht bey sich verspühren, wenn er ein Altarstück mahlet? Dantes, Ariosto und Tasso, haben auch unter keiner freyen Regierungsform geblühet; und unser Schriftsteller hält es für eine blosse Chimäre, wenn ein großer englischer Schriftsteller behauptet, Milton würde sein verlohrnes Paradies nicht geschrieben haben, wenn die Monarchie nicht abgeschaffet worden wäre. Michael Angelo, Raphael und Julius Romanus haben in einem despotischen Staate gelebt. Kurz, die schönen Künste sind allezeit ein Gefolge der Macht und der Ueppigkeit. Die Wissenschaften aber erfordern eine uneingeschränkte Freyheit, wenn sie zu ihrer Reife und ihren völligen Kräften gelangen sollen. In einer Monarchie kann ein Dichter, Mahler und Musikverständige geben; aber Redner, Geschichtschreiber und Weltweisen können nur in Republiken gefunden werden.

Hierauf folgen einige Anekdoten und kritische Beurtheilungen der Kunstrichter, deren Pope in der Folge seines Lehrgedichts gedenkt. Bey Gelegenheit des Addisons erinnert unser Kunstrichter, Pope habe diesem sonst trefflichen Schriftsteller sehr viel zu dan-

ten gehabt; Walsch habe ihm in seiner Jugend einen wichtigen Rath ertheilet, denn er pflegte zu Popen zu sagen, der einzige Weg, auf welchem er seine Vorgänger übertreffen könne, sey die Richtigkeit (correctness), und rieth ihm daher, sich um diese Eigenschaft zu bewerben.

Die Richtigkeit, fährt unser Verfasser fort, ist ein unbestimmtes Wort, mit welchem man öfters gar keinen, und öfters einen weitschweifigen Sinn verbindet. Es ist eine ewige eckelhafte Musik der französischen Kunstrichter, daß die engländischen Schriftsteller nicht korrekt sind. „Wenn das Wort Richtigkeit die Abwesenheit der kleinen Fehler bedeutet; so mögen sie „vielleicht Recht haben. Wollen sie aber daraus schliessen, daß, weil ihre Trauerspieldichter Shakespears Unregelmäßigkeit vermieden, und ihre Fabeln „ordentlicher eingerichtet haben; so müsse, zum Beyspiel, ihre Athalie dem Lear vorgezogen werden: „so ist nichts ungereimter und ungegründeter, als eben „dieser Begriff. Die Henriade ist von allen kleinlichen Fehlern rein; wer wird sich aber unterstehen, „sie mit dem verlohrnen Paradiese in einen Rang zu „setzen *) Die Deklamationen, mit welchen einige „ihrer besten Trauerspiele angefüllt sind, sind der

*) G** hat es sich unterstanden; aber es war ein Glück für Deutschland, daß der Verfasser dieses nicht wußte.

„Natur dieser Dichtungsart eben so sehr zuwider, „und vernichten den Endzweck derselben eben so sehr, „als Shakespears Narren und Todtengräber. Daß „die Franzosen sich einiger vortrefflichen Kunstrichter „zu rühmen haben, als Boßu, Boileau, Fenelon „und Brumoy, kann nicht geleugnet werden; daß „diese aber allein hinreichend wären, den Geschmack „zu bilden, ohne daß es nöthig sey, zu den wahren „Quellen der schönen Gelehrsamkeit, zu den griechi„schen Schriftstellern, seine Zuflucht zu nehmen, kann „nur von einem seichten Halbgelehrten behauptet wer„den.

„Ich beschließe diese Betrachtungen, setzt unser „Kunstrichter hinzu, mit einer bemerkenswürdigen „Erfahrung. Bey keiner polierten Nation ist ein auf„serordentliches Werk mehr erschienen, so bald man „die Kritik studiert und die Regeln der Schreibart fest „gesetzt hat. Dieses hat man in Griechenland, Rom „und Frankreich gesehen, nachdem Aristoteles, Ho„raz und Boileau ihre Dichtkunst geschrieben. In „England hat man die Gesetze der Schaubühne nie„mals so gut verstanden, als jetzt. Aber was für „gleichgültige Trauerspiele hat man nicht letztlich er„scheinen sehen, die doch alle von Fehlern frey sind? „So sehr übertrifft unser Urtheil unsere Ausübung. „Den eigentlichen richtigen Grund von dieser Erschei-

„nung anzugeben, dürfte mit vielen Schwierigkeiten „verknüpft seyn, so wie alle Untersuchungen, welche „die Geburten der Seele, und die geheime und zarte „Ursachen betreffen, die in dieselbe einen Einfluß ha„ben, mit dergleichen Schwierigkeiten verbunden sind. „Vielleicht werden die natürlichen Kräfte durch die „furchtsame und vorsichtige Rücksicht auf die Vor„schriften der Kunst eingeschränkt und geschwächt. „Vielleicht hat sich der philosophische, geometrische „und systematische Geist, der jetzt so sehr im Schwange „ist, von den Wissenschaften auf die schöne Gelehr„samkeit ausgebreitet, die Vernunft auf Unkosten „der Empfindung zu Rathe zu ziehen gelehrt, und „dadurch verursacht, daß unsere Dichter mehr für „den Kopf, als für das Herz schreiben. Endlich „mögen auch vielleicht die Schriftsteller, die den „großen Mustern folgen, aus welchen man die Re„geln gezogen hat, sich aus Ehrgeitz bemühen, diese „vortrefflichen Muster zu übertreffen, daher sie in den „Gedanken sowohl, als in dem Ausdrucke gekünstelt „und unnatürlich werden, indem sie neu und selbst „Original seyn wollen.„

Der vierte Abschnitt vom Haarlockenraube. Wenn die Alten von den Neuern irgend in einer Art von Schriften übertroffen werden, sagt unser Kunstrichter; so ist es vielleicht die Satyre, und besonders

in der Art von Satyre, die in der Gestalt der Epopee erscheinet. Diese Art von Vehikulum für die Satyre, glaubt unser Verfasser, sey von den Alten gar nicht gebraucht worden, sie sey aber für die vortrefflichste zu halten, weil eines Theils der Dichter verschwindet, und die Verweise nicht in seinem Namen vorbringt, und andern Theils eine Erzehlung oder Geschichte annehmlicher und interessanter ist, als eine Reihe von Vorschriften, Verweisen oder auch von den allerlebhaftesten Karakteren.

Hierauf erzählte er die Geschichte des komischen Heldengedichtes: "Man hält insgemein Alessandro „Tassoni, welcher im Jahr 1622 zu Paris ein Ge„dicht unter dem Titel: La Secchia rapita, oder „der Raub des Wassereimers, herausgegeben, das „er im Jahr 1611 in wenigen Monaten verfertiget, „für den Erfinder von dieser Dichtungsart. — Allein „der gelehrte Crescembini in seiner Istoria della „volgar Poesia *) zeiget, daß es zweifelhaft wäre,

*) Lib. I. S. 58. in Roma per il Chracas 1698. Diese älteste Ausgabe der Historie des Crescembini citirt unser Verf. In der neuesten Ausgabe, welche 1731 zu Venedig bey Lorenzo Basegio mit den Kommentarien darüber, in sechs Quarthänden gedruckt worden, stehet die gedachte Stelle S. 73. Der Verfasser hätte aber vorzüglich aus den Commentari intorno all' Istoria della volgar Poesia Vol. I. Lib. VI. das dritte Kapitel anfüh-

„ob man nicht die Erfindung des komischen Helden„gedichts dem Francesco Bracciolini zuschreiben „müßte. Sein Lo Scherno de gli Dei ist zwey„erst vier Jahr später, als Tassonis Secchia gedruckt

---

ren sollen, welches von der heroischkomischen Poesie handelt. Denn hier beweiset Crescembini, daß weder dem Tassoni, noch dem Bracciolini die Erfindung des komischen Heldengedichts zuzuschreiben sey. Er widerleget erstlich den Christoval de Salazar Mardones, welcher vorgegeben, der historischkomische Styl sey zuerst in Spanien von Ludwig de Gongora in seinem Gedichte vom Piramus und Thisbe gebrauchet worden. Er zeiget an, daß Tassoni mit dem Gongora zu einer Zeit gelebet habe, darinnen man schon italiänische komische Heldengedichte aus dem sechzehnten Jahrhunderte aufweisen könne; Villani in seinem Discorso della Poesia giocosa zehlet darunter den Orlandino des Limerno Pitocco, das Caos des Treperuna, welche beyde Werke dem bekannten Merlino Coccajo oder Teofilo Folengo pflegen zugeschrieben zu werden; den Morgante des Ludwig Pulci, und den Orlando Inamorato des Berni. Crescembini zeiget aber, daß dieses ernsthafte Gedichte gewesen, obgleich nach der übeln Gewohnheit viele lächerliche Züge mit untergemischet worden. An dem Morgante des Pulci habe der bekannte Uebersetzer des Plato, Marsilius Ficinus, vielen Antheil gehabt, von welchem Manne man eben nicht vermuthen könne, daß er sich mit spaßhaften Sachen abgeben wollen, und das Caos des Merlin Coccajo sey mehr eine Komödie, als eine Epopee. Hierauf aber zeiget Crescembini die beyden ältesten bekannten ko-

„aber doch einige Jahre eher verfertiget worden, wie „man aus einem vorangesetzten Briefe darthun kann. „Der Vorwurf des tassonischen Gedichts ist der „Krieg, welchen die Einwohner zu Modena gegen „die Einwohner zu Bolonna erklärt hatten, weil „sich diese weigerten, jenen einige Städte wieder ab„zutreten, die sie seit Kayser Friedrichs II. Zeiten „in Besitz gehalten haben. *) Die Italiener haben

„eine

mischen Heldengedichte an. Es sind nemlich die Gigantea des Jaroboscо, unter welchem Namen Girolamo Amelunghi genannt il Gobbo di Pisa, verborgen, und die Nanea des F. Aminta. Wer unter dem letztern Namen versteckt sey, weiß man noch nicht; beyde Gedichte wurden im Jahr 1566 zusammengedruckt, ob sie gleich lange vorher, nemlich das erste 1547, und das andere 1548, verfertiget waren. Die Gigantea erzehlet den Krieg der Riesen, um die Götter aus dem Himmel zu jagen, und die Nanea einen andern Krieg, den die Zwerge angefangen, um wieder die Riesen zu verjagen. Wegen der Gigantea ist zu bemerken, daß sie nicht von der Erfindung des Amelunghi, sondern des Betto Arrighi war, welcher den erstern beschuldigte, daß er durch einen gelehrten Diebstahl die Erfindung, Gedanken und Einkleidung aus des Arrighi Gedichte I Giganti genommen habe; welches Gedichte aber, so viel man weiß, niemals gedruckt worden ist.

*) Der Verfasser vergisset das Hauptwerk, wodurch dieses Gedicht komisch wird. Unter der Regierung Kayser Friedrichs II. kündigten die Modeneser den Bolognesern

„eine Menge von dergleichen scherzhaften Schriften. „Crescembini empfiehlt besonders ein gewisses Ge„dicht von dieser Art, welches Lorenzo Lippi im „Jahre 1674 unter dem Titel Malmantile Racquis„tato herausgegeben. Er nennt es Spiritosisimo e „legiadrissimo poema giocoso. „ *)

---

fern den Krieg an, weil dieselben die Städte San-Cesarea und Nonantola den Modenesern nicht wieder herausgeben wollten. In diesem Kriege erbeuteten einst die Modener bey einem Einfalle in eine feindliche Stadt einen Wassereimer, und hiengen denselben, als ein Siegeszeichen, in ihrer Domkirche auf, wo er noch bis jetzt zu sehen ist. Daher nahm Tassoni Anlaß zu dichten, als ob der ganze Krieg bloß angefangen worden, um diesen Wassereimer zu erobern. Siehe Reislers Reisen, zweyter Theil, S. 986.

*) Daß unser Verfasser in der Historie der komischen Epopee Homers Mäusenkrieg nicht erwähnt, läßt sich noch einigermassen entschuldigen. Er hat vielleicht nur von den satyrischkomischen Heldengedichten reden wollen, und man kann nicht mit Gewißheit sagen, daß dieses Gedicht des Homers satyrisch sey, ob man es gleich nach ein paar tausend Jahren von des Tassoni Secchia rapita vielleicht mit eben so weniger Gewißheit dürfte sagen können. — Daß er aber Butlers Hudibras nicht angeführt, können wir auf keinerley Weise begreifen. Dieses Gedicht gehört doch immer zu der Gattung der komischen Heldengedichte, obgleich die Sprache der Helden nicht eigentlich darinnen nachgeahmet wird.

Was unſer Kunſtrichter vom Pult des Boileau ſagt, können wir füglich übergehen, indem dieſes vortreffliche Gedicht in Deutſchland beynahe eben ſo bekannt iſt, als in Frankreich. Wir übergehen auch, was er von *Garth's Diſpenſary*, einer offenbaren Nachahmung des Pultes, ſaget, und eilen zu Popens Haarlockenraube, welches das vierte nach der Rechnung unſeres Kunſtrichters, und das vortrefflichſte Gedicht von dieſer Art iſt. Die Gelegenheit dazu gab ein Zank, der aus einem kleinen Streiche des Lord Petre entſtand, da dieſer auf einer Luſtreiſe Gelegenheit fand, der Miß Arabella Fermor eine Locke abzuſchneiden. Pope war von Hrn. Caryl, (welcher Sekretär der Königin Maria geweſen), erſucht, ein ſolches Gedicht zu verfertigen, um dadurch der Uneinigkeit, die aus dieſem galanten Raube entſtanden war, ein Ende zu machen. Der erſte Entwurf dieſes vortrefflichen Stückes beſtand bloß in zwey Geſängen, und ward in weniger als vierzehn Tagen verfertigt. Da aber das Gedicht einen ſo allgemeinen Beyfall fand; ſo ward es in dem folgenden Jahre von dem Dichter mit den Maſchinereyen der Sylphen bereichert, und bis auf fünf Geſänge ausgedehnt. Dieſe Einſchaltung der Maſchinereyen, an welchen Stellen, wo man es gar nicht merkt, daß ſie erſt nachher hineingeſetzt worden, iſt, wie unſer Kunſtrichter

bemerket, eines von den gröſsesten Meisterstücken der Kunst und der Beurtheilungskraft. Die Idee von diesen unsichtbaren Geistern hat Pope aus einem gewissen französischen Buche le Conte de Gabalis genommen, welches, wie einige wollen, eine Satyre wider die Märchen der fanatischen Alchymisten seyn soll. Allein Pope hat nichts als die Idee aus diesem Buche entlehnt. Die Eigenschaften, welche er seinen Geistern beylegt, die Geschäffte und Verwaltungen, die er ihnen anweiset, sind mehrentheils von seiner Erfindung. Sie übertreffen die allegorischen Personen des Boileau nicht nur wegen ihrer Neuheit, sondern auch wegen der vortrefflichen poetischen Schönheiten und der feinen Satyre, zu welcher sie dem Dichter Anlaſs gegeben. Die Beschäfftigungen und die geringe Arbeit eines artigen Frauenzimmers gewinnen einen wichtigen und sehr erheblichen Anblick, wenn sie von himmlischen Geistern beobachtet und sorgfältig bewacht werden.

Die Beschreibungen in dem zweyten Gesange von den Verrichtungen der Sylphen sind voller lebhaften Imagination, und stellen der Seele die angenehmsten und lachendsten Bilder von der Geschäfftigkeit der kleinen Lustgeister dar. Bey folgenden vortrefflichen Zeilen:

Ye Know the ſphere and various tasks aſſign'd
By laws eternal to th' aerial Kind.
Some in the fields of pureſt æther play,
And bask and brighten in the blaze of day;
Some guide the courſe of wandring orbs in high,
Or roll the planets trough the boundleſs sky;
Some, leſs refin'd, beneath the moons pale light,
Purſue the ſtars, that ſhoot acroſs the night;
Or ſuck the miſts in groſſer air below;
Or dip their pinions in the painted bow;
Or brew fierce tempeſts on the wintry main,
Or o'er the glebe diſtill the Kindly rain.

Cant. 2. v. 75.

Das iſt:

Euch iſt bekannt, was für ein Kreis, und was für Pflichten
Das ewige Geſetz dem Luftgeſchlecht beſtimmt,
Der eine ſpielt und ſchwärmt in reiner Himmelsluft,
Und bleicht und ſonnet ſich, im Glanz des heitern Tages;
Ein andrer rollt im Gleis den Kreislauf ferner Welten,
Und wälzt Planeten fort, durch ungemeßne Ferne.
Wer minder geiſtig iſt, jagt unterm falben Mond
Den Sternen nach, die durch die Nacht hinfallen.
Der ſaugt in niedrer Luft den dichten Nebel ein,
Und taugt die Fittige in den bemalten Bogen.
Der brauet für das Meer ein ſchrecklich Ungeſtüm,
Der ſeith fürs trockne Land den milden Regen durch.

führt unſer Kunſtrichter eine Stelle aus dem Shakeſpear an, in welcher derſelbe den Fern und ſeinem Ariel ähnliche Beſchäfftigungen giebt. Der unwartheyiſche Kunſtrichter, ſetzt er hinzu, mag urtheilen,

welche Beſchreibung den Vorzug verdienet. Die Verrichtungen des Ariels in dem Tempeſt ſind dieſe:

—— —— to tread the ooze
Of the ſalt deep;
To run upon the ſharp wind of the north;
To do — buſineſs in the veins of th'earth,
When it is bak'd with froſt
—— —— To dive into the fire; to ride
On the curld clouds;

Das iſt:

— — Er ſtampft den Sumpf
In der geſalznen Tiefe;
Rennt auf dem ſchärfſten Nordwind;
Und in der Erden Adern,
Wenn ſie der Froſt gehärtet,
Verrichtet er Geſchäffte——
Er taucht ſich in die Glut, und fährt
Auf kräuſelndem Gewölk daher.

Er beſchreibt ferner in einem Liede ſeinen Zeitvertreib:

Where the bee ſucks, there ſuck J,
In a cowſhlip's bell J lie;
There J couch when owls do cry,
On the bats bak J do fly,
After ſun-ſet merrily;
Merrily, merrily, ſhal J live now,
Under the bloſſom that hangs on the bough.

Das iſt:

Ich ſauge, wo die Biene ſaugt,
Und in der Schlüſſelblume Glöckchen
Verweil ich, wenn die Eulen ſchrein.
Und flieg nach Sommer Unterhalt

Auf einer Fledermaus Rücken
Lustig mit ihr fort.
Lustig, lustig will ich nunmehr leben,
Unter Blüthen, die am Aste hangen.

„Wie reich an wilder Imagination, setzt unser Autor „hinzu, und zugleich wie angemessen ist folgende Be„schreibung von den Geschäfften der Feen in Midsu„mers-Night-Dream:

—— 'fore the third part of a minute, hence;
Some to kill cankers in the musc-rose buds;
Some war with rear-mice for their leathern wings,
To make my small elves coats; and some keep back
The clamorous owl, that nightly hoots and wonders
At our queint spirits. ——

Das ist:

—— Eh noch ein drittel Augenblick vergeht,
So tödtet ihr die Raupen in den Rosenknospen;
Ihr raubt den Fledermäusen lederharte Schwingen,
Macht meinen kleinen Nachtgespenstern Kleider.
Ihr wehrt der Eule, daß sie nicht verwundernd schreye,
Und lärme, wenn ein schön Gespenst erscheint. ——

„Wenn man aber zugiebt, sagt unser Kunstrichter, „daß Shakespar diesen erdichteten Personen am „ersten gewisse Verrichtungen angewiesen; so kann „man auch nicht leugnen, daß Pöpe durch die Ver„bindung der allerfeinsten Satyre mit der lebhafte„sten Imagination in folgender Stelle alles, was „man im Shakespear oder sonst in irgend einem „Schriftsteller findet, übertroffen.„

Our humbler province is to tend the fair,
Not a leſs pleaſing, though leſs glorius care;
To ſave the powder from too rough a gale,
Nor let th' impriſon'd eſſences exhale;
To draw freſh colours from the vernal flow'rs;
To ſteal from rainbow's e'er they drop in ſhow'rs,
A brighter waſh; to curl their waving hairs,
Aſſiſt their blushes, and inſpire their airs;
Nay oft, in dreams invention we beſtow,
To change a flounce, or adda furbelow.

Cant. 2. v. 91.

Das iſt:

Uns traf die niedre Pflicht die Schönen zu bedienen,
Ein anmuthsvoller Dienſt, obſchon ſo ruhmlich nicht.
Wir ſchützen vor den Wind den Puder ihres Haars
Und den verflüchtigten Eſſenzen Duft
Wir ſtreifen Farben ab von friſchen Frühlingsblumen,
Und ſammeln Schminke ein vom Glanz des Regenbogens,
Eh er in Tropfen fließt. Der lockt der Nymphe Haar,
Der giebt ihr Mienen ein, der hilft ihr oft reizen,
Und der leiht ihr im Traum erfindungsreichen Witz,
Ein Band hinzu zu thun, ein Schleifchen zu verändern.

Addiſons berühmter Scherz über die Fiſchbeinröcke, fährt unſer Verfaſſer fort, iſt mit folgender Beſchreibung nicht zu vergleichen, in welcher die Schwierigkeit angedeutet wird, einen Theil der Kleidung zu bewachen, der ſo wichtig iſt:

To fifty choſen ſylphs, of ſpecial note,
We truſt th' important charge, the *petticoat*;
Oft have we known that ſeven-fold fence to fail,
Though ſtiff with hoops, and arm'd with ribs of whale;

Form a strong line about the silver bound,
And guard the wide circumference around.

Cant. 2. v. 117.

Das iſt:

Der wohlgeprüften Treu, von fünfzig edlen Sylphen,
Will ich die ſchwere Hut des Unterrocks vertraun.
Nicht immer widerſteht die ſiebenfache Wehr
Von Reifen ausgeſteift, mit Wallfiſchbein bewaffnet,
Dem allzuſchlauen Feind. Schließt einen engen Kreis
Um den verbrämten Saum, und ſchützt das weite Rund.

„Ridet hoc, inquam, Venus ipſa; rident
„Simplices Nymphæ, ferus & Cupido!

Unſer Kunſtrichter betrachtet in der Folge die ganze Anlage des komiſchen Heldengedichts, führt verſchiedene Stellen mit großen Lobeserhebungen an, und kömmt endlich auf die große Kataſtrophe des Gedichts, in welcher die ſo ſchätzbare Locke vergebens geſucht wird. Sie iſt unwiederbringlich verloren! "Dieſe „Entwickelung, ſagt er, wie ſie ein pedantiſcher Schüler des Boſſu nennen möchte, iſt vortrefflich angelegt. Was iſt aus der wichtigen Locke geworden? „Sie iſt mit der Locke der Berenice, die Callimachus ſo berühmt gemacht, unter die Sterne verſetzt „worden. Indem ſie in die Höhe ſteigt, ſehen ihr „die Sylphen zärtlich nach, und verfolgen ihren Flug „durch die Himmel. Man kann die Kunſt des Dichters nicht genug rühmen, daß er die Maſchinen des „Gedichts ſeinen Leſern bis am Ende beſtändig vor

„den Augen hält. Sogar nachdem sie verwandelt „worden, wird der Sylphen, die sie so sorgfältig be„wacht, nochmals erwähnt. Der Dichter läßt sie „sich zuletzt noch über diese Ehre erfreuen.

„Als ich das Pult las, setzt der Kunstrichter hin„zu, hat mich die Unschicklichkeit ungemein beschäf„tet, mit welcher Boileau ein so possierliches Ge„dicht so ernsthaft beschließt. Die Frömmigkeit „und die Gerechtigkeit sind allzu ehrwürdige Wesen, „als daß sie sich um einen Chorpult bekümmern soll„ten. Sie erscheinen so sehr zur Unzeit, und am un„rechten Orte, als wenn man den Erzbischoff von „Paris in seinem hohenpriesterlichen Gewande (pon„tifical robes) eine Arlequinsrolle spielen läßt.„

Zum Beschlusse sagt unser Kunstrichter: „Ich „hoffe, man wird es für keine entehrende Lobes„erhebung halten, wenn ich sage, daß der Locken„raub die beste Satyre sey, die man hat, daß sie „eine wahre und lebhafte Schilderung der angenom„mensten enthalte, und daß unter allen großen komi„schen Heldengedichten der Vorwurf zu diesem am „vortrefflichsten gewählt und mit der größten Kunst „ausgeführet sey. Pope erscheinet hier in dem Lichte „eines galanten Mannes, der die Welt vollkommen „kennet. Er hat in der That in seinem ganzen Be„tragen nichts von der gesuchten Singularität, die

„ſo nützliche Gut Kopfe vor Verachtung aufgeſetzt,
„und von den eingeführten Geſetzen der Höflichkeit
„und des bürgerlichen Lebens abgeführt hat —
„Wenn einige unter den beſcheidenſten franzöſiſchen
„Kunſtrichtern nun endlich zu erkennen anfangen,
„daß ſie nichts hervorgebracht haben, welches an
„Erhabenheit und Majeſtät dem verlohrnen Pa-
„radieſe gleich zu ſchätzen wäre; ſo können wir unſe-
„rer Seits getroſt behaupten, daß ſie nichts hervor-
„gebracht, welches an Delikateſſe, Zierlichkeit und
„feinem Scherze dem Lockenraube beykommt, ob
„ſie ſich gleich auf dieſe Eigenſchaften ſehr viel zu gute
„thun. In dieſem Werke entdecket Pope vornehm-
„lich das ein Dichter. Er hat mehr Imagination
„darinn gezeigt, als in allen ſeinen übrigen Schrif-
„ten zuſammen genommen. Man muß indeſſen nicht
„vergeſſen, daß er nicht der erſte Schöpfer dieſer ſchö-
„nen Maſchinen war, in Verachtung welcher man
„ihm Imagination zuſchreibt. Er hat ſie als wirk-
„lich vorhandene Dinge angetroffen; aber er hat ſich
„ihrer mit vieler Kunſt und Beurtheilungskraft
„zu bedienen gewußt. — Man muß ſich zu erin-
„nern wiſſen, daß unſer Schriftſteller geſagt, Pope
„habe nichts als die Namen ſeiner Maſchinen aus dem
„franzöſiſchen Buche Le Comte de Gabalis entlehnt,
„und alſo geleugnet, daß dieſelben eine Aehnlichkeit zu

seyn, von dem einmal gefällten Urtheile nicht abzugehen, wenn er sich bemühet, Popens Verdienste als Erfinder und schöpferischer Geist, so viel er kann, zu verringern. Die angeführten Stellen aus dem Shakespear scheinen aus eben der Absicht fast bey den Haaren hergezogen zu seyn, um nur zu zeigen, daß auch die Eigenschaften, welche Pope seinen Geistern beylegt, nicht völlig von seiner Erfindung seyn. Indessen ist die Aehnlichkeit allzu geringe, Popen deswegen das Recht der Erfindung abzusprechen, und sein ganzes Verdienst in Kunst und Beurtheilungskraft zu setzen.

Der fünfte Abschnitt, von der Elegie zum Andenken eines unglücklichen Frauenzimmers, dem Prologus zum Cato, und dem Epilogus zu dem Trauerspiel Jane Shore.

„Die Elegie, welche dem Dichter aus dem Herzen kam, sagt unser Kunstrichter, ist zärtlicher und „pathetischer, als irgend ein Gedicht von Popen. „Wir wissen die Geschichte dieses Frauenzimmers „und die Folge von Unglücksfällen nicht, die endlich „zu der melancholischen Katastrophe Anlaß gegeben, „auf welche im Anfange der Elegie gezielet wird. „Man sagt, es sey eben dieselbe Person, an welche „der Herzog von Buckingham einige Zeilen gerichtet, mit den Worten: „An ein Frauenzimmer, das

„entſchloſſen war, ſich ins Kloſter zu begeben. Auf „dieſen Entſchluß ſcheinet Pope zu zielen, wenn er „in einem von ſeinen Briefen, der vermuthlich an „eben dieſelbe Perſon gerichtet war, ſaget: „Wenn „Sie entſchloſſen ſind, der Welt aus Rache das Bey„ſpiel zu rauben, das Sie hineingebracht haben; ſo „dünkt mich, Ihr Entſchluß ſey vergeblich. Im „Kloſter ſelbſt können die andächtigen Beſchäftigun„gen Sie der künftigen Welt nicht ſo nahe bringen, „daß die gegenwärtige Sie völlig aus dem Geſichte „verlieren ſollte. Sie würden vielmehr einem Sterne „gleichen, der am Himmel befeſtigt iſt, und die ganze „Erde beſcheinet. Was die Vorſehung auch mit dem „würdigſten Geſchöpfe, das ich kenne, beſchloſſen; „ſo werde ich Ihnen allezeit mit meinen aufrichtig„ſten Wünſchen folgen; meine beſte Gedanken wer„den ſich allezeit beſchäfftigen, wenn Sie auch nie„mals von mir oder von ihnen etwas hören ſollten. „Ihr eigener Schutzengel kann nicht beſtändiger und „verſchwiegener ſeyn.„

Die Elegie, fährt unſer Kunſtrichter fort, fängt ſich plötzlich, ohne Eingang, mit einem ſtarken Bilde an. Der Dichter bildet ſich ein, unvermuthet den abgeſchiedenen Geiſt ſeiner Freundinn zu erblicken:

What beck'ning ghoſt along the moonlight ſhade,
Invites my ſteps, and points to yonder glade?

Tis she! —— but why that bleeding bosom gor'd,
Why dimly gleams the visionary sword?

Das ist:

Was winket für ein Geist, dort in des Mondes Schatten,
Und zeigt mir seinen Platz, wohin ich folgen soll?
Sie ists! — jedoch was rinnt für Blut aus ihrem Busen?
Was schimmert wie ein Schwerdt, so dunkel vor den Augen?

„Diese Frage macht den Leser unruhig; und hat einige Aehnlichkeit mit dem lebhaften und rührenden Gemählde in dem Propheten Jesajas, welches er so kräftig und nachdrücklich beschreibt, daß man glaubt, den Gegenstand mit Augen zu sehen. Wer ist der, der von Edom kömmt, mit röthlichen Kleidern von Bazra?*) Akenside hat eine von seinen Oden auf eben die Weise angefangen:

O fly! tis dire suspicions mien,
And meditating plagues unseen,
The sorc'ress hither bends!
Behold her torch in gall imbru'd;
Behold, her garments drop with blood
Of lovers and of friends!

Das ist:

O flieh! Es ist der hämische Verdacht!
Der Tücke sinnt, und zum Verderben wacht;
Er kömmt! der Eintracht Feind!
O sieh! wie er in Gift die Pfeile taucht!
O sieh! wie sein Gewand vom Blute raucht,
Von Bruder, Sohn und Freund!

*) C. 63. v. 1.

„Den Umſtand, daß ſie in einem fremden Lande, „entfernt von allen ihren Bekanntſchaften und Blutsverwandten, geſtorben iſt, hat der Dichter mit ungemeiner Zärtlichkeit behandelt, und ſehr gelegentlich angewendet, den Todesfall betrübter und klagenswürdiger zu machen:

No friend's complaint, no kind domestic tear, *)
Pleas'd thy pale ghost, or grac'd thy mournful hier;
By foreign hands thy dying eyes were clos'd,
By foreign hands thy decent limbs compos'd,
By foreign hands thy humble grave adorn'd.

Das iſt:

Dein blaſſer Geiſt vernahm kein freundſchaftliches Trauern;
Um deine Baare hat kein Hausgenoß geweint.
Dein ſterbend Auge ward von Fremden zugedrückt;
Von fremden Händen dir die Glieder angeſchloſſen,
Von fremden Händen dein gemeines Grab geſchmückt.

„Leſer von einiger Empfindung werden, ohne unſer „Erinnern, den Nachdruck merken, der hier in der „Wiederholung des wichtigen Beywarts fremden „liegt. —

*) Der Kunſtrichter erinnert hier in einer Note, dieſer Ausdruck habe einige Aehnlichkeit mit einem pathetiſchen Zuge in Sophokles Philoktetes, von welchem unter andern betrübten Umſtänden, die ſein Unglück ausmachten, geſagt wird, er habe kein συγγενων ομμα um ſich gehabt, v. 171 — not to be translated, ſetzt unſer Verf. hinzu.

„Vielleicht ist diese Elegie ganz unser Kunstrichter, aus der Ursache so vortrefflich gerathen, weil „eine wirkliche Begebenheit die Gelegenheit dazu war. „Es ist ein unstreitiger Satz, daß die Natur mehr „Gewalt habe, als die Phantasie; daß wir allezeit „mehr fühlen, als uns einbilden können; und daß „die allerkünstlichste Erdichtung der Wahrheit den „Vorzug lassen müsse. Als Polus, der berühmte „Schauspieler, seine Zuhörer in mehr als gewöhnliche Bewegungen setzte; so erschöpfte er, laetis & lamentabilibus vocis, indem er in wirkliches Wehklagen, und in wahre Thränen ausbrach: denn als „er die Elektra vorstellen, und über die vermeynte „Todtenurne ihres Bruders Orestes weinen sollte; so umfaßte er den wirklichen Aschenkrug seines nicht „lange vorher verstorbenen Sohnes.„ — Die besten Klagen vom Virgil und die besten Oden vom Horaz stützen sich auf wahrhafte Begebenheiten. — Die allerrührendsten Gegenstände der alten und neuern Trauerspiele beziehen sich auf eine wahre Geschichte, auf wirklich geschehene Dinge. So wie z. B. aus den ältern Zeiten, die Geschichte des Josephus, des Codrus, des trojanischen Krieges, samt allen seinen Folgen, der Virginia und der Horazier; in der neuern Geschichte, die Begebenheiten des Kö-

nigs Lears *), des Todes, von Romeo und Julien, und des Oronoko. **)

Unser Verfasser erzählet bey dieser Gelegenheit eine rührende Geschichte, deren sich der vortreffliche Dantes in seinem Inferno bedient, die wir ihrer Vortrefflichkeit halber ganz hieher setzen wollen. „Ugolino, ein florentinischer Graf, beschreibet, wie „er von dem Erzbischoffe Ruggieri mit seinen Kindern in einem Gefängnisse eingesperrt worden. Die „Stunde nahete sich, da wir hofften, man würde „uns etwas zu essen bringen. Anstatt aber einige „Speise zu erblicken, hörte ich die Thüren dieses „schrecklichen Gefängnisses fester versperren. „Ich betrachtete meine Kinder stillschweigend, und „konnte nicht weinen. Mein Herz war versteinert! „Die elenden Kinder weineten, und mein theurer „Antselmo sagte: Tu guardi sì, padre; che hai? „Du siehest uns an, Vater! was fehlet dir? „Ich konnte weder weinen, noch antworten, und „brachte diesen Tag und die folgende Nacht bis Ta„gesanbruch in stiller Herzensangst zu. Sobald der „Tag in unserm düstern Kerker zu schimmern anfieng, „und ich die vier Gesichter wieder erblickte, in

„welchen

*) Man hat ein Trauerspiel vom Shakespear hiervon.

**) Ein Trauerspiel vom Otway.

»welchen mein Bildniß eingedruckt war; ſo nagte »ich meine beyde Hände aus Wuth und Betrüb»niß. Meine Kinder, welche glaubten, ich thäte »dieſes vor Hunger, ſtanden plötzlich auf, und ſag»ten: Vater, unſere Quaalen würden erträg»licher ſeyn, wenn du deinen Hunger an uns »ſtillen wollteſt. Ich hielt mich auf, um ihr Elend »nicht zu vergrößern. Dieſen und den folgenden »Tag waren wir alle ſtumm. Quel dì, e l'altero »ſtemmo tutti muti! Grauſame Erde! warum ver»ſchlangſt du uns nicht alle zugleich? Den vierten Tag »fiel Gaddo hingeſtreckt zu meinen Füſſen; ſchrie, »padre mio, che non m'ajuti! Mein Vater! wa»rum hilfſt du mir nicht? und ſtarb. Die übri»gen drey gaben zwiſchen dem fünften und ſechsten »Tage einer nach dem andern, den Geiſt auf, ſo ver»hungert, wie du mich jetzo ſieheſt. Ich ward von »einer Blindheit überfallen, tappete mit Hän»den und Füſſen auf ſie herum, und rief ſie, »drey Tage nach ihrem Tode, noch immer bey »ihren Namen. E tre dì li chiamai poichè fur »morti; endlich überwand der Hunger meine Be»trübniß.

»Hätte man dieſe unnachahmliche Beſchreibung, »ſetzt unſer Kunſtrichter hinzu, beym Homer, bey »einem griechiſchen Trauerſpieldichter, oder beym

„Virgil angetroffen, wie viel Commentarien, wie „viel Lobsprüche würde man haben erscheinen sehen? „Was sollen wir von dem Genie sagen oder denken, „das fähig war, sie hervorzubringen?„ — —

Der Prologus zu Addisons Kato, sagt unser Autor, übertrifft alle Prologen des Dryden, der sich in dieser Art Gedichte mit Recht einen so großen Namen erworben — Die besten Bilder und Anspielungen darinn sind mit vieler Beurtheilungskraft, aus gewissen Umständen in Catos Leben, entlehnt. Folgender Zug ist so erhaben, als nur einer in dem Trauerspiele selbst seyn kann. Der Dichter erzehlt, wie Cäsars mitten im Pompe seines triumphirenden Einzuges

Shew'd Rome her Cato's figure drawn in state;
As her dead father's reverend image past,
The pomp was darken'd and the day o'ercast;
The triumph ceas'd — Tears gush from every eye,
The world's great victor pass'd unheeded by;
Her last good man dejected Rome ador'd,
And honour'd Cæsar's less, than Cato's sword.

Das ist:

Ließ Rom im Siegeszug des Catos Bildniß schauen
Das ehrenwerthe Bild des todten Bürgervaters
Gieng kaum vorbey, so ward die stolze Pracht verdunkelt,
Und der Triumph gehemmt, — Man sah nun Thränen fließen:
Der Weltbezwinger gieng nun unbemerkt vorüber;

Den letzten freyen Mann beweynt das ſchnöde Rom,
Und ehret Catos Dolch, weit mehr als Cäſars Schwerdt.

Von dem Trauerſpiele Cato ſelbſt urtheilet der Schriftſteller, es habe den damaligen Staatsunruhen den erſtaunlichen Beyfall zu verdanken, mit welchem es iſt aufgenommen worden. Er geſteht zwar, daß die Sprache in dieſem Trauerſpiele rein und körnicht ſey, auch ſonſt hohe Gedanken in demſelben vorkommen, davon ein nicht geringer Theil aus dem Lukan, Tacitus und Seneka genommen ſind. „Mich dünkt „aber, ſagt er, daß es nicht ſo ſchwer ſey, dieſe pomp„hafte römiſche Geſinnungen vorzubringen, als man „gemeiniglich glaubt. Ein einziger natürlicher Zug „iſt in meinen Augen mehr werth, als hundert Ge„danken, wie der folgende:

When vice prevails and impious men bear ſway,
The poſt of honour, is a private ſtation.

Das iſt:

Wo Laſter gilt, und Lotterbuben herrſchen,
Sind Ehrenſtellen ein gemeines Amt.

„Cato, fährt unſer Kunſtrichter fort, iſt ein ſchönes „Geſpräch von Freyheit und Liebe zum Vaterlande. „Zu einem dramatiſchen Stücke aber, oder, wie es „einige haben nehmen wollen, zum Muſter einer gu„ten Tragödie, fehlen ihm die beyden vornehmſten „Triebfedern, ohne welche kein Trauerſpiel beſte-

„hen kann, die Handlung und das Pathos. Es „mangeln ihm auch Karaktere, ob diese gleich nicht „so nothwendig sind, als die Handlung. Der ein„zige Syphax zeiget in seiner Unterredung mit dem „Juba einige Kennzeichen eines rauhen Afrikaners. „Die übrigen Reden alle können einer jeden von den „interessirten Personen in den Mund gelegt werden. — „Die Liebe des Juba zu der Marcia und des Por„tius zu der Lucia sind fehlerhafte und schmacklose „Episoden, welche die Würde der Fabel erniedrigen, „und die Einheit verderben.„ Bey dieser Gelegenheit wird die üble Gewohnheit der Neuern, in allen Trauerspielen die Liebe einzumischen, mit dem verdienten Tadel belegt, und dem Voltaire Beyfall gegeben, welcher behauptet, diese Leidenschaft müßte niemals die zweyte Stelle in einer Tragödie spielen, sondern entweder der Hauptgegenstand seyn, oder gar weg bleiben. „Phädra, Romeo, Othello „und Mariamne, heißt es, sind vielleicht die besten „Gegenstände zu Trauerspielen. Die ganze Glücks„veränderung in diesen Stücken beruhet einzig und al„lein auf dieser unglücklichen Leidenschaft, die in ih„rer Ausschweifung aufs höchste getrieben worden. „Die Griechen haben die größten Gegenstände be„handelt, die zärtlichen aber sind für das französi„sche und englische Theater. Jene erregten Schre-

„cken, auf diesen herrscht vornehmlich das Mittlei„den,„ welches der Verfasser in einer Note der Einführung der weiblichen Schauspielet und dem Ansehen, das sich das Frauenzimmer bey unsern Parterren erworben, zuschreibet.

Von dem Trauerspiele Cato kömmt unser Verf. auf die übrigen Schriften Addisons, die er mit seiner gewöhnlichen kritischen Strenge beurtheilet. Je wo wir nicht irren, so läßt er diesem großen Schriftsteller nicht alle Gerechtigkeit widerfahren, die ihm gebühret. Wir haben durchgehends bemerkt, daß er in seinem ganzen Versuche Addisons niemals ohne einige Bitterkeit gedenket. Wir möchten dieses nicht gerne einer politischen Tücke zuschreiben, davon ein Engländer selten befreyet ist. —

Der Epilogus zu dem Trauerspiele Jane Shore giebt unserm Verfasser Gelegenheit, Rowes poetischen Karakter fest zu setzen, und einige seiner Stücke zu beurtheilen. Wir können ihm unmöglich in allen seinen Nebenbetrachtungen folgen, und halten uns nur an das, was Popen angehet. „Dieser Dich„ter, erzählet er, soll einen Entwurf gemacht ha„ben, über eine Begebenheit, von welcher unsere al„ten Annalisten Meldung thun, ein Heldengedicht zu „verfertigen, über die Ankunft des Brutus, den „man für einen Abkömmling des Aeneas hält, in un-

„sere Inſel, und über die Errichtung und Feſtſetzung „der brittiſchen Monarchie. — Wird es mir aber „erlaubt ſeyn zu vermuthen, daß dieſes Vorhaben „unſerm Dichter nicht ſonderlich gelungen ſeyn wür„de? Ein ſo didaktiſches Genie würde ſchwerlich das „Erhabene und Pathetiſche hervorgebracht haben, „in welchem die ganze Kraft der Epopee beſteht. Er „würde uns ſo manche ſchöne Beſchreibungen gelie„fert, ſo manche allgemeine Karaktere ſchön geſchil„dert, aber die Wirklichkeit dieſer Gegenſtände, „und die Handlungen dieſer Karaktere nicht vor „Augen gelegt haben. Homer ſchildert eigentlich „keine Karaktere; ſondern er läßt ſie aus dem Betra„gen der Perſonen ſchließen, die er aufführet. Pope „würde mehr Raiſonement, als Einbildungskraft, „mehr politiſche Betrachtungen, als rührende natür„liche Züge, angebracht haben. Sein Gedichte wür„de der Henriade ähnlicher geweſen ſeyn, als der „Iliade, und vielleicht auch, als dem befreyeten „Jeruſalem. Wäre dieſer Plan ausgeführet wor„den; ſo hätte man vielleicht bemerkt, und auch die „Urſache davon eingeſehen, wie man in Schilderung „der neuern Lebensart, und der geheimſten Schwach„heiten und Thorheiten unſerer Zeitgenoſſen, vortreff„lich, und eben dadurch unfähig ſeyn kann, die Zei„ten des Heldenthums, und die einfältige Lebensart

„zu schildern, welche von der epischen Poesie allein angenehm beschrieben werden kann. — Man bedenke „über dieses, daß das Gedicht hat gereimt werden „sollen. Ein Umstand, der allein fähig seyn kann, „allen Enthusiasmus zu dämpfen, und unendliche „Tautologien und weitschweifige Umschreibungen zu „verursachen. Was Warburton erzählt, bestärkt „uns noch mehr in diesen Gedanken. Er sagt, Pope „habe in diesem Gedichte sehr weitläuftig von der Politik handeln, die verschiedenen Staatsverfassungen „untersuchen, und so gar verschiedene Arten des Gottesdienstes mit in Betrachtung ziehen wollen, in so „weit sie in die Gesellschaft einen Einfluß haben. „Nichts schickt sich weniger zu einem epischen Gedichte, „setzt unser Kunstrichter hinzu, als eine solche Anlage.„ Nach unserm Bedünken ist Warburton hierinnen wenig zu trauen. Dieser gelehrte Mann, dessen Geschmack nicht eben der feinste ist, hat vielleicht seinen Pope dem Homer und Virgil an die Seite zu setzen geglaubt: Denn man weiß aus seiner göttlichen Sendung Mosis, daß er so wohl in der Iliade, als in der Aeneide, nichts anders, als ein politisches System, suchte. Die beyden Dichter hatten nach seiner Meynung keine andere Absicht, als eine vollständige Politik zu hinterlassen. —

Der letzte Abschnitt handelt von den beyden Brie-

sen Sappho an Phaon und Abelard an Eloise. „Diese Art von poetischen Briefen, unter dem Na„men von erdichteten Karaktern, ist eine Erfindung „des Ovids. Sie ist der griechischen Elegie weit „vorzuziehen, indem sie zu der beweglichen Sprache, „die in jenen herrscht, noch das Dramatische hinzu„thut. Eigentlich ist sie nichts anders, als eine im „Affekte mit sich selbst gehaltene Unterredung, da das „Gemüth den heftigen Bewegungen, die es erschüt„tern, den freyen Lauf läßt. Indem aber der Aus„bruch der Leidenschaft an eine gewisse Person gerich„tet wird; so erhält das Gedichte dadurch den Grad „der Bestimmtheit und das Eigenthümliche, woran es „dem besten Selbstgespräch in einem Trauerspiele feh„let.„ — Unser Autor tadelt an den Briefen des Ovids die Einförmigkeit des Gegenstandes. Sie enthalten alle nichts, als Klagen von verlassenen Liebhabern. Sie sind ihm auch zu lang; ein Umstand, der den Dichter genöthigt hat, in Wiederhohlungen zu verfallen, und die Sentiments zu entkräften. Insbesondere bemerkt er in diesem Sendschreiben von Sappho an Phaon, daß der Dichter seiner Heldinn mehr witzige und feine Galanterien in den Mund legt, als zärtliche und rührende Sentiments, die ihrem Karakter geziemen, und ihre verliebte Empfindlichkeit so berühmt gemacht haben.

„Was kann galanter und niedlicher seyn, fragt er, „als folgendes Compliment an Phaon?„

Sume fidem & pharetram; fies manifestus Apollo:
Accedant capiti cornua; Bacchus eris.

Diese artigen Gedanken, glaubt unser Verfasser, habe man bey Verfertigung folgenden Sinngedichts, das unter den Neuern so berühmt ist, vor Augen gehabt:

Lumine Acon dextro, capta est Leonilla sinistro,
Et potis est forma vincere uterque Deus;
Blande puer, lumen quod habes, concede sorori,
Sic tu cæcus Amor, sic erit illa Venus.

Wir erinnern uns irgendwo ein ähnliches Sinngedicht von Franciscus Panigarola gelesen zu haben, welches an Naivität jenem nichts nachgiebt. Es führet die Ueberschrift: De puero armato.

Mars Venerem, Martemque Venus dum quærit uterque;
Quæsitum, viso hoc, se reperisse putat.

Die popische Uebersetzung dieses Briefes von Sappho an Phaon wird von unserm Kunstrichter gelobt. In der That hat Pope manche Stellen sehr glücklich übersetzt, und sein Original nicht selten verschönert. Es ist aber nicht zu leugnen, daß er öfters die Spitzfindigkeit des römischen Dichters mit neuen Gegensätzen vermehrt, und dadurch die Sentiments schimmernder, aber auch unnatürlicher gemacht hat. Die angeführte Stelle hat Pope beynahe in der Ueber-

setzung verdorben. Ovid läßt Sappho sagen: „Trage Köcher und Leyer; so bist du der leibhaftige „Apollo; laß Hörner aus deiner Stirne entsprossen; „so bist du Bacchus,„ und setzt epigrammatisch genug hinzu:

Et Phœbus Daphnen, & Cæcilia Bacchus inhavit,
Nec norat lyricos illa, vel illa modos.

Pope läßt den Phaon noch schöner werden, als Apollo und Bacchus,

The harp and bow would you like Phœbus bear,
A brighter Phœbus Phaon might appear;
Would you with ivy wreath your flowing hair,
Not Bacchus' self with Phaon could compare.

um nun die folgenden Verse:

Yet Phœbus lov'd and Bacchus felt the flame
One Daphne warm'd, and one the Cretan Dame.

mit den vorhergehenden zu verbinden, nimmt er seine Zuflucht zu einer sehr geschraubten Antithese:

Nymphs, that in verses no more could rival me,
Than ev'n those Gods contend in charms with thee.

Bey Gelegenheit der Sappho führt unser Autor zwey Fragmente von dieser Dichterinn an, die nicht so bekannt sind, als die beyden vortrefflichen Ueberbleibsel, deren der Zuschauer gedenkt. Sie sind kurz, aber ungemein schön und zärtlich. Das erste enthält eine lebhafte Vorstellung von der schmachtenden Unruhe und Verwirrtheit einer sehr verliebten Person. Wir müssen uns die zärtliche Dichterinn einbilden,

wie ſie ihre Mutter ernſthaft anſiehet, das Gewebe aus den Händen wirft, damit ſie ſich beſchäfftigte, und plötzlich ausruft:

Γλυκεια μητερ, ου τοι
Δυναμαι κρεκειν τον ιτυν,
Πεδα δαμειρα παιδος
Βελεεσσι δι Αφροδιτας.
Dulcis mater! non poſſum texere telam
Amore victa pueri, per acrem Venerem.

Das zweyte Fragment iſt von der beſchreibenden Gattung, und ſcheinet der Anfang einer Ode an den Abend zu ſeyn. Man findet es bey dem Demetrius Phalereus:

Εσπερε παντα φερεις,
φερεις οινον, φερεις αιγα,
φερεις μητερι παιδα.
Veſper omnia fers;
Fers vinum, fers capram,
Fers matri filiam.

Wir konnten uns nicht enthalten, dieſe beyde vortreffliche Antiquen anzuführen, ob ſie gleich eigentlich den Pope nichts angehen. Was aber unſer Verfaſſer in einer abermaligen Digreßion von dem engländiſchen Dichter Fenton und von ſeinen Schriften ſagt, dürfte unſere Leſer nicht ſehr intereßiren. Wir kommen alſo zu dem Schreiben Abelards an Eloiſe, welches das letzte Stück iſt, das unſer Autor in dieſem Bande kritiſiret.

Die Geschichte dieses unglücklichen Paars ist zur Elegie vielleicht die bequemste, die man jemals behandelt hat. Das Unglück, das sie betroffen, hat etwas besonders und ungemeines. Ihre Namen sind zwar bekannt, aber noch nicht sehr gebraucht und gemein worden. "Pope war ein vortrefflicher Verbesserer, sagt unser Kunstrichter, ob er gleich kein „sonderlicher Erfinder war. So ein schönes Gebäude er auf die kleinen Gespräche des Comte de „Gabalis aufgerichtet, eben so vortrefflich hat er die „rührenden Züge zu bearbeiten gewußt, die in Abelards und Eloisens Briefen, und in einer kleinen „französischen Geschichte von ihrem Leben und ihren „Unglücksfällen zerstreuet sind.„ — Nach einigen Anekdoten von der Gelehrsamkeit des Abelards und der Heloissa, welchen Namen Pope des Wohllauts halber in Eloise verwandelt, liefert der Verfasser einen zusammenhängenden Auszug aus diesem poetischen Briefe, in welchem er den Streit und den Tumult der Leidenschaften in der Brust dieser verliebten Heiligen deutlich aus einander setzt, und die Stellen anzeigt, welche Pope aus den lateinischen Briefen genommen und verbessert hat. Wir wollen einige meisterhafte Stellen anführen, die in diesem vortrefflichen Gedichte sehr häufig anzutreffen sind. — Es war sehr schwer in einem so melancholischen Gedichte,

von dem Unglücke, das Abelard betroffen, mit Anstand zu reden. Man sehe, wie glücklich Pope diese Schwierigkeit überwunden!

Alas! how chang'd! what sudden horrors rise!
A naked lover, bound and bleeding lies!
Where, where was Eloise? her voice, her hand,
Her ponyard had oppos'd the dire comand!
Barbarian stay! that bloody stroke restrain,
The crime was common, common be the pain.

Das ist:

Ach wie verändert! Welche Greuel! Gebunden
Und nackt wälzt der Geliebte sich in Blut.
Wo warst du Eloise? Deine Thränen,
Dein Arm, dein Dolch hätt diese Wut verhindert.
Barbar! Laß ab von diesem blutgen Streich!
Du ahndest unerhört gemeine Sünden.

"Man weiß nicht, sagt unser Kunstrichter, was „man hier am meisten rühmen soll, die lebhafte „Schilderung, das Pathetische, oder die künstliche „Züchtigkeit, mit welcher die Handlung in diesen „vortrefflichen Zeilen auf eine so versteckte Weise „vorgetragen werden.„

Nachdem Eloise eine Zeitlang von den allerentgegengesetztesten Leidenschaften, von Pflicht und Vergnügen, Reue und Leidenschaft, Andacht und Liebe wechselsweise bestürmt wird, entschließt sie sich endlich, der Religion allein Gehör zu geben, und die irdische Liebe aus ihrer Brust zu verbannen. Sie

erzählet dem Abelard eine Begebenheit, welche einen so starken Eindruck in sie gemacht, daß sie nunmehr sicher glaubt, auf ihrem Entschlusse beharren zu können. Die Scene, die sie beschreibt, erweckt Ehrfurcht. Sie lag auf einem Grabe, und glaubte in jedem leisen Winde einen Geist ihr zurufen zu hören:

Here as I watch'd the dying lamps around,
From yonder shrine I heard a hollow voice.
Come sister come (it said, or seemd to say)
Thy place is here, sad sister, come away!
Once like thyself I trembled, wept and pray'd,
Love's victim then, but now a sainted maid.

Das ist:

Ich lag beym Kirchhofe halbverloschner Lampen,
Und aus dem Heiligthum rief eine Stimme.
Komm, Schwester! (sprach sie, oder schien zu sprechen)
Betrübte Schwester, komm! Hier ist dein Ort.
Ich war, wie du, der Liebe Opfer einst,
Ich bebte, weinte, betete wie du.
Doch jetzt bin ich verklärt. — —

"Diese Scene, sagt unser Kunstrichter, würde eine "schöne Idee für den Pinsel abgeben, und verdient einen mündigen Mahler. Eloise müßte in "einer großen gothischen Kirche abgebildet werden, "über ihr Haupt eine düstere Lampe, deren dunkler "Schein der Scene nur so viel Licht giebt, als nö"thig ist, die Finsternis zu unterscheiden. Man müßt

„den Augenblick wählen, in welchem sie die Gemüther „zum ersten male wahrnimmt, und sie sich mit Ver„wunderung und Furcht umsehen lassen.

„Dieser Brief überhaupt, sagt unser Verfasser „am Ende seines Auszuges, ist eines von den aus„gearbeitesten, und gewiß das interessanteste Stück, „das jemals ist abgefaßt worden. Er macht, nebst „der Elegie zum Andenken eines unglücklichen Frauen„zimmers, das einzige Pathetische aus, das uns Pope „geliefert hat. Mich dünkt, setzt er endlich hinzu, „Pope habe den Ruhm, den er bey der Nachwelt „als Dichter behaupten wird, vornehmlich seinem „Windsor-Forest, seinem Lockenraube, und dem „Briefe Abelards an Eloise zu verdanken; denn „die Begebenheiten und Karaktere, auf welche sich „seine übrigen Schriften beziehen, werden mit der „Zeit vergessen und unbekannt werden, und diese „dadurch ihre Schönheit verlieren. Denn Witz und „Satyre sind wandelbar und vergänglich; aber „Natur und Leidenschaft dauern ewig.„ Hiermit beschließt der Autor den ersten Band.

Wir sehen der Fortsetzung dieses lehrreichen Werks mit vielem Verlangen entgegen. Der Verfasser besitzt Geschmack und Belesenheit genug, seine Kritik über die übrigen Schriften des Pope interessant zu machen, ob es gleich nicht zu leugnen ist, daß seine

Schreibart etwas weitschweifig, und sein beständiges Ausschweifen aus einer Digression in die andere öfters unangenehm wird. *)

M.

*) Zu diesen Wartonschen Versuchen über Popens Genie und Schriften erschien 1782, (London) der zweyte Theil: Nachdem der Verfasser ihn sechs und zwanzig Jahre hatte erwarten lassen. Eine ausführliche Anzeige desselben, die die Lessingische so lehrreich macht, lesen wir in der Neuen Bibl. der Künste, 30ten B. 1tes und 2tes Stück.

Geschichte

Geſchichte
der engliſchen Schaubühne.

Geſchichte
der engliſchen Schaubühne. *)
1758.

Ich will hier bloß die erſten Züge einer Geſchichte der engliſchen Schaubühne entwerfen; und bloß in der Abſicht, damit der Leſer ohngefehr wiſſe, wohin er die einzeln Theile derſelben, die ich ausführlicher berühre, zu bringen habe.

Es findet ſich eine Nachricht, die, wenn ſie, wie nicht zu zweifeln iſt, ihre Richtigkeit hat, den Urſprung des engliſchen Theaters weit früher heraus ſetzt, als man den Urſprung des Theaters irgend eines andern europäiſchen Volks angeben kann. Wilhelm Stephanides (Fitz-Stephens) ein Benediktiner zu Kanterbury, der unter der Regierung König Heinrichs des Zweyten geſchrieben, und unter der Regierung König Richards des Erſten, im Jahr 1191 geſtorben iſt, **) hat nemlich in ſeiner Deſcriptio no-

*) Theatraliſche Bibl. 4tes Stück.

**) Das Jöcherſche Gelehrten Lexikon ſagt von ihm, er lebte 1190 unter dem König von England Richardo I. Es hätte wenigſtens ſagen ſollen: er lebte noch ꝛc.

bilissimæ civitatis Londoniæ folgende Stelle: „Londonia pro spectaculis theatralibus, pro ludis scenicis, ludos habet sanctiores, repræsentationes miraculorum, quæ sancti confessores operati sunt, seu repræsentationes passionum, quibus claruit constantia Martyrum. Das ist: London hat, anstatt der theatralischen Schauspiele, weit edlere Spiele, in welchen die Wunder der heiligen Bekenner, und die Leiden der Märtyrer vorgestellet werden. Wider dieses Zeugniß eines ehrlichen Mannes, ist nichts einzuwenden; und da er von diesen Vorstellungen nicht als von einer Neuigkeit redet: (denn er beschreibt auch alle andere Arten der damals in London gewöhnlichen Zeitverkürzungen) so kann man den Anfang derselben schwerlich später, als in die Zeiten Wilhelms des Eroberers setzen.*)

Um diese Zeit aber hat noch keine einzige andere Nation, etwas einem Theater ähnliches gehabt, es wären denn die Italiäner, wenn man anders mit dem ältern Riccoboni annehmen will, daß seit dem Verfalle der Römer, sich das Theater in Italien ohne Unterbrechung fortgepflanzt habe. Und doch kann auch dieser kein so altes ausdrückliches Zeugniß

*) Dodsley in der Vorrede zu seiner Select Collection of old Plays, die er in zwölf Duodezbänden heraus gegeben.

für seine Nation aufweisen. *) Wie er denn die Stelle des Stephanides auch nicht gewußt hat, sondern eine weit neuere Nachricht, die ich nun gleich anführen will, für die älteste Spur des englischen Theaters annimmt.

Vielleicht, daß die andächtigen Vorstellungen bloßer Wunderwerke und Leidensgeschichte, nicht lange nach dem Geschmacke des englischen Pöbels waren. Wenigstens findet man ohngefehr hundert und vierzig Jahr hernach, daß man ihn mit weit lustigern Vorstellungen zu unterhalten gesucht hat. Denn unter der Regierung König Eduard des Dritten, ward durch eine Parlamentsakte verordnet, daß eine gewisse Gesellschaft von Leuten, Vagrants genannt, welche durch ganz London Maskeraden angestellt, aus der Stadt gepeitscht werden sollten, weil sie in den Trinkhäusern, und an andern Orten, wo sich das Volk versammelt, ärgerliche Dinge gespielet. **) Worinn

*) Ludwig Riccoboni in seinen Réflexions historiques & critiques sur les differens Theatres de l'Europe. Seite 4 - 14.

**) Wenn Riccoboni (in dem angezognen Werke S. 118) dieser Parlamentsakte, als der ältesten Spur des englischen Theaters gedenkt, so druckt er sich folgender massen aus: Sous le regne d'Eduard III. qui commença l'an 1015 & finit en 1038, il est rapporté, dans un Livre imprimé à Londres, (*Statutes at large &c.*) que ce saint

dieſe ärgerlichen Dinge eigentlich beſtanden, kann man nicht ſagen. *) Sie mögen aber beſtanden haben, worinn ſie wollen, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß dieſe Vagrants die erſten wahren engliſchen Komödianten waren; denn ſie verlieſſen das abergläubiſche Zeug,

---

Roi ordonna par un Arret du Parlement, *qu'une Aſſemblée &c.* Kann man einen gröbern Fehler wider die Zeitrechnung begehen? Eduard der Dritte regierte von 1327 bis 1376, und da ihn Riecoboni den heiligen König nennet, ſo iſt es offenbar, daß er ihn mit Eduard dem Bekenner, welcher von 1042 bis 1066 regieret, oder gar mit dem heiligen Eduard dem Märtyrer, muß vermengt haben.

*) Vielleicht waren ſie derjenigen Art von Schauſpieler nicht unähnlich, die in nachfolgenden Zeiten Mummers genannt wurden, und in einer altväteriſchen Kleidung das Land durchzogen, tanzten und allerhand Gebehrden und Poſſen machden. Es finden ſich dergleichen Mummers noch bis jetzt in England; in dem fünfzehnten Jahrhundert aber waren ſie ſo gemein, und hielten das Volk ſo ſehr von ſeinen Geſchäften ab, daß ſie der menſchlichen Geſellſchaft ſehr ſchädlich wurden. Denn da ſie beſtändig verkleidet und maskirt einhergiengen, ſo waren ſie an vielen lüderlichen Streichen Schuld, und fiengen Unordnungen an, die mit der Zeit ſo arg wurden, daß in dem dritten Jahre der Regierung Königs Heinrichs des Achten 1512, eine Parlamentsakte wider dieſe Mummers gemacht wurde, durch welche auf jede Maske die verkauft, oder in einem Hauſe gefunden werden würde, eine Geldſtrafe von 20 Schillings (beynahe 6 Reichsthaler) gelegt ward.

und gaben sich mit Satyre und Nachahmung der Sitten ab. Ohne Zweifel zwar mit der gröbsten Satyre und mit der plumbsten Nachahmung der allergrößten Sitten, die nichts weniger als bessern kann; doch dieses konnte im Anfange, zu den damaligen Zeiten, nicht wohl anders seyn, und man hätte sie folglich nicht so wohl ganz unterdrücken, als nur einschränken sollen.

Nach einer so scharfen Ahndung aber mußte sich alles, was einem Schauspiele ähnlich sahe, aufs neue unter den Mantel der Religion verbergen, und man sahe wieder nichts als Mysteries vorstellen. Im Jahr 1378 überreichten die Collegen der St. Paulsschule dem K. Richard dem Zweyten eine Bittschrift, und baten darinn "daß gewissen unerfahrnen Leuten Einhalt geschehen möchte, welche sich unterfangen „hätten, die Geschichte des alten Testaments vorzustellen; weil es zu der Kläger Nachtheile geschehe, „als welche sich in große Kosten gesetzt, um dieselben zur Weihnachtzeit öffentlich zu spielen.„ Hieraus sieht man, daß die Kollegen der St. Paulsschule damals schon gewissermaaßen im Besitz waren, dergleichen Mysteries aufzuführen, und daß sie es für Geld thaten. Wenn man also auch nur diesen Zeitpunkt als den ersten des englischen Theaters annehmen wollte, so würde man es doch noch für

erzählet dem Abelard eine Begebenheit, welche einen so starken Eindruck in sie gemacht, daß sie nunmehr sicher glaubt, auf ihrem Entschlusse beharren zu können. Die Scene, die sie beschreibt, erweckt Ehrfurcht. Sie lag auf einem Grabe, und glaubte in jedem leisen Winde einen Geist ihr zurufen zu hören:

Here as I watch'd the dying lamps around,
From yonder shrine I heard a hollow voice.
Come sister come (it said, or seemd to say)
Thy place is here, sad sister, come away!
Once like thyself I trembled, wept and pray'd,
Love's victim then, but now a sainted maid.

Das ist:

Ich lag beym Schimmer halbverloschner Lampen,
Und aus dem Heiligthum rief eine Stimme.
Komm, Schwester! (sprach sie, oder schien zu sprechen)
Betrübte Schwester, komm! Hier ist dein Ort.
Ich war, wie du, der Liebe Opfer einst,
Ich bebte, weinte, betete wie du.
Doch jetzt bin ich verklärt. — —

"Diese Scene, sagt unser Kunstrichter, würde eine „schöne Idee für den Pinsel abgeben, und verdient einen würdigen Mahler. Heloise müßte in „einer großen gothischen Kirche abgebildet werden, „über ihr Haupt eine düstere Lampe, deren dunkler „Schein der Scene nur so viel Licht giebt, als nö„thig ist, die Finsterniß zu unterscheiden. Man müßt

„den Augenblick wählen, in welchem sie die Gemüther „zum ersten male wahrnimmt, und sie sich mit Ver„wunderung und Furcht nähern lassen.

„Dieser Brief überhaupt, sagt unser Verfasser „am Ende seines Auszuges, ist eines von den aus„gearbeitesten, und gewiß das interessanteste Stück, „das jemals ist abgefaßt worden. Er macht, nebst „der Elegie zum Andenken eines unglücklichen Frauen„zimmers, das einzige Pathetische auch, das uns Pope „geliefert hat. Mich dünkt, setzt er endlich hinzu, „Pope habe den Ruhm, den er bey der Nachwelt „als Dichter behaupten wird, vornehmlich seinem „Windsor-Forest, seinem Lockenraube, und dem „Briefe Abelards an Eloise zu verdanken; denn „die Begebenheiten und Karaktere, auf welche sich „seine übrigen Schriften beziehen, werden mit der „Zeit vergessen und unbekannt werden, und diese „dadurch ihre Schönheit verlieren. Denn Witz und „Satyre sind wandelbar und vergänglich; aber „Natur und Leidenschaft dauern ewig.„ Hiermit beschließt der Autor den ersten Band.

Wir sehen der Fortsetzung dieses lehrreichen Werks mit vielem Verlangen entgegen. Der Verfasser besitzt Geschmack und Belesenheit genug, seine Kritik über die übrigen Schriften des Pope interessant zu machen, ob es gleich nicht zu leugnen ist, daß seine

Schreibart etwas weitschweifig, und sein beständiges Ausschweifen aus einer Digression in die andere öfters unangenehm wird. *)

M.

*) Zu diesen Wartonschen Versuchen über Popens Genie und Schriften erschien 1782, (London) der zweyte Theil: Nachdem der Verfasser ihn sechs und zwanzig Jahre hatte erwarten lassen. Eine ausführliche Anzeige desselben, die die Leßingische so lehrreich macht, lesen wir in der Neuen Bibl. der Künste, 30ten B. 1tes und 2tes Stück.

Geschichte

Geſchichte
der engliſchen Schaubühne.

[illegible]

Geſchichte
der engliſchen Schaubühne. *)
1758.

Ich will hier bloß die erſten Züge einer Geſchichte der engliſchen Schaubühne entwerfen; und bloß in der Abſicht, damit der Leſer ohngefehr wiſſe, wohin er die einzeln Theile derſelben, die ich ausführlicher berühre, zu bringen habe.

Es findet ſich eine Nachricht, die, wenn ſie, wie nicht zu zweifeln iſt, ihre Richtigkeit hat, den Urſprung des engliſchen Theaters weit früher heraus ſetzt, als man den Urſprung des Theaters irgend eines andern europäiſchen Volks angeben kann. Wilhelm Stephanides (Fitz-Stephens) ein Benediktiner zu Kanterbury, der unter der Regierung König Heinrichs des Zweyten geſchrieben, und unter der Regierung König Richards des Erſten, im Jahr 1191 geſtorben iſt, **) hat nemlich in ſeiner Deſcriptio no-

*) Theatraliſche Bibl. 4tes Stück.

**) Das Jöcherſche Gelehrten Lexikon ſagt von ihm, er lebte 1190 unter dem König von England Richards I. Es hätte wenigſtens ſagen ſollen: er lebte noch ꝛc.

bilissimæ civitatis Londoniæ folgende Stelle: Londonia pro spectaculis theatralibus, pro ludis scenicis, ludos habet sanctiores, repræsentationes miraculorum, quæ sancti confessores operati sunt, seu repræsentationes passionum, quibus claruit constantia Martyrum. Das ist: London hat, anstatt der theatralischen Schauspiele, weit edlere Spiele, in welchen die Wunder der heiligen Bekenner, und die Leiden der Märtyrer vorgestellet werden. Wider dieses Zeugniß eines ehrlichen Mannes, ist nichts einzuwenden; und da er von diesen Vorstellungen nicht als von einer Neuigkeit redet: (denn er beschreibt auch alle andere Arten der damals in London gewöhnlichen Zeitverkürzungen) so kann man den Anfang derselben schwerlich später, als in die Zeiten Wilhelms des Eroberers setzen.*)

Um diese Zeit aber hat noch keine einzige andere Nation, etwas einem Theater ähnliches gehabt, es wären denn die Italiäner, wenn man anders mit dem ältern Riccoboni annehmen will, daß seit dem Verfalle der Römer, sich das Theater in Italien ohne Unterbrechung fortgepflanzt habe. Und doch kann auch dieser kein so altes ausdrückliches Zeugniß

*) Dodsley in der Vorrede zu seiner Select Collection of old Plays, die er in zwölf Duodezbänden heraus gegeben.

für seine Nation aufweisen. *) Wie er denn die Stelle des Stephanides auch nicht gewußt hat, sondern eine weit neuere Nachricht, die ich nun gleich anführen will, für die älteste Spur des englischen Theaters annimmt.

Vielleicht, daß die andächtigen Vorstellungen blosser Wunderwerke und Leidensgeschichte, nicht lange nach dem Geschmacke des englischen Pöbels waren. Wenigstens findet man ohngefehr hundert und vierzig Jahr hernach, daß man ihn mit weit lustigern Vorstellungen zu unterhalten gesucht hat. Denn unter der Regierung König Eduard des Dritten, ward durch eine Parlamentsakte verordnet, daß eine gewisse Gesellschaft von Leuten, Vagrants genannt, welche durch ganz London Maskeraden angestellt, aus der Stadt gepeitscht werden sollten, weil sie in den Trinkhäusern, und an andern Orten, wo sich das Volk versammelt, ärgerliche Dinge gespielet. **) Worinn

*) Ludwig Riccoboni in seinen Réflexions historiques & critiques sur les differens Theatres de l'Europe. Seite 4 - 14.

**) Wenn Riccoboni (in dem angezognen Werke S. 118) dieser Parlamentsakte, als der ältesten Spur des englischen Theaters gedenkt, so druckt er sich folgender massen aus: Sous le regne d'Eduard III. qui commença l'an 1015 & finit en 1038, il est rapporté, dans un Livre imprimé à Londres, (*Statutes at large &c.*) que ce saint

diese ärgerlichen Dinge eigentlich bestanden, kann man nicht sagen. *) Sie mögen aber bestanden haben, worinn sie wollen, so ist doch so viel gewiß, daß diese Vagrants die ersten wahren englischen Komödianten waren; denn sie verliessen das abergläubische Zeug,

---

Roi ordonna par un Arret du Parlement, *qu'une Assemblée &c.* Kann man einen gröbern Fehler wider die Zeitrechnung begehen? Eduard der Dritte regierte von 1327 bis 1376, und da ihn Riccoboni den heiligen König nennet, so ist es offenbar, daß er ihn mit Eduard dem Bekenner, welcher von 1042 bis 1066 regieret, oder gar mit dem heiligen Eduard dem Märtyrer, muß vermengt haben.

*) Vielleicht waren sie derjenigen Art von Schauspieler nicht unähnlich, die in nachfolgenden Zeiten Mummers genannt wurden, und in einer altväterischen Kleidung das Land durchzogen, tanzten und allerhand Gebehrden und Possen machten. Es finden sich dergleichen Mummers noch bis jetzt in England; in dem fünfzehnten Jahrhundert aber waren sie so gemein, und hielten das Volk so sehr von seinen Geschäften ab, daß sie der menschlichen Gesellschaft sehr schädlich wurden. Denn da sie beständig verkleidet und maskirt einhergiengen, so waren sie an vielen lüderlichen Streichen Schuld, und fiengen Unordnungen an, die mit der Zeit so arg wurden, daß in dem dritten Jahre der Regierung König Heinrichs des Achten 1512, eine Parlamentsakte wider diese Mummers gemacht wurde, durch welche auf jede Maske die verkauft, oder in einem Hause gefunden werden würde, eine Geldstrafe von 20 Schillings (beynahe 6 Reichsthaler) gelegt ward.

und gaben sich mit Satyre und Nachahmung der Sitten ab. Ohne Zweifel zwar mit der gröbsten Satyre und mit der plumbsten Nachahmung der allergrerlichsten Sitten, die nichts weniger als besserm kann; doch dieses konnte im Anfange, zu den damaligen Zeiten, nicht wohl anders seyn, und man hätte sie folglich nicht so wohl ganz unterdrücken, als nur einschränken sollen.

Nach einer so scharfen Ahndung aber mußte sich alles, was einem Schauspiele ähnlich sahe, aufs neue unter den Mantel der Religion verbergen, und man sahe wieder nichts als Mysteries vorstellen. Im Jahr 1378 überreichten die Collegen der St. Pauls-Schule dem K. Richard dem Zweyten eine Bittschrift, und baten darinn "daß gewissen unerfahrnen Leuten Ein„halt geschehen möchte, welche sich unterfangen „hätten, die Geschichte des alten Testaments vorzu„stellen; weil es zu der Kläger Nachtheile geschehe, „als welche sich in große Kosten gesetzt, um die„selben zur Weihnachtzeit öffentlich zu spielen.„ Hieraus sieht man, daß die Kollegen der St. Pauls-schule damals schon gewissermaaßen im Besitz waren, dergleichen Mysteries aufzuführen, und daß sie es für Geld thaten. Wenn man also auch nur diesen Zeitpunkt als den ersten des englischen Theaters annehmen wollte, so würde man es doch noch für

älter als das franzöſiſche erkennen müſſen; denn es iſt gewiß, daß die Franzoſen mit den heiligen Vorſtellungen der Brüdern der Paßion, höher nicht als bis 1398 hinaus gehen können.

Unter der Regierung Heinrichs des vierten, und zwar in dem eilften Jahre derſelben, (1409) wurde von den Londonſchen Kirchendienern (Parish-Clerks) ein Schauſpiel von Erſchaffung der Welt aufgeführt, welches ganzer acht Tage währte, und bey welchem der gröſte Theil des engliſchen hohen und niedrigen Adels zugegen war. *) Von Erſchaffung der Welt kann es wohl ſchwerlich allein gehandelt haben; und man vermuthet daher, **) daß es vielleicht dasjenige Schauſpiel geweſen ſey, von welchem in der Cottonianſchen Bibliothek noch bis jetzt eine Handſchrift aufbewahrt wird. Sie findet ſich in dem gedruckten Bücherverzeichniße derſelben, S. 113. unter folgender Aufſchrift: Schauſpiele in altem engliſchen Sylbenmaaße h. e. Dramata ſacra, in quibus exhibentur hiſtoriæ veteris & novi Teſtamenti, introductis quaſi in ſcenam perſonis illic memoratis,

*) Stow's Survey of London.

**) Man ſehe den Dialogue on Plays and Players, welchen Dodsley ſeiner Sammlung beygefügt, und der bey Gelegenheit der Collierſchen Streitigkeit abgefaßt worden. S. 19.

quas secum invicem colloquentes pro ingenio fingit poeta. Videntur olim coram populo, sive ad instruendum, sive ad placendum, a fratribus mendicantibus repræsentata. Nach dem Zuge der Buchstaben und der Sprache zu urtheilen, scheint das Buch wenigstens drey hundert Jahr alt zu seyn. Es fängt mit einem allgemeinen Prologo an, in welchem der Inhalt von vierzig nachstehenden Pageants, das ist: von so viel verschiedenen Akten oder Aufzügen, kürzlich erzehlt wird. Sie stellen die Geschichte beyder Testamente, von Erschaffung der Welt bis auf die Erwehlung des h. Matthias zum Apostel vor. Die Begebenheiten des neuen Testaments, z. E. die Verkündigung, die Geburth, die Heimsuchung ꝛc. sind am weitläuftigsten ausgeführt; vor allen aber ist die Paßion, die Auferstehung, die Himmelfahrt, und die Erwehlung des h. Matthias sehr umständlich mitgenommen. "Der Styl, sagt ein englischer Schriftsteller, *) in „welchem alle diese Dinge vorgetragen werden, scheint „jetzt sehr gemein, und weit unter der Würde des In„halts zu seyn. Doch der damalige Geschmack war „so eckel noch nicht, und die aufrichtigen Alten wa„ren sehr leicht einzunehmen, daß sie von allen auf „das beste und liebreichste urtheilten.„

*) Der Verfasser des angezogenen Dialogue &c. S. 20.

Daß aber London damals nicht einzig und allein dergleichen Vorstellungen hatte, daß auch die Provinzen damit versehen waren, und daß man da vielleicht eine Menge ärgerlicher und schändlicher Dinge damit verband, erhellet aus einer Parlamentsakte vom vierten Jahre der Regierung Heinrichs des Vierten, in welcher gewisser Wastors, Master-Rimours, Minstrels (Spielleute) und andrer Vagabunden, die sich in die Landschaft Wales eingeschlichen hatten, gedacht und befohlen wird, daß es durchaus keinen von diesem Gesindel ferner vergönnt seyn soll, Commoiths und Versammlungen daselbst anzustellen. Man kann nicht sagen, was diese Master-Rimours, die der Landschaft Wales insbesondere so beschwerlich fielen, eigentlich für Leute gewesen sind; eben so schwer ist es auch zu bestimmen, was man sich für einen Begriff von ihren angestellten Commoiths zu machen habe. Die Grafschaften in Wales *). werden in Bezirke von hundert Dörfern eingetheilet. Ein solcher Bezirk wird auf Wallisch ein Cantred genennt; und ein Bezirk, der ohngefehr die Helfte davon, das ist: fünfzig Dörfer enthält, wird ein Commoith genannt. Die Master-Rimours bedienten sich also vielleicht die-

*) So wie die Grafschaften des übrigen Englands; wo aber dergleichen Bezirke von hundert Dörfern Hundreds genennt werden.

des Worts, wenn sie einen Platz bestimmet hatten, wo sie spielen wollten, und zehn oder zwölf englische Meilen in der Runde, (als in welchen Bezirke ohngefehr fünfzig Dörfer liegen können) davon Nachricht gaben. Daß dieses gewöhnlich gewesen, ist aus Carews Survey of Cornwall, einem Buche, welches unter der Regierung der Königin Elisabeth geschrieben worden, zu ersehen. Wenn der Verfasser von den gewöhnlichen Lustbarkeiten des Volks spricht, sagt er unter andern; "Das Guary-Miracle, wel„ches auf Englisch so viel als Miracle-Play (Wun„derspiel) bedeutet, ist eine Art eines Schauspiels „welches von einer Geschichte aus der heiligen Schrift „handelt, und auf Cornwallisch geschrieben ist. Zur „Aufführung desselben erbauen sie auf offenem Felde „ein Amphitheater, welches vierzig bis fünfzig Fuß „lang und breit zu seyn pfleget. Das Landvolk kommt „von einigen Meilen in der Runde dahin, um es zu „sehen und zu hören; denn es kommen darinn Teufel „und vielerley sinnreiche Sprüche vor, daß so wohl „das Auge als das Ohr ergötzt wird.„ — Von solcher Lauterkeit mögen nun zwar die Vorstellungen der Master-Rimours zu Heinrichs des Vierten Zeiten, wohl nicht gewesen seyn, weil man ihnen sonst schwerlich das Handwerk gelegt hätte.

Wie lange die Mysteries auf dem englischen Thea-

ter geherrscht, kann man nicht genau bestimmen; so viel ist aber gewiß, daß sie, nach einiger Zeit durch eine andere Art von Spielen verdrungen wurden, die man Moralities nennte, und welche wenigstens einen Schatten von Vernunft hatten. Die Mysteries stellten bloß eine Geschichte des alten oder neuen Testaments auf eine abgeschmackte Weise vor, aber in den Moralities war doch irgend ein kleiner Plan, eine Fabel, etwas Moral, und auch wohl etwas Dichtkunst, indem öfters die Tugenden, und Laster, und Gemüthsbewegungen ꝛc. als Personen darinn aufgeführet wurden. *) In der ersten Helfte des sechszehnten Jahrhunderts, fingen sie auch an öfters von der Religion zu handeln; denn die Religion war damals ein Hauptgegenstand, und es war kein Wunder, wenn eine jede Parthey alle Künste anwendete, um ihren Sätzen Eingang zu verschaffen. Wenn die Moralities noch jetzt in England gewöhnlich wären, so würden sie eben so fleißig von politischen Sachen handeln. Doch dauerten diese theologisch polemischen Schau-

*) Z. E. In einer alten Morality, unter dem Tittel all for Money (alles für Geld) sind unter den auftrettenden Personen auch folgende: Die Gottesgelahrheit, die Wissenschaft, die Kunst, die göttliche Ermahnung, die gottlose Hülfe, die Gelehrsamkeit mit Geld, die Gelehrsamkeit ohne Geld, Geld ohne Gelehrsamkeit, weder Geld noch Gelehrsamkeit ꝛc.

spiele eben nicht lange; denn in einer Parlamentsakte, welche im vier und zwanzigsten Jahre der Regierung König Heinrichs des Achten, zur Beförderung der gereinigtern Religion gemacht ward, ist eine Klausel befindlich, wodurch allen Rimours und Schauspielern verboten wird, in ihren Gesängen oder Stücken das geringste vorzutragen, was der einmal festgesetzten Lehre nachtheilig seyn könnte. Eine von diesen Moralities, unter dem Titel: New Custom &c.*) welche zur Vertheidigung der Reformation gemacht worden, ward unterdessen doch wieder auf das Theater gebracht; nemlich unter der Regierung der Königin Elisabeth, als sie die reformirte Religion wieder herstellte.

Nach den Moralities kamen die Interludes auf, welche kleine Stücke, ob sie gleich einem Gespräche ähnlicher sahen als einem Drama und wenig oder gar keine Handlung hatten, dennoch der wahren Komödie um einen guten Schritt näher kamen, als die vorher gewöhnlichen Spiele. Unter den Verfassern dieser Interludes ist John Heywood einer der vornehmsten. Er ward zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in London gebohren und studirte zu Oxford. Die Strenge des akademischen Lebens

*) Dodsley hat sie dem ersten Bande seiner Sammlung einverleibet.

wollte ihm aber nicht lange gefallen; er begab sich also wieder in seine Vaterstadt, wo er mit dem Thomas Morus eine vertraute Freundschaft errichtete. Er fand auch Mittel, ein Liebling König Heinrichs des Achten zu werden, der ihn wegen seines muntern Kopfs und seiner lustigen Einfälle schätzte. Unter seinen Interludes findet sich eines, in welchem er die Mönche und Ablaßkrämer lächerlich macht. Es führt den Titel: A marry Play between the Pardoner and the Frere, the Curate and Neybour Pratte, und ist im Jahr 1533 gedruckt. *) Allein er muß nach der Zeit wieder ein sehr eifriger Papist geworden seyn; denn er stand nicht allein bey der Königin Maria in großen Gnaden, sondern verließ auch sogar, nach ihrem Tode, sein Vaterland, weil er wohl sahe, daß die protestantische Parthey, unter Begünstigung der Königin Elisabeth, nunmehr die Oberhand bekommen werde. Er wandte sich nach Mecheln, wo er im Jahr 1569 starb. Er war ein guter Musikus, und hat ausser seinen Interludes, auch noch eine große Menge Epigrammata geschrieben, die aber nicht viel werth sind.

Und nun kommen wir endlich auf das erste englische Stück, welches den Namen einer Tragödie verdient. Thomas Sackville, nachher Baron von

*) Man sehe den angeführten Dialogue &c. S. 30.

Buckhurst und endlich Graf von Dorset, Großschatzmeister von England unter der Regierung der Königin Elisabeth und König Jakobs des Ersten, war der Verfasser desselben. Dieser Herr war in seiner Jugend der größte Dichter seines Landes, so wie er in seinen männlichen Jahren der größte Staatsmann desselben ward. Er war im Jahr 1526 gebohren, er studirte zu Oxford und Cambridge, und sahe Frankreich und Italien. Alle seine poetischen Werke aber hat er vor dieser Reise geschrieben, und es scheint überhaupt nicht, daß er, insbesondre zu seiner Tragödie, durch irgend ein ausländisches Muster sey ermuntert worden. Sie ward den 16ten Jenner 1561 zum erstenmal, in Gegenwart der Königin Elisabeth aufgeführt; und der Inhalt ist aus der alten englischen Geschichte genommen. Sie ward nicht sogleich gedruckt; während der Zeit aber da sich der Verfasser auf Reisen befand, machte sich ein Buchhändler seine Abwesenheit zu Nutze, und gab sie 1565 zu London in 8. sehr fehlerhaft, heraus. Nach seiner Zurückkunft besorgte er selbst eine richtigere Ausgabe unter dem Titel: Ferrex und Porrex, welchen Titel er aber in der folgenden Ausgabe änderte und das Stück Gorbodut nennte. "Gorbo„duc, König von England, theilte sein Reich, noch „bey Lebzeiten, unter seine Söhne Ferrex und Por-

„rex. Diese Söhne gerathen in Streit; der ältere „bringt den jüngern um; die Mutter, welche den „ermordeten vorzüglich liebte, tödtet den Mörder; „der König ermordet darauf die Königin; und da„mit das Theater ja gänzlich rein werde, so erregt „das Volk einen Aufstand, und schaft auch den al„ten Gorboduc aus der Welt ꝛc.„— Dieses ist die Fabel, und Blut wird auf der Scene genug vergossen. Die mechanischen Regeln der Tragödie, die Einheit der Zeit und des Orts, sind schlecht beobachtet; denn der vierte und fünfte Aufzug allein, enthalten blos eine kleine Dauer von fünfzig Jahren. Allein der Dichter hat von einer andern Seite desto größere Vorzüge; die Richtigkeit der Empfindungen, die natürliche Deutlichkeit des Styls, die leichte Harmonie des Sylbenmaaßes, ertheilen seinem Stücke jene Würde, jene Genauigkeit, die der Tragödie so wesentlich ist, und doch von fast allen nachfolgenden englischen Trauerspieldichtern, entweder so wenig verstanden, oder so sehr vernachläßiget worden. Selbst Pope machte sehr viel aus diesem ersten tragischen Versuche seiner Landsleute, und seiner Vorsorge hat man die neueste *) Ausgabe desselben zu verdanken, die zu London 1739 in 8. mit dem Leben Mylord

*) Auffer daß es Dodsley auch nachher im zweyten Bande seiner Sammlung abdrucken lassen.

lord Buckhurests und Joseph Spence, erschienen ist. Diese Ausgabe war höchst nöthig; denn das Stück war so vergessen worden, und so wenigen mehr bekannt, daß es selbst Dryden nicht muß gesehn haben, weil er es die Tragödie von der Königin Gorboduc nennt, und vorgiebt, daß sie in gereimten Versen abgefaßt sey, welches sie doch nicht ist. *) Ich will mich jetzt nicht länger dabey aufhalten, sondern nur noch diesen einzigen Umstand anführen, daß zwar Gorboduc überhaupt unserm Lord Buckhurst gehört, daß aber die ersten drey Aufzüge Thomas Norton ausgearbeitet haben soll.

Ohngefehr in eben dasselbe 1566te Jahr fällt auch die erste englische Komödie, die dieses Namens nicht ganz unwerth ist, wenigstens von den Engländern durchgängig dafür erkannt wird. Sie führt auf einer der ältesten Ausgaben, auf der von 1661 nemlich, den Titel: *Gammer Gurton's Needle*, a right pithy pleasant and merry Comedy; und zugleich wird auf diesem Titel gesagt, daß sie von einem Mr. S—Master of Arts verfertiget, und hundert Jahr vorher zu Cambridge gespielet worden. Der Inhalt ist ohngefehr dieser: „Die Frau Gammer Gurton, als „sie ihres Bedienten Hodge Beinkleider ausgebessert

*) In der Zueignungsschrift vor seinem Rival-Ladies.

„hat ihre Nadel dabey verloren, und ihre Nachbarin Dame Chot fällt bey ihr in den Verdacht, „als ob ſie ihr dieſe Nadel entwendet habe. Sie „läßt ſie ſogar durch den Pfarrer des Orts von ihr „wieder abfordern, und bey einem Haare wäre ein „gräulicher Zank darüber entſtanden. Doch Hodge „findet die Nadel noch zur rechten Zeit in ſeinen Beinkleidern, und macht der Komödie dadurch ein Ende.„ — Wie viel Komiſches in ſo einem Stücke ſeyn könne, und von welcher Gattung es ſeyn müſſe, kann man gar leicht von ſelbſt abnehmen. Dodsley hat es dem erſten Bande ſeiner Sammlung alter Luſtſpiele (S. 123 und folg.) einverleibt, und ich will hier nur noch hinzuſetzen, daß es in langen daktyliſchen Verſen geſchrieben iſt. Vierzig Jahr vorher, den 7ten May 1520, hatte man zwar bereits ein weit beſſeres Stücke auf den engliſchen Bühne geſehen, nemlich eines von den Luſtſpielen des Plautus, welches in Gegenwart des Königs aufgeführet ward: doch glaube ich nicht, daß Riccoboni *) allzuwohl daran gethan hat, von dieſem plautiniſchen Stücke die Epoche der engliſchen Komödie zu rechnen. Wenigſtens iſt die Anmerkung die er darüber macht, unrichtig: "daß „man folglich den Engländern das Vorrecht laſſen „müſſe, ihr Theater mit einem guten weltlichen Stück

*) In dem angezogenen Werk, S. 121.

„angefangen zu haben, da alle andre europäische Na„tionen das ihrige mit höchst elenden Possenspielen „angefangen hätten.„ Die Interludes, deren wir in dem vorhergehenden gedacht haben, sind der wahre Anfang der eigentlichen englischen Komödie, und nichts bessers als Possenspiele gewesen.

Die Bahn war also in beyden Arten des Drama gebrochen und die Nacheiferung, welche durch jede gebilligte Neuigkeit erweckt wird, zeigte sich bey mehr als einem der damaligen schönen Geister wirksam. Ich will einige der vornehmsten nahmhaft machen.

Richard Edwards, war zu seiner Zeit als ein guter Musikus und Dichter berühmt. Er ward 1523 geboren und studirte gegen 1547 zu Oxford in dem Christchurch Kollegio. Zu Anfange der Regierung der Königin Elisabeth, ward er ein Mitglied ihrer Kapelle und Aufseher der Kapellknaben. Man hat von ihm zwey Lustspiele, wovon das eine den Titel führt, Damon und Pythias, und vom Dodsley dem ersten Theile seiner Sammlung einverleibet worden. Aus dem Prologus erhellet, daß Edwards recht gute Begriffe von den Karakteren und den Absichten des Lustspiels gehabt hat. Auch scheinen ihm die Lehren und Muster der Alten nicht ganz unbekannt gewesen zu seyn; denn er sagt unter andern in gedachtem Prologo, weil Könige und andre hohe Per-

sonen in seinem Stücke vorkämen, so würde er wohl am besten thun, wenn er es eine Tragikomödie nennte. Dieser Zug, wie bekannt, ist von dem Vorredner zu des Plautus Amphitruo entlehnet. Das zweyte Lustspiel des Edwards heißt: Palämon und Arcite. In diesem fand die Königin Elisabeth, und die ganze Versammlung, vor der es aufgeführt ward, nichts lustiger, als ein Geschrey von Jagdhunden, welches sehr natürlich nachgeahmet ward.

John Lilly. Er war aus der Landschaft Kent, und ward in dem Marien Magdalenen Kollegio zu Oxford erzogen, wo er im Jahr 1575 den Gradum eines Magisters der freyen Künste annahm. Er machte sich sowohl durch verschiedene dramatische Stücke, als vornehmlich durch einen Roman, unter dem Titel: Euphues and his England, or the Anatomy of Wit, bekannt. Der Ausdruck in diesem Roman war ausserordentlich unnatürlich; voller Metaphern, Allusionen, Allegorien und Analogien. Und ob man schon damals weit bessere Muster der Sprache aufzuweisen hatte, vergleichen die Schriften eines Sidney und Spenser waren, so fand er doch an dem Hofe der Königin Elisabeth einen so ausserordentlichen Beyfall, daß eine Hofdame, die den Euphyes nicht lesen, und sich nach seiner Art nicht ausdrücken konnte, damals eben so wenig geachtet ward,

als jetzt eine, die nicht französisch spricht. Sechse von Lillys dramatischen Stücken sind, unter dem Titel der Hofkomödien, verschiedne Jahre nachher zusammen gedruckt worden. *). Sie heissen: Alexander und Campaspe; Endymion; Galathe; Mydas; Sappho und Phaon, und Mutter Bombie. Die erste hat Dodsley dem zweyten Band seiner Sammlung einverleibet.

Jasper Heywood. Ein Sohn des obengedachten John Heywoods; gegen 1535 zu London gebohren. Er verlies mit seinem Vater England, und trat zu St. Omer in den Jesuiterorden. Vorher als er noch in Oxford studirte, hatte er einige von den Lateinischen Trauerspielen, die unter dem Namen des Seneka angeführet werden, übersetzt; und dieserwegen gedenke ich hier seiner. Den rasenden Herkules nemlich, die Trojanerinnen und den Thyest. In den Trojanerinnen hat er verschiedene Veränderungen und Zusätze angebracht. Die Zusätze bestehen in einigen sechzig Zeilen zu Ende des Chorus nach dem ersten Aufzuge; in einer ganzen Scene zu Anfange des zweyten Aufzuges, in welcher er den Geist des Achilles erscheinen und ihn die Opferung der Polyxena verlangen läßt; desgleichen in drey Strophen, zu dem Chor nach dem zweyten Aufzuge. Die

*) London 1632. in Duodez.

Veränderungen betreffen vornehmlich den Chor des dritten Aufzuges, welcher in der Urschrift fast aus lauter Namen fremder Gegenden bestehet, und an dessen Statt er einen für seine Leser verständlichern eingeschoben hat. — Er starb 1598 zu Neapolis.

Wie die Stücke dieser und der übrigen Zeitverwandten Dichter beschaffen gewesen, kann man aus folgender Stelle des Ritters Philipp Sidney ersehen. "Unsere Trauerspiele und Lustspiele, sagt er „in seiner Vertheidigung der Dichtkunst, beob„achten weder die Regeln des Wohlstandes, noch der „Dichtkunst. Die eine Seite des Theaters ist Asien „und die andere Afrika; und dazwischen liegen „noch so viele Königreiche, daß jeder auftretende „Schauspieler es sein erstes Wort muß seyn lassen, „uns zu sagen, wer und wo er sey, weil man seine „Rede sonst unmöglich würde verstehen können. Mit „einemmal kommen drey Frauenzimmer, welche Blu„men suchen, und wir müssen glauben, daß das Thea„ter einen Garten vorstelle. Nebenher hören wir, daß „ein Schiff auf eben demselben Platze verunglückt sey; „und nun muß das Theater ein Ufer oder ein Fels „seyn. Gleich darauf erscheint in dem Hintertheile „der Schaubühne ein entsetzliches Ungeheuer, wel„ches Feuer speyet, und das Theater ist folglich eine „Höhle. Nun kommen geschwind ein halb Dutzend

„Kerle mit Schwerdtern und Schilden, die ein Kriegs-„heer vorstellen, herein gelaufen, und wir werden „gebeten, das Theater für ein Schlachtfeld zu hal-„ten ꝛc. So gehen unsere Dichter mit dem Orte um; „und mit der Zeit sind sie noch weit ausgelassener. Ge-„wöhnlicher Weise verliebt sich ein junger Prinz in „eine junge Prinzessin; nach mancherley Unglück und „Verwirrung kömmt die Prinzessin in gesegnete Um-„stände, und wird zu gehöriger Zeit von einem ge-„sunden und wohlgestalten Knaben entbunden. Die-„ser wird verlohren, findet sich wieder, wird groß, „verliebt sich, und würde vielleicht selbst wieder einen „jungen Sohn sehen, wenn nicht der Vorhang zu-„fiele ꝛc.“

Endlich ward zu Anfange des vorigen Jahrhun-derts das englische Theater auf eine weit höhere Staffel der Vollkommenheit gebracht. Shakespeare, Beaumont, Fletcher und Ben Johnson waren die großen Genies, die es zu seiner blühenden Werden bereicherten, und es auf einmal zu einem Theater machten, welches, nach dem Griechischen, für einen Kenner der schönen Wissenschaften das allerinteres-santeste ist, und dem Ansehen nach auch bleiben wird.

Von dieser Zeit an kann man die Geschichte des englischen Theaters, und die Dichter desselben, in ihren Perioden und Klassen eintheilen.

Der erſte Periode fängt an von Shakeſpear, und gehet bis zu der unglücklichen Zeit des bürgerlichen Krieges, da die Puritaner durchaus alle Schauſpiele verboten. Er beträgt einige ſünfzig Jahre.

Der zweyte Periode fängt von der Zeit der Reſtitution an, und gehet bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, da einige mehr ſeine als große Köpfe, beſonders ihrem Trauerſpiele mehr Regelmäßigkeit und Anſtand zu geben anfingen.

Der dritte Periode begreifft das letztlauffende Jahrhundert, und wie das Theater deſſelben das neue heißen kann; ſo wird man nicht unrecht den zweyten Periodum das mittlere und den erſten das alte engliſche Theater nennen können. Das älteſte folglich würde das Theater vor Shakeſpears Zeiten ſeyn; und von dieſen verlohnt es ſich kaum der Mühe mehr zu ſagen, als ich bereits geſagt habe.

Aber auch von den drey mühtigen Periodus will ich vor jetzo dem Leſer weiter nichts vorlegen, als ein chronologiſches Verzeichniß der vornehmſten Dichter derſelben, damit er ohngefehr ſehen kann, welch eine reiche Erndte hier auf uns wartet.

Erſter Periode;

oder das alte engliſche Theater.

1. William Shakeſpear; gebohren 1564 zu Stratford in der Grafſchaft Warwick. Seine erſten Stücke

ist Romeo und Juliet von 1597, und die gleich darauf folgenden Richard der Zweyte, und der Dritte. Er starb 1617 im drey und fünfzigsten Jahre seines Alters. Die erste Ausgabe seiner Werke ist von 1623 in Folio. Die vorzüglichsten von den nachherigen Ausgaben sind die Ausgabe von Rowe, von Pope, von Theobald, von Thomas Hanmer und von Warburton.

Francis Beaumont und John Fletcher. Diese zwey Fremde sind als dramatische Dichter nicht zu trennen, indem sie alle ihre Werke gemeinschaftlich verfertigten. Beaumont war gebohren 1585 und Fletcher 1576. Jener starb noch vor seinem dreyßigsten Jahre, 1615; und dieser kurz an der Pest.

Ben Johnson, gebohren 1574. Sein erstes dramatisches Werk, das er drucken ließ, war das Lustspiel Every Man in his Humour, zum ersten male aufgeführt 1598. Er starb den 16 August 1637 im drey und sechzigsten Jahre.

Thomas Heywood, lebte unter der Regierung der Königin Elisabeth und Jakobi I, und war zugleich ein Schauspieler. Er hat eine ungeheure Menge Stücke gemacht, wie er denn in der Vorrede zu einem sagt, daß das gegenwärtige das zweyhundert und zwanzigste sey, welches aus seiner

Feder geflossen, oder woran er wenigstens Theil gehabt. Es sind aber von dieser grossen Anzahl nicht mehr als vier und zwanzig übrig geblieben. Eine von diesen Tragödien: A Woman kill'd with kindness, stehet in dem vierten Bande der Dodsleyschen Sammlung.

Christoph Marlow; er studirte zu Cambridge, verließ aber die Universität gar bald, und ward ein Schauspieler, und zwar von eben der Gesellschaft von welcher Shakespear war. Er war zum Tragischenerfinden aufgelegt, und unter seinen sechs Stücken ist auch ein Doktor Faust. Seine Tragödie, Edward the second, stehet in dem vierten Bande der Dodsleyschen Sammlung. Wood legt ihm einen sehr abscheulichen Karakter bey; und sagt er sey ein öffentlicher Atheist gewesen. Von dergleichen Beschuldigungen gehet meistentheils viel ab. Sein Ende war sehr unglücklich. Er hatte sich in ein gemeines Mädchen verliebt, bey der er einen seiner Nebenbuhler in Civil antraf. Er zog seinen Degen und wollte ihn in der Wuth erstechen. Dach der Nebenbuhler sich dem Degen aus, riß ihm den Stahl aus der Hand, und verwundete ihn mit seinem eigenen Degen. Die Wunden waren tödtlich, und er starb 1591.

George Chapman, gebohren 1578. Er stu-

hierte zu Oxford und kam nachher nach London, wo er mit Shakespear, Johnson, Fletcher ꝛc. Freundschaft machte. Er war in der lateinischen und griechischen Sprache sehr erfahren, und seine Uebersetzung des Homers wird auch noch jetzt nicht ganz verachtet. Er hat verschiedne Trauerspiele und Komödien geschrieben. Aus dem Prologe seiner Komödie, All Fools, sieht man, daß zu damaliger Zeit die Standespersonen und wer sich ein guter Kunstrichter zu seyn dünkte, anstatt in den Logen zu sitzen, mit auf dem Theater saßen, wie es noch jetzt in Frankreich gebräuchlich ist. Eine andere von seinen Komödien: Two wise men, and all the rest Fools, hat sieben Aufzüge. Unter seinen Trauerspielen heißt eines: Alphonsus Emperor of Germany; in welchem er diesen Gegenkayser Richards von Kornwall, bloß seiner Nation zu schmeicheln, eine sehr abscheuliche und unglückliche Rolle spielen läßt. Sein Lustspiel: The Widow's tears, dessen Inhalt die bekannte Geschichte von der Matrone zu Ephesus ist, stehet in dem vierten Bande der Dodsleyschen Sammlung. Chapmann starb 1655.

7. William Rowley, schrieb sechs dramatische Stücke, an deren einem? The Birth of Merlin, Shakespear Theil hat. Seine beste Tragödie ist All's

ie loft by Luft. Eine von seinen Komödien: A Match at Mitnight stehet in dem sechsten Bande der Dodsleyschen Sammlung. Er lebte noch unter der Regierung Karls des ersten.

8. John Marston studierte zu Oxford und ist Verfasser von acht dramatischen Stücken, die Shakespear nach seinem Tode, der gegen 1614 muß erfolgt seyn, herausgegeben. Eines davon, The Malcontent, a Tragedy, stehet in dem vierten Bande der Dodsleyschen Sammlung. Sie ist dem Ben Johnson mit vielen Lobsprüchen zugeeignet.

9. Samuel Daniel, gebohren 1562. Er schrieb ausser seiner Geschichte von England, und vielen andern Gedichten, auch einige Tragödien, und Tragikomödien. Die ersten, namentlich Philotas und Cleopatra, hat er nach der Art der Alten, mit Chören zwischen jedem Aufzuge, verfertiget. Er ward nach dem Tode des grossen Spenser, gekrönter Poet, bey der Königin Elisabeth, und starb 1619.

10. Thomas Decker lebte unter der Regierung Jakobi I. Er ward durch die Streitigkeit, die er mit Ben Johnson bekam, berühmter als durch alle seine Werke, die in elf dramatischen Stücken, gröstentheils Lustspielen, bestehen, wovon er achte

ganz allein, drey in Gesellschaft mit Webster, und eines in Gesellschaft mit Rowley und Ford verfertiget. Unter die ersten achte gehöret The Whore of Babylon, (gedruckt zu London 1607 in Quart) worinn er, unter erdichteten Namen, die vortrefflichen Tugenden der Königin Elisabeth, und die Gefahren vorstellet, denen sie durch die glückliche Entdeckung der bösen Absichten, welche die Jesuiten und Papisten wider ihre geheiligte Person gehabt, entgangen. Desgleichen: The honnest Whore, in zwey Theilen, wovon der erste in dem dritten Bande der Dodsleyschen Sammlung zu finden. Unter die Stücke welche er in Gesellschaft mit Webstern geschrieben, gehöret Wyatt's History. Der Held dieses Stücks ist Sir Thomas Wyat aus Kent, welcher in dem ersten Jahre der Königin Maria einen Aufstand erregte, um ihre Vermählung mit Philippo von Spanien zu hintertreiben.

11. Fulk Greville, Lord Brooke; ein Herr der bey der Königin Elisabeth in großen Gnaden stand, und auch an dem Hofe Jakobs I. wichtige Stellen bekleidete. Er war ein vertrauter Freund von Ph. Sidney und Camdens großer Gönner. Er schrieb zwey Trauerspiele, Alahham, und Mustapha. Das letztere stehet in dem zweyten Bande der Dods-

leyſchen Sammlung. Er ward 1628 von einem ſeiner Bedienten, der ſich von ihm nicht genug belohnt zu ſeyn glaubte, ermordet.

12. Philipp Maßinger. Er war einer von den angeſehenſten Dichtern ſeiner Zeit; gebohren gegen 1585. Er ſtarb zu London 1640. und ward von allen Komödianten, die damals in der Stadt waren zu Grabe begleitet. Auſſer verſchiednen Stücken, die er mit Fletchern und andern in Gemeinſchaft ſchrieb, hat er deren noch vierzehn von ſeiner eignen Arbeit drucken laſſen. Vier davon: The Guardian, a comical Hiſtory; das Luſtſpiel: A new way to pay old debts; die Tragikomödie: The picture, und das Trauerſpiel: The unnaturel Combat hat Dodsley dem achten Bande ſeiner Sammlung einverleibet.

13. Thomas Randolf: gebohren 1605. Er ſtudierte zu Cambridge, und war einer von den eifrigſten Anhängern und Bewundrer Ben Johnſons. Er ſtarb 1634. Von ſeinen dramatiſchen Stücken ſtehet das Luſtſpiel: The Muſe's Looking Glaſs, welches zugleich eine Vertheidigung der Schaubühne iſt, in dem ſechſten Bande der Dodsleyſchen Sammlung.

14. William Alexander Graf von Stirling; aus einer vornehmen Schottiſchen Familie; gebohren

unter der Regierung der Königin Elisabeth und während der Minderjährigkeit Jakobs VI. von Schottland. Er stand bey dem letztern und dessen Sohne Karl dem Ersten, in großen Gnaden und bediente wichtige Aemter. Er ist Verfasser von vier dramatischen Stücken, die er Monarchische Trauerspiele nennet; nemlich, die Alexandrinische Tragödie, Crösus, Darius und Julius Cäsar. Sie sind nach dem Muster der Alten geschrieben, und haben zwischen jedem Aufzuge Chöre. Sie sind durchaus ernsthaft, und wie die Tragödien des Seneca voller Sinnsprüche; doch sind auch die sanftern und zärtlichern Leidenschaften dann und wann sehr fein bearbeitet. In der Wahl seiner Verse aber, ist der Verfasser sehr unglücklich gewesen; es sind nemlich Verse mit abwechselnden Reimen, so wie sie Pibrac, in seinen Vierversen, oder Davenant in seinem Gondibert gemacht hat.

15. John Ford, schrieb unter der Regierung Karls des Ersten, zum Theil in Gesellschaft mit Rowley und Decker. Er war zu dem Tragischen aufgelegter, als zum Komischen. Seine beste Tragödie soll seyn: 'Tis Pity she is a Whore! Schade, daß sie eine Hure ist! Ein sonderbarer Titel für ein Trauerspiel. Die unzüchtige Liebe eines Bru-

ders zu seiner Schwester, wird darinn ein wenig mit allzu lebhaften und reitzenden Farben geschildert.

16. Thomas May, war unter der Regierung der Königin Elisabeth gebohren, und lebte an dem Hofe Karls des Ersten, während welcher Zeit er drey Trauerspiele und zwey Komödien schrieb. Die beyden letztern unter dem Titel: The Heir und the old Couple sind in dem siebenden Bande der Dodsleyschen Sammlung befindlich. Weil er zugleich mit William Davenant um die Stelle des gekrönten Hofpoeten anhielt, und sie nicht bekam, ward er wider den Hof erbittert, und hieng, während dem bürgerlichen Kriege, dem Parlamente an. Er beschrieb auch die Geschichte dieses Parlaments, worinn er alle Galle eines Mißvergnügten ausschüttete. Er starb 1652.

17. Thomas Goff; gebohren gegen das Jahr 1592. Er schrieb, als er zu Oxford studierte verschiedene Tragödien; wählte aber hernach den geistlichen Stand, und schrieb Predigten, deren einige im Jahre 1624 gedruckt worden. Er starb in dem nämlichen Jahre.

18. Thomas Middleton. Er lebte unter der Regierung Karls des Ersten; und das rühmlichste was man von ihm sagen kann, ist dieses, daß er mit

Johnson

Johnson und Fletcher in Gemeinschaft gearbeitet, desgleichen auch mit Maßinger und Rowley. Seine dramatische Stücke belaufen sich auf vier und zwanzig, meistens Komödien. Eine davon: A mad World, my Masters! stehet in dem fünften Bande der Dodsleyschen Sammlung; und eine andere: The Mayor of Queenborough, in dem eilften Bande derselben.

19. John Suckling, gebohren 1613. Sein Vater war Haushofmeister bey Karl dem ersten. Er reisete, und wohnte in Deutschland einem Feldzuge unter Gustaph Adolph bey. Als er wieder nach Hause kam, war der bürgerliche Krieg ausgebrochen. Er brachte auf eigne Kosten einen Trapp Reiter, zum Dienste des Königs, zusammen, konnte aber keine großen Dinge damit verrichten, weil er im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters starb. Man hat nur vier dramatische Stücke von ihm. In Prosa wußte er sich als ein Mann von Lebensart und Witz auszudrücken; zur Poesie aber zeigte er kein sonderlich Genie.

20. William Cartwright; gebohren 1611 oder nach andern 1615. Er studierte zu Oxford, wo er verschiedne Komödien und Tragikomödien schrieb. Eine von den letztern: the Royal Slave, ward den 30ten August 1636 von den Studenten des Chriſt-

church Kollegii daselbst, in Gegenwart des Königs und der Königin mit großem Beyfall aufgeführt. Seine Komödie: the Ordinary stehet in dem zehnten Band der Dodsleyschen Sammlung. Cartwright trat hernach in den geistlichen Stand, und erwarb sich durch seine pathetische Predigten vielen Ruhm. Er starb aber sehr jung; nemlich 1643 im drey und dreyßigsten Jahr seines Alters.

21. Anthony Brewer; blühte unter der Regierung Karls des Ersten, und schrieb, ausser einer Komödie, den vor Liebe kranken König, welches für eines von den besten irregulären Trauerspielen, nach Shakespears seinen, gehalten wird. Die Geschichte ist ungemein rührend: Kanut, König von Dännemark, hat sich der Stadt Winchester, durch Verrätherey eines Einwohners, bemächtiget, und befiehlt alles über die Klinge springen zu lassen. Er kömmt voller Blutdurst in das Kloster, und schnaubet nach Mord; hier gehet ihm die Nonne Cartesmunde entgegen, und ihre Schönheit hat die Gewalt, die Wuth des tobenden Siegers zu hemmen und ihn gleichsam in einen Menschen umzuschaffen. Kanut verliebt sich in sie, und die schöne Nonne überläßt sich, nach einem langen Streite zwischen Ehre und Liebe, dem Tyrannen, und bricht ihre Klostergelübde. Die Sprache in

dieſem Stücke des Brewer iſt ſehr modern; die Verſe ſind ſo muſikaliſch, als Rowes Verſe nur immer ſeyn können, und eine Menge Stellen ſind von einer recht ſchmelzenden Zärtlichkeit. — Noch ſchreiben einige dieſem A. Brewer ein Luſtſpiel zu, unter dem Titel: Lingua, or the Combat of the Tongue and the five ſenſes, for Superiority. Es ward 1607 zuerſt gedruckt, und iſt in dem fünften Bande der Dodsleyſchen Sammlung zu finden. Ein Umſtand macht dieſes Stück merkwürdig. Als es nemlich zu Cambridge aufgeführet ward, ſpielte Oliver Cromwell, als ein junger Student, die Rolle des Gefühls darinn, und zwar mit ſo vieler Empfindung, daß ſein Ehrgeitz dabey zuerſt aufzuwachen anfieng. Folgende Stelle, wo er als ſpielende Perſon gekrönet wird, ſoll ihn unter andern ſo erhitzt haben, daß er in allem Ernſte nach einer wirklichen Krone zu trachten, ſich vorgeſetzt.

Roſes and bays, pack hence! this crown and robe
My brows, and body, circles and inveſts;
How gallantly it fits me! ſure the ſhape
Meaſured my head, that wrought this coronet.
They lie that ſay, complexion cannot change!
My blood's enobled, and i am transform'd
Unto the ſacred temper af a king.
Methinks, i hear my noble Paraſites

Stiling me Cæsar, or great Alexander,
Licking my feet &c.

22. James Schirley; ist einer von den voluminösesten dramatischen Dichtern dieses Perioden; doch gehöret er auch einigermassen mit in den folgenden. Er hatte zu Cambridge den Gradum angenommen, und war auch bereits Prediger in der Grafschaft Hertford, als er zur katholischen Religion übertrat. Er verließ also seine Pfarre, kam nach London und fieng an für das Theater zu arbeiten. Die Königin Henriette Maria, Karls des Ersten Gemahlin, erzeigte ihm viel Gnade, der er auch, bis sie in dem bürgerlichen Kriege nach Frankreich flüchten mußte, treulich anhieng. Er trat hierauf in die Dienste des Herzogs von Newkastle, William Cavendisch. Nach der Restauration wurden verschiedne von seinen Lustspielen nicht ohne Beyfall in London aufgeführt. Man kann aber nicht sagen, daß ihm Karl der Zweyte irgend eine Belohnung für seine beständige Treue gegen das Königliche Haus zufliessen lassen. Er starb in großem Elende zu London 1666. Er hat an die acht und dreyßig dramatische Stücke, meistens Komödien, geschrieben. Zwey davon, The Bird in the Cage, und The Gamster, stehen in dem neunten Band der Dodsleyschen Sammlung. Er hat ihr eine tro-

nische Zuschrift an William Prynne, dessen wir ein andermal gedenken werden, vorgesetzt.

Und dieses werden auch ziemlich die merkwürdigsten dramatischen Dichter aus diesem Perioden seyn. Einige andere will ich nur bloß nennen. Joseph Rutter, ein Zeitverwandter des Johnson, dessen tragisch-komische Pastorelle The Shepherd's Holiday, in dem siebenden Band der Dodsleyschen Sammlung vorkömmt. — William Habington, gebohren 1605 und gestorben 1654, dessen Tragikomödie: The Queen af Arragon, Dodsley seinem zehnten Bande einverleibet hat. — John Webster, dessen Tragödie: The white Devil or Vittoria Corombona, daselbst in dem dritten Bande zu finden. — Gerwase Markham, der unter der Regierung Karls des Ersten lebte, und für ihn die Waffen ergriff; er ist Verfasser eines einzigen Trauerspiels: Herod and Antipater. — Peter Hausted, ein Geistlicher der Predigten und Komödien geschrieben, gestorben 1645. — John Day, Jasper Main ꝛc.

Zweyter Periode;
oder das mittlere Theater.

1. William Davenant; gebohren 1605 zu Oxford, wo sein Vater ein Wirthshaus hielt. Er studierte daselbst in Linkols-Inn, aber nur kurze Zeit, und that sich seit 1628 mit verschiednen dramati-

schen Stücken und andern Gedichten hervor. Im Jahr 1637 ward er gekrönter Poet an Ben Johnsons Stelle. Er blieb dem König und der königlichen Familie, während dem bürgerlichen Kriege, sehr treu und ergeben, und kam darüber auch mehr als einmal in Lebensgefahr. Warum er aber die erste Stelle in diesem Perioden verdienet, ist dieses die Ursache. Da die damaligen Eiferer, deren zartes Gewissen es zwar erlaubte, das Blut ihres rechtmäßigen Regenten zu vergiessen, aber nicht, einen unschuldigen Scherz anzuhören, alle theatralische Vorstellungen verboten hatten, und nun verschiedne Jahre gar keine englische Bühne existierte: so war Davenant der erste, der auf die Wiederherstellung derselben bedacht war. Er mußte aber sehr behutsam zu Werke gehen, und vor der Hand die Musik für das Hauptwerk ausgeben. Die Stücke die er in dieser Absicht verfertigte, waren mehr Gespräche und einzelne Deklamationen, als wirkliche Tragödien und Komödien. Dieser Zwang aber fiel endlich weg, als im Jahr 1660 die königliche Familie wieder eingesetzt ward. Davenant starb den 7ten April 1668. Die Anzahl seiner dramatischen Stücke, die er so wohl vor als nach den Zeiten der Rebellion gemacht, beläuft sich ohngefehr auf zwanzig; sie sind mit seinen übri-

gen Werken, in einem Foliobande zu London 1673 zuſammen gedruckt worden.

2. Johann Dryden. Von dieſem und ſeinen ſämtlichen dramatiſchen Werken werde ich in dem folgenden dreyzehnten Artikel umſtändlich zu handeln anfangen.

3. Nathanael Lee. Er ſtudierte kurze Zeit zu Cambridge, und betrat hierauf als Schauſpieler das Theater. Man weis wenig von ſeinen Lebensumſtänden. Er ſtarb noch vor ſeinem vier und dreyßigſten Jahre, und ſchrieb eilf Tragödien. Er beſaß den göttlichen Enthuſiasmus eines Poeten, und war beſonders in dem Ausdrucke der zärtlichen Leidenſchaften glücklich. Er war einige Zeit vom Verſtande, und ſaß in Bedlam. Für ſein feinſtes und rührendſtes Stück hält man: Lucius Junius Brutus ꝛc.

4. Thomas Otwey, gebohren 1651. Er ſtudierte zu Oxford, gieng von da nach London, und wurd ein Schauſpieler, wozu er aber die größten Gaben nicht hatte. Er diente hierauf als Soldat in Flandern, kam aber in ſchlechten Umſtänden wieder zurück, und fieng an, für die Bühne zu ſchreiben. Seine Luſtſpiele ſind alle wild und unzüchtig. In ſeinen Trauerſpielen aber iſt er ſo rührend, und zeigt ſich als einen ſo großen Meiſter überhaupt der

und die Leidenschaften seiner Zuhörer, daß er unter den alten und neuen dramatischen Dichtern, nur sehr wenige seines gleichen hat. Er starb 1685 im drey und dreyßigsten Jahre seines Alters, in dem äussersten Elende; und der Verfasser des befreyten Venedigs mußte in dem großmüthigen und reichen Englande, vor seinem Ende noch betteln.

5. Thomas Shadwell; gebohren gegen 1640. Er war gekrönter Poet und starb 1692. Dryden war sein großer Feind; allein er verachtete ihn viel zu sehr. Verschiedne von seinen Komödien sind reich an Humor; und es fehlt ihnen auch nicht an ursprünglichen Karaktern. Er ahmte sonderlich Ben Johnson nach.

6. Thomas Killegrew. Er war Edelknabe bey Karl dem Ersten, und hernach Kammerjunker bey Karl dem Zweyten, mit dem er zwanzig Jahr ausser England lebte. Während dieser Zeit schrieb er neun dramatische Stücke, und zwey nach seiner Zurückkunft in London, die daselbst in einem Foliobande 1664 zusammen gedruckt worden. Ein Lustspiel davon: The Parson's Wedding stehet in dem neunten Bande der Dodsleyschen Sammlung. — Auch von einem andern Dichter dieses Namens, William Killegrew, der Karl dem Ersten sehr treu blieb, und hernach gleichfalls an

Karls des Zweyten Hofe lebte, hat man vier dramatische Stücke, die zu Oxford 1666 in Folio zusammen gedruckt worden.

7. Katharina Philips, eines Kaufmanns, John Fowles Tochter, zu London gebohren 1631. Sie übersetzte einige Trauerspiele aus dem Französischen des P. Corneille und starb im zwey und dreyßigsten Jahre ihres Alters 1664.

8. Roger Boyle Graf von Orrey; gebohren 1621. Er war einer von den größten Staatsmännern seiner Zeit, und schrieb einige Tragödien. Er starb 1679.

9. Aphra Behn; diese bekannte Dichterin ward unter der Regierung Karls des Ersten gebohren, und lebte in ihren jüngern Jahren mit ihrem Vater, Namens Johnson, in Surinam. Als sie nach London wieder zurück kam, heyrathete sie daselbst ein Kaufmann mit Namen Behn. Karl der zweyte brauchte sie in politischen Angelegenheiten. Sie hat, ausser verschiednen andern Gedichten, siebzehn Komödien geschrieben, welche in vier Duodezbänden 1724 zusammengedruckt worden. Sie starb 1689.

10. Charles Sedley; gebohren gegen 1609. Er kam nach der Restauration an den Hof Karl des Zweyten, der ihn sehr werth hielt. Er hatte viel Witz, aber eine sehr wilde Lebensart. Die Revolution

unter Jakob den zweyten, half er ſehr befördern. Er iſt Verfaſſer von drey Komödien und eben ſo vielen Trauerſpielen, die mit ſeinen übrigen Gedichten 1719. in zwey Oktavbänden zuſammen gedruckt worden.

11. George Etherege; gebohren gegen 1636. Er ſtudierte einige Zeit zu Cambridge und that eine Reiſe nach Frankreich. Seine erſte Komödie: The comical Revenge, or Love in a Tub, ward 1664 zuerſt aufgeführt, und brachte ihm die Bekanntſchaft der damals berufenen witzigen Köpfe, des Herzogs von Buckingham, des Grafen von Rocheſter, des berüchtigten Charkls Sedley, zuwege, in deren Lebensart er nicht übel einſchlug. Jakob der Zweyte ſchickte ihn als ſeinen Miniſter nach Regensburg, wo er auch geſtorben ſeyn ſoll. Er hat auſſer dem angeführten Luſtſpiele, deren nur noch zwey oder drey gemacht.

12. William Mountford; gebohren 1659. Er war ein berühmter Schauſpieler und zugleich Verfaſſer von einigen dramatiſchen Stücken, unter welchen ſich das Poſſenſpiel befindet: Dr. Faustus, with the Humours of Harlequin and Scaramouch. Er ward 1692. heimlicherweiſe umgebracht.

13. John Crown; gebohren in Neuſchottland in

Nordamerika. Er kam nach England über und erlangte als ein dramatischer Schriftsteller, an dem Hofe Karls des zweyten, nicht den kleinsten Ruhm. Er hat siebzehn Stücke für das Theater geschrieben, unter welchen die Komödie: Sir Courtly Nice, or it cannot be, für das beste gehalten wird. Er lebte noch 1705. in einen hohen Alter.

14. Thomas Betterton, einer von den größten Schauspielern, die England jemals gehabt hat. Er war gebohren 1635. und starb 1710. Er ist auch Verfasser von drey dramatischen Stücken.

15. John Banks; Verfasser von verschiednen Tragödien, die von keinem gebohrnen poetischen Genie zeugen, aber doch nicht selten Thränen erregt haben, welches besonders von seinem Grafen von Essex und Anna Bullen zu sagen ist. Er lebte noch im Jahr 1706.

16. George Farquhar; ein Irländer, gebohren 1678. Er studierte in dem Dreyfaltigkeits-Kollegio zu Dublin, betrat aber bald das Theater daselbst. Im Jahr 1696. kam er nach London, und ward aus einem Schauspieler ein komischer Schriftsteller. Seine Lustspiele haben ihren Werth, ob er gleich das Alter nicht erreichte, in welchen er eine reife und allgemeine Kenntniß der Welt hätte haben und zeigen können. Er starb nemlich noch

vor seinem dreyßigsten Jahre 1707. in sehr mißlichen Umständen.

17. Elkanah Settle; gebohren gegen 1658. Er spielte von 1685. den politischen Federfechter und war bald ein Tory und bald ein Whig. Zugleich schrieb er an die funfzehn dramatische Stücke und starb 1724.

18. Edward Ravenscraft; Verfasser von eilf dramatischen Stücken. Er war ein großer Feind von Dryden. Der Vorwurf des Plagii aber, den er diesem macht, ist ihm selbst mit größtem Rechte zu machen, indem er seine Lustspiele fast alle, aus französischen entlehnet hat, ohne sie zu verschönern, welches unter Drydens Feder doch oft geschah. Er muß gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts gestorben seyn.

19. William Wycherley; dieser große komische Dichter war gebohren 1640. Er kam sehr jung nach Frankreich, wo er die katholische Religion annahm, der er aber wieder nach seiner Zurückkunft in England entsagte. Er war auf dem Punkte bey Karl dem zweyten, der ihn sehr schätzte, ein großes Glück zu machen, als die Liebe auf einmal seine schönsten Hoffnungen zerstörte. Er starb 1715. Sein erstes Lustspiel: Love in a Wood, ist von 1672. Sein Plain-Dealer, welchen Voltaire sehr wohl

zu brauchen gewußt hat, wird für sein bestes Stück gehalten.

20. Nahum Tate; gebohren unter der Regierung Karls des zweyten. Er ward nach Shadwells Tode gekrönter Poete, und lebte bis gegen 1715. Er ist Verfasser von neun Schauspielen.

21. Thomas d'Urfey; Verfasser von ein und dreyßig aber sehr mittelmäßigen Schauspielen. Er starb 1723. in einem sehr hohen Alter. Man kennet die spaßhaften Lobeserhebungen, die der Zuschauer an verschiedenen Orten von ihm macht.

22. Peter Motteaux; ein Franzose, gebohren zu Rouen in der Normandie. Er kam nach England, und trieb in London einen ansehnlichen Handel. Er ward dabey ein englischer Schriftsteller, und schrieb verschiedne Schauspiele. Er kam 1718. im acht und funfzigsten Jahre seines Alters, ums Leben.

23. Mistreß Manley; dieses bekannte unglückliche Frauenzimmer, ist auch Verfasserin von einigen Schauspielen. Sie starb 1724.

Es finden sich noch verschiedene andere dramatische Dichter, die in diesen Perioden zwar gehören, aber weder schlecht genug, noch gut genug sind, näher gekannt zu werden; dergleichen Flecknoe, Gildon, Cotton, Dennis ꝛc.

Dritter Periode;
oder das neueste englische Theater.

Ich habe gesagt, daß ich diesen Perioden von einigen mehr feinen als großen Köpfen zu rechnen anfange, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, besonders den englischen Trauerspielen, mehr Regelmäßigkeit und Anstand zu geben bemüht waren. Ich will aber damit nicht sagen, daß alle mit ihnen zugleich lebende oder auf sie folgende dramatische Schriftsteller ihres Landes, die nehmliche Bahn betreten. Genug, daß ihr Beyspiel auf alle wenigstens so viel Einfluß gehabt zu haben scheint, um mit ihnen eine neue Klasse anfangen zu können, worüber ich mich anderwärts näher erklären werde.

1. **Nicholas Rowe.** Dieser vortreffliche Dichter ward gebohren 1673, in der Grafschaft Bedford. Sein erstes Trauerspiel: The ambitious Stepmother, schrieb er in seinem fünf und zwanzigsten Jahre. Sein Tamerlan war dasjenige, worauf er sich selbst das meiste einbildete. Dieses Stück wird jährlich den vierten und fünften November, als an den Gedächtnißtagen der Pulververschwörung und der Landung König Wilhelms III. in England, gespielet. Rowe schrieb auch ein Lustspiel, welches aber keinen Beyfall fand. Er starb den 6 December 1718.

2. Joseph Addison. Dieser ungemeine Schriftsteller verdient hier wegen seines berufenen Cato eine Stelle; ob es gleich nicht wahr ist, daß dieser Cato, wie Voltaire sagt, für die erste vernünftige (raisonnable) englische Tragödie zu halten, und ob er gleich auch bey weiten von der Vollkommenheit nicht ist, daß er vor allen andern den Deutschen so bekannt zu werden verdient hätte. Addison war gebohren 1672; und sein Cato erschien zum erstenmale 1713. Er starb 1719

3. William Congreve; gebohren gegen 1671. oder 72. Er ward in Irrland erzogen und studierte zu Dublin. Sein erstes Lustspiel: The old Batchelor kam 1693 auf das Theater. Das einzige Trauerspiel, welches er geschrieben, zeiget, daß das Tragische seine Sache ganz und gar nicht gewesen. Er hörte zeitig wieder auf für das Theater zu schreiben, weil das Publikum sein bestes Stück zu kalt aufgenommen hatte. Er starb den 19 Jenner 1729.

4. John Vanbrugh. Er und Congreve sind in diesem Perioden ohne Zweifel die größte Zierde der komischen Scene. Er starb 1726. Seine Lustspiele, an der Zahl achte, sind in zwey Oktavbänden zusammen gedruckt. (London 1734.)

5. Richard Steele; gehöret als Verfasser verschiedner Lustspiele hieher. Das erste davon: The Grief

a-la-Mode, kam 1702 auf das Theater. Das beſte und ausgearbeiteſte iſt: The Conſcious Lovers, welches 1722 zu erſt geſpielt ward. Er ſtarb den erſten September 1729.

6. Elijah Fenton; Verfaſſer eines ſehr guten Trauerſpiels, Marianne, welches 1723 auf die Bühne kam. Er ſtarb 1730.

7. Edmund Smith; gleichfalls Verfaſſer nur eines Trauerſpiels, Phädra und Hippolitus, das aber gewißer glänzender Fehler wegen, näher gekannt zu werden verdienet. Er ſtarb 1710.

8. Katharine Cockburn. Dieſe nicht geringſchätzige Vertheidigerin des Locke, iſt auch Verfaſſerin verſchiedner Schauſpiele. Sie war gebohren 1679 und ſtarb 1747.

9. Ambroſe Philips. Dieſer Dichter, den Pope ein wenig zu ſehr verachtet hat, iſt Verfaſſer verſchiedner rührender Trauerſpiele, unter welchen ſich auch eine Ueberſetzung der Andromacha des Racine befindet. Er ſtarb 1748.

10. James Thomſon; deſſen Leben in dem erſten Bande dieſer Analekten zu finden.

11. Aaron Hill; gebohren 1685. Er ſahe ſehr jung Aegypten, Paleſtina und einen großen Theil der Morgenländer, von welcher Reiſe er 1705 wieder zurück kam. Seine erſte Tragödie Elfrid or the

fair

fair Inconstant, kam 1709 auf die Bühne. Er übersetzte die Zaire und Alzire des Hrn. von Voltaire, welche beyde Trauerspiele unter seiner Feder nichts verloren haben. Er starb 1749.

12. Lewis Theobald; er, den Pope zuerst zum Helden seiner Dunciade gemacht hatte. Er ist Verfasser von verschiednen Schauspielen, unter welchen sich einige Uebersetzungen aus dem Griechischen des Sophokles und Aristophanes befinden.

13. James Miller; gebohren 1703. Ein Geistlicher seines Standes, der sich aber kein Bedenken machte, für das Theater zu arbeiten. Die berühmteste von seinen Komödien ist: The Humours of Oxford, in welcher die gewöhnlichen Thorheiten und Laster der daselbst studirenden Jugend sehr lebhaft abgeschildert werden. Sie ward 1729 zum erstenmale aufgeführt. Er starb 1743.

14. George Lillo; der Verfasser des unter uns so bekannten Kaufmanns von London; gebohren zu London 1693. Er war von Profession ein Juwelirer. Das gedachte Stück kam 1731 zuerst auf die Bühne. Die Geschichte ist nicht von seiner Erfindung sondern aus einem alten Bänkelsängerliede genommen; welches bey der Gelegenheit wieder gedruckt und in einem Tage zu Tausenden ver-

kauft ward. Lillo hat noch verſchiedene andere Trauerſpiele geſchrieben, und ſtarb 1739.

Es gehören noch zu den verſtorbenen dramatiſchen Dichtern aus dieſem Perioden, John Hughes, Charles Johnſon, Philipp Frowde, Fielding und einige andere. Von den noch lebenden will ich zu einer andern Zeit reden, und die vornehmſten derſelben jetzt nur nennen: Young, Moore, Mallet, Havard, Jones, Whithead, Maſon, Hume ꝛc.

Dialogen.

Ernst und Falk.

Gespräche

für

Freymäurer. *)

*) Wolfenbüttel 1778.

Zuſchrift
an
Se. Durchlaucht
den
Herzog Ferdinand.

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit, und ſchöpfte. Wie tief ich geſchöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu ſchöpfen. — Das Volk lechzet ſchon lange und vergehet vor Durſt. —

ꝛc. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Vorrede eines Dritten.

Wenn nachstehende Blätter die wahre Ontologie der Freymäurerey nicht enthalten: so wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die sie veranlaßt hat, ein mehr bestimmter Begriff von ihrer Wesenheit gegeben werde.

Wenn aber die Freymäurer alle, von welchem Schlage sie auch immer seyn mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Gesichtspunkt der einzige ist, aus welchem — sich nicht einem blöden Auge ein bloßes Phantom zeigt, — sondern gesunde Augen eine wahre Gestalt erblicken: so dürfte nur noch die Frage entstehen; warum man nicht längst, so deutlich mit der Sprache herausgegangen sey?

Auf diese Frage wäre vielerley zu antworten. Doch wird man schwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Aehnlichkeit habe, als die: warum in dem Christenthume die systematische Lehrbücher so spät entstanden sind? warum es so viele und gute Christen gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verständliche Art weder angeben konnten, noch wollten?

Auch wäre dieses im Christenthume noch immer zu früh geschehen, indem der Glaube selbst vielleicht wenig dabey gewonnen: wenn sich Christen nur nicht hätten einfallen lassen, ihn auf eine ganz widersinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung selbst.

Erſtes Geſpräch.

Ernſt.

Woran denkſt du, Freund?

Falk.

An nichts.

Ernſt.

Aber du biſt ſo ſtill.

Falk.

Eben darum. Wer denkt, wenn er genieſt? Und ich genieſſe des erquickenden Morgens.

Ernſt.

Du haſt Recht; und du hätteſt mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk.

Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber ſprechen. Nichts geht über das laut-denken mit einem Freunde.

Ernſt.

Gewiß.

Falk.

Haſt du des ſchönen Morgens ſchon genug genoſ-

ſen; fällt dir etwas ein: ſo ſprich du. Mir fällt nichts ein.

Ernſt.

Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich ſchon längſt um etwas fragen wollen.

Falk.

So frage doch.

Ernſt.

Iſt es wahr, Freund, daß du ein Freymäurer biſt?

Falk.

Die Frage iſt eines der keiner iſt.

Ernſt.

Freylich! — Aber antworte mir gerade zu. — Biſt du ein Freymäurer?

Falk.

Ich glaube es zu ſeyn.

Ernſt.

Die Antwort iſt eines, der ſeiner Sache eben nicht gewiß iſt.

Falk.

O doch! Ich bin meiner Sache ſo ziemlich gewiß.

Ernſt.

Denn du wirſt ja wohl wiſſen, ob und wenn und wo und von wem du aufgenommen worden.

Falk.

Das weiß ich allerdings: aber das würde ſo viel nicht ſagen wollen.

Ernſt.

Nicht?

Falk.

Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

Ernſt.

Erkläre dich.

Falk.

Ich glaube ein Freymaurer zu ſeyn; nicht ſo wohl, weil ich von älteren Maurern in einer geſetzlichen Loge aufgenommen worden: ſondern weil ich einſehe und erkenne, was und warum die Freymäurerey iſt, wenn und wo ſie geweſen, wie und wodurch ſie befördert oder gehindert wird.

Ernſt.

Und drückſt dich gleichwohl ſo zweifelhaft aus? — Ich glaube einer zu ſeyn!

Falk.

Dieſes Ausdrucks bin ich nun ſo gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigner Ueberzeugung hätte; ſondern weil ich nicht gern mich jemanden gerade in den Weg ſtellen mag.

Ernſt.

Du antworteſt mir als einem Fremden.

Falk.

Fremden, oder Freund!

Ernſt.

Du biſt aufgenommen, du weiſt alles — —

Falk.

Andere ſind auch aufgenommen, und glauben zu wiſſen.

Ernſt.

Könnteſt du denn aufgenommen ſeyn, ohne zu wiſſen, was du weißt?

Falk.

Leider!

Ernſt.

Wie ſo?

Falk.

Weil viele, welche aufnehmen, es ſelbſt nicht wiſſen; die wenigen aber, die es wiſſen, es nicht ſagen können.

Ernſt.

Und könnteſt du denn wiſſen, was du weißt, ohne aufgenommen zu ſeyn?

Falk.

Warum nicht? — Die Freymaurerey iſt nichts willkührliches, nichts entbehrliches: ſondern etwas nothwendiges, das in dem Weſen des Menſchen und der bürgerlichen Geſellſchaft gegründet iſt. Folglich muß man auch durch eignes Nachdenken eben ſo wohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführet wird.

Ernſt.

Die Freymäurerey wäre nichts Willkührliches? — Hat ſie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders ſeyn könnten, und folglich willkührlich ſind?

Falk.

Das hat ſie. Aber dieſe Worte und dieſe Zeichen und dieſe Gebräuche, ſind nicht die Freymäurerey.

Ernſt.

Die Freymäurerey wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menſchen, als die Freymäurerey noch nicht war?

Falk.

Die Freymäurerey war immer.

Ernſt.

Nun was iſt ſie denn, dieſe nothwendige, dieſe unentbehrliche Freymäurerey?

Falk.

Wie ich dir ſchon zu verſtehen gegeben; — Etwas, das ſelbſt die, die es wiſſen, nicht ſagen können.

Ernſt.

Alſo ein Unding.

Falk.

Uebereile dich nicht.

Ernst und Falk.

Gespräche

für

Freymäurer. *)

*) Wolfenbüttel 1778.

Zuſchrift

an

Se. Durchlaucht

den

Herzog Ferdinand.

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit, und ſchöpfte. Wie tief ich geſchöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu ſchöpfen. — Das Volk lechzet ſchon lange und vergehet vor Durſt. —

ꝛc. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Vorrede eines Dritten.

Wenn nachstehende Blätter die wahre Ontologie der Freymäurerey nicht enthalten: so wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die sie veranlaßt hat, ein mehr bestimmter Begriff von ihrer Wesenheit gegeben werde.

Wenn aber die Freymäurer alle, von welchem Schlage sie auch immer seyn mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Gesichtspunkt der einzige ist, aus welchem — sich nicht einem blöden Auge ein bloßes Phantom zeigt, — sondern gesunde Augen eine wahre Gestalt erblicken: so dürfte nur noch die Frage entstehen; warum man nicht längst, so deutlich mit der Sprache herausgegangen sey?

Auf diese Frage wäre vielerley zu antworten. Doch wird man schwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Aehnlichkeit habe, als die: warum in dem Christenthume die systematische Lehrbücher so spät entstanden sind? warum es so viele und gute Christen gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verständliche Art weder angeben konnten, noch wollten?

Auch wäre dieses im Christenthume noch immer zu früh geschehen, indem der Glaube selbst vielleicht wenig dabey gewonnen: wenn sich Christen nur nicht hätten einfallen lassen, ihn auf eine ganz widersinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung selbst.

Erstes Gespräch.

Ernst.

Woran denkst du, Freund?

Falk.

An nichts.

Ernst.

Aber du bist so still.

Falk.

Eben darum. Wer denkt, wenn er genießt? Und ich genieſſe des erquickenden Morgens.

Ernst.

Du hast Recht; und du hättest mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk.

Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber sprechen. Nichts geht über das laut-denken mit einem Freunde.

Ernst.

Gewiß.

Falk.

Hast du des schönen Morgens schon genug genos-

sen; fällt dir etwas ein: so sprich du. Mir fällt nichts ein.

Ernst.

Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich schon längst um etwas fragen wollen.

Falk.

So frage doch.

Ernst.

Ist es wahr, Freund, daß du ein Freymäurer bist?

Falk.

Die Frage ist eines der keiner ist.

Ernst.

Freylich! — Aber antworte mir gerade zu. — Bist du ein Freymäurer?

Falk.

Ich glaube es zu seyn.

Ernst.

Die Antwort ist eines, der seiner Sache eben nicht gewiß ist.

Falk.

O doch! Ich bin meiner Sache so ziemlich gewiß.

Ernst.

Denn du wirst ja wohl wissen, ob und wenn und wo und von wem du aufgenommen worden.

Falk.

Das weiß ich allerdings: aber das würde so viel nicht sagen wollen.

Ernst.

Nicht?

Falk.

Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

Ernst.

Erkläre dich.

Falk.

Ich glaube ein Freymaurer zu seyn; nicht so wohl, weil ich von älteren Maurern in einer gesetzlichen Loge aufgenommen worden: sondern weil ich einsehe und erkenne, was und warum die Freymaurerey ist, wenn und wo sie gewesen, wie und wodurch sie befördert oder gehindert wird.

Ernst.

Und drückst dich gleichwohl so zweifelhaft aus? — Ich glaube einer zu seyn!

Falk.

Dieses Ausdrucks bin ich nun so gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigner Ueberzeugung hätte; sondern weil ich nicht gern mich jemanden gerade in den Weg stellen mag.

Ernst.

Du antwortest mir, als einem Fremden.

Falk.

Fremden, ob ein Fremd!

Ernst.

Du bist aufgenommen, du weist alles — —

Falk.

Andere sind auch aufgenommen, und glauben zu wissen.

Ernst.

Könntest du denn aufgenommen seyn, ohne zu wissen, was du weißt?

Falk.

Leider!

Ernst.

Wie so?

Falk.

Weil viele, welche aufnehmen, es selbst nicht wissen; die wenigen aber, die es wissen, es nicht sagen können.

Ernst.

Und könntest du denn wissen, was du weißt, ohne aufgenommen zu seyn?

Falk.

Warum nicht? — Die Freymaurerey ist nichts willkührliches, nichts entbehrliches: sondern etwas nothwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet ist. Folglich muß man auch durch eignes Nachdenken eben so wohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführet wird.

Ernſt.

Die Freymäurerey wäre nichts Willkührliches? — Hat ſie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders ſeyn könnten, und folglich willkührlich ſind?

Falk.

Das hat ſie. Aber dieſe Worte und dieſe Zeichen und dieſe Gebräuche, ſind nicht die Freymäurerey.

Ernſt.

Die Freymäurerey wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menſchen, als die Freymäurerey noch nicht war?

Falk.

Die Freymäurerey war immer.

Ernſt.

Nun was iſt ſie denn, dieſe nothwendige, dieſe unentbehrliche Freymäurerey?

Falk.

Wie ich dir ſchon zu verſtehen gegeben; — Etwas, das ſelbſt die, die es wiſſen, nicht ſagen können.

Ernſt.

Alſo ein Unding.

Falk.

Uebereile dich nicht.

Ernſt.

Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken.

Falk.

Nicht immer; und oft wenigſtens nicht ſo, daß andre durch die Worte vollkommen eben denſelben Begriff bekommen, den ich dabey habe.

Ernſt.

Wenn nicht vollkommen eben denſelben, doch einen etwanigen.

Falk.

Der etwanige Begriff wäre hier unnütz oder gefährlich. Unnütz, wenn er nicht genug; und gefährlich, wenn er das geringſte zu viel enthielte.

Ernſt.

Sonderbar! — Da alſo ſelbſt die Freymäurer, welche das Geheimniß ihres Ordens wiſſen, es nicht wörtlich mittheilen können, wie breiten ſie denn gleichwohl ihren Orden aus?

Falk.

Durch Thaten. — Sie laſſen gute Männer und Jünglinge, die ſie ihres nähern Umgangs würdigen, ihre Thaten vermuthen, errathen, — ſehen, ſo weit ſie zu ſehen ſind; dieſe finden Geſchmack daran, und thun ähnliche Thaten.

Ernſt.

Thaten? Thaten der Freymäurer? — Ich kenne

keine andere, als ihre Reden und Lieder, die meistentheils schöner gedruckt, als gedacht und gesagt sind.

Falk.

Das haben sie mit mehrern Reden und Liedern gemein.

Ernst.

Oder soll ich das für ihre Thaten nehmen, was sie in diesen Reden und Liedern von sich rühmen?

Falk.

Wenn sie es nicht blos von sich rühmen.

Ernst.

Und was rühmen sie denn von sich? — Lauter Dinge, die man von jedem guten Menschen, von jedem rechtschaffnen Bürger erwartet. — Sie sind so freundschaftlich, so gutthätig, so gehorsam, so voller Vaterlandsliebe.

Falk.

Ist denn das nichts?

Ernst.

Nichts! — um sich dadurch von andern Menschen auszusondern. — Wer soll das nicht seyn?

Falk.

Soll!

Ernst.

Wer hat, dieses zu seyn, nicht, auch ausser der Freymaurerey, Antrieb und Gelegenheit genug?

Falk.

Aber doch in ihr, und durch sie, einen Antrieb mehr.

Ernst.

Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intensive Kraft gegeben! — Die Menge solcher Antriebe ist wie die Menge der Räder in einer Maschine. Je mehr Räder: desto wandelbarer.

Falk.

Ich kann dir das nicht widersprechen.

Ernst.

Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andre Antriebe verkleinert, verdächtig macht! sich selbst für den stärksten und besten ausgiebt!

Falk.

Freund, sey billig! — Hyperbel, Quidproquo jener schalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

Ernst.

Das will sagen: Bruder Redner ist ein Schwätzer.

Falk.

Das will nur sagen: was Bruder Redner an den Freymäurern preiset, das sind nun freylich ihre Thaten eben nicht. Denn Bruder Redner ist wenigstens kein Plauderer; und Thaten sprechen von selbst.

Ernst.

Ernst.

Ja, nun merke ich, worauf du zielest. Wie konnten sie mir nicht gleich einfallen diese Thaten, diese sprechende Thaten. Fast möchte ich sie schreyende nennen. Nicht genug, daß sich die Freymäurer einer den andern unterstützen, auf das kräftigste unterstützen: denn das wäre nur die nothwendige Eigenschaft einer jeden Bande. Was thun sie nicht für das gesammte Publikum eines jeden Staats, dessen Glieder sie sind!

Falk.

Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob du auf der rechten Spur bist.

Ernst.

Z. E. die Freymäurer in Stockholm! — Haben sie nicht ein großes Findelhaus errichtet?

Falk.

Wenn die Freymäurer in Stockholm sich nur auch bey einer andern Gelegenheit thätig erwiesen haben.

Ernst.

Bey welcher andern?

Falk.

Bey sonst andern; meyne ich.

Ernst.

Und die Freymäurer in Dresden! die arme junge

Mädchen mit Arbeit beschäftigen, sie klöppeln und stricken lassen, — damit das Findelhaus nur kleiner seyn dürfe.

Falk.

Ernst! Du weißt wohl, wenn ich dich deines Namens erinnere.

Ernst.

Ohne alle Glossen dann. — Und die Freymäurer in Braunschweig! die arme fähige Knaben im Zeichnen unterrichten lassen.

Falk.

Warum nicht?

Ernst.

Und die Freymäurer in Berlin! die das Basedowsche Philantropin unterstützen.

Falk.

Was sagst du? — Die Freymäurer? Das Philantropin? unterstützen? — Wer hat dir das aufgebunden?

Ernst.

Die Zeitung hat es ausposaunet.

Falk.

Die Zeitung! — Da müßte ich Basedows eigenhändige Quittung sehen. Und müßte gewiß seyn, daß die Quittung nicht an Freymäurer in Berlin, sondern an die Freymäurer gerichtet wäre.

Ernſt.

Was iſt das? — Billigeſt du denn Baſedows Inſtitut nicht?

Falk.

Ich nicht? Wer kann es nicht billigen?

Ernſt.

So wirſt du ihm ja dieſe Unterſtützung nicht mißgönnen?

Falk.

Mißgönnen? — Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen, als Ich?

Ernſt.

Nun dann! — Du wirſt mir unbegreiflich.

Falk.

Ich glaube wohl. Dazu habe ich Urſache. — Denn auch die Freymäurer können etwas thun, was ſie nicht als Freymäurer thun.

Ernſt.

Und ſoll das von allen auch ihren übrigen guten Thaten gelten?

Falk.

Vielleicht! — Vielleicht, daß alle die guten Thaten, die du mir da gemeint haſt, um mich eines ſchalkhaften Ausdruckes, der Kürze wegen zu bedienen, nur ihre Thaten ad extra ſind.

Ernſt.

Wie meynſt du das? —

Falk.

Nur ihre Thaten, die dem Volke in die Augen fallen; — nur Thaten, die ſie blos deswegen thun, damit ſie dem Volk in die Augen fallen ſollen.

Ernſt.

Um Achtung und Duldung zu genieſſen?

Falk.

Könnte wohl ſeyn. —

Ernſt.

Aber ihre wahre Thaten denn? — Du ſchweigſt?

Falk. —

Wenn ich dir nicht ſchon geantwortet hätte? — Ihre wahre Thaten ſind ihr Geheimniß.

Ernſt.

Ha! ha! Alſo auch nicht erfährbar durch Worte?

Falk.

Nicht wohl! — Nur ſo viel kann und darf ich dir ſagen: die wahren Thaten der Freymäurer ſind ſo groß, ſo weit ausſehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man ſagen kann: das haben ſie gethan! Gleichwohl haben ſie alles Gute gethan, was noch in der Welt iſt, — merke wohl: in der Welt! — Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, — merke wohl, in der Welt.

Ernst.

O geh! Du hast mich zum besten.

Falk.

Wahrlich nicht. — Aber sieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es ist der von der Wolfsmilchsraupe. — Geschwind sage ich dir nur noch: die wahren Thaten der Freymäurer zielen dahin, am größten Theils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernst.

Und sind doch auch gute Thaten? —

Falk.

Es kann keine bessere geben. — Denke einen Augenblick darüber nach. Ich bin gleich wieder bey dir.

Ernst.

Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu machen? — Das ist ein Räthsel. Und über ein Räthsel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indeß unter den Baum, und sehe den Ameisen zu.

Zweytes Gespräch.

Ernst.

Nun? wo bleibst du denn? Und hast den Schmetterling doch nicht?

Falk.

Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. — Auf einmal war er drüber.

Ernst.

Ja, ja. Es giebt solche Locker!

Falk.

Hast du nachgedacht?

Ernst.

Ueber was? Ueber dein Räthsel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den schönen Schmetterling! Darum soll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freymäurerey mit dir gesprochen, und nie wieder. Denn ich sehe ja wohl; du bist, wie sie alle.

Falk.

Wie sie alle? Das sagen diese alle nicht.

Ernst.

Nicht? So giebt es ja wohl auch Kätzer unter

den Freymäurern? Und du wäreſt einer. — Doch alle Kätzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon ſprach ich.

Falk.

Wovon ſprachſt du?

Ernſt.

Rechtgläubige oder Kätzeriſche Freymäurer — ſie alle ſpielen mit Worten, und laſſen ſich fragen, und antworten, ohne zu antworten.

Falk.

Meynſt du? — Nun wohl, ſo laß uns von etwas anderm reden. Denn einmal haſt du mich aus dem behaglichen Zuſtande des ſtummen Staunes geriſſen. —

Ernſt.

Nichts iſt leichter, als dich in dieſen Zuſtand wieder zu verſetzen. — Laß dich nur hier bey mir nieder, und ſieh!

Falk.

Was denn?

Ernſt.

Das Leben und Weben auf und in und um dieſen Ameiſenhaufen. Welche Geſchäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und ſchleppt und ſchiebt; und keines iſt dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helfen einander ſogar.

Falk.

Die Ameisen leben in Gesellschaft, wie die Bienen.

Ernst.

Und in einer noch wunderbarern Gesellschaft als die Bienen. Denn sie haben niemand unter sich, der sie zusammen hält und regieret.

Falk.

Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können.

Ernst.

Wenn jedes Einzelne sich selbst zu regieren weiß: warum nicht?

Falk.

Ob es wohl auch einmal mit den Menschen dahin kommen wird?

Ernst.

Wohl schwerlich!

Falk.

Schade!

Ernst.

Ja wohl!

Falk.

Steh auf, und laß uns gehen. Denn sie werden dich bekriechen die Ameisen; und eben fällt auch mir etwas bey, was ich bey dieser Gelegenheit dich doch

fragen muß. — Ich kenne deine Gesinnungen darüber noch gar nicht.

Ernst.

Worüber?

Falk.

Ueber die bürgerliche Gesellschaft des Menschen überhaupt. — Wofür hälst du sie?

Ernst.

Für etwas sehr Gutes.

Falk.

Ohnstreitig. — Aber hälst du sie für Zweck, oder für Mittel?

Ernst.

Ich verstehe dich nicht.

Falk.

Glaubst du, daß die Menschen für die Staaten erschaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menschen sind?

Ernst.

Jenes scheinen einige behaupten zu wollen. Dieses aber mag wohl das Wahrere seyn.

Falk.

So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sichrer genieſſen könne. — Das Totale der einzeln Glückseligkeit aller Glieder

ist die Glückseligkeit des Staats. Ausser dieser giebt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bey welcher auch noch so wenig einzelne Gleider leiden, und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyranney. Anders nichts!

Ernst.

Ich möchte das nicht so laut sagen.

Falk.

Warum nicht?

Ernst.

Eine Wahrheit, die jeder nach seiner eignen Lage beurtheilet, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk.

Weißt du, Freund, daß du schon ein halber Freymäurer bist?

Ernst.

Ich?

Falk.

Du. Denn du erkennst ja schon Wahrheiten, die man besser verschweigt.

Ernst.

Aber doch sagen könnte.

Falk.

Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt.

Ernst.

Nun, was du willst! — Laß uns auf die Frey-

mäurer nicht wieder zurück kommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wissen.

Fabel.

Verzeih! — Du siehst wenigstens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu sagen.

Ernst.

Du spottest. — Gut! das bürgerliche Leben des Menschen, alle Staatseinrichtungen sind nichts als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Was weiter?

Fabel.

Nichts als Mittel! und Mittel menschlicher Erfindung; ob ich gleich nicht läugnen will, daß die Natur alles so eingerichtet, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen müssen.

Ernst.

Dieses hat denn auch wohl gemacht, daß einige die bürgerliche Gesellschaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unsere Leidenschaften und unsere Bedürfnisse, alles darauf führe, sey sie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So schlossen sie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müßte! Als ob nicht die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — nur Staat, Gesellschaft und dergleichen sind — als die Glückseligkeit jedes wirklichen Einzeln Wesens zur Absicht gehabt hätte!

Fall.

Sehr gut! Du kömmst mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun sage mir; wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind: sollten sie allein von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen seyn?

Ernst.

Was nennst du Schicksale menschliche Mittel?

Fall.

Das, was unzertrennlich mit menschlichen Mitteln verbunden ist; was sie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterscheidet.

Ernst.

Was ist das?

Fall.

Daß sie nicht unfehlbar sind. Daß sie ihrer Absicht nicht allemahl nicht entsprechen, sondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ernst.

Ein Beyspiel! nimm die eines einfällt.

Fall.

Da sind Schiffahrt und Schiffe Mittel in entlegene Länder zu kommen; und werden Ursache, daß viele Menschen nimmermehr dahin gelangen.

Ernst.

Die nemlich Schiffbruch leiden, und ersaufen.

Nun glaube ich dich zu verſtehen. — Aber man weiß ja wohl, woher es kömmt, wenn ſo viel einzelne Menſchen durch die Staatsverfaſſung an ihrer Glückſeligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfaſſungen ſind viele; eine iſt alſo beſſer als die andere; manche iſt ſehr fehlerhaft, mit ihrer Abſicht offenbar ſtreitend; und die beſte ſoll vielleicht noch erfunden werden.

Falk.

Das ungerechnet! Setze die beſte Staatsverfaſſung, die ſich nur denken läßt, ſchon erfunden; ſetze, daß alle Menſchen in der ganzen Welt dieſe beſte Staatsverfaſſung angenommen haben: meynſt du nicht, daß auch dann noch, ſelbſt aus dieſer beſten Staatsverfaſſung, Dinge entſpringen müſſen, welche der menſchlichen Glückſeligkeit höchſt nachtheilig ſind, und wovon der Menſch in dem Stande der Natur ſchlechterdings nichts gewußt hätte.

Ernſt.

Ich meyne: wenn dergleichen Dinge aus der beſten Staatsverfaſſung entſprängen, daß es ſodann die beſte Staatsverfaſſung nicht wäre.

Falk.

Und eine beſſere möglich wäre? — Nun, ſo nehme ich dieſe Beſſere als die Beſte an: und frage das Nemliche.

Ernſt.

Du ſcheineſt mir hier blos von vorne herein aus

dem angenommenen Begriffe zu vereinstehen, daß jedes Mittel menschlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfassungen samt und sonders erklärest, nicht anders als mangelhaft seyn könne.

Falk.

Nicht blos.

Ernst.

Und es würde dir schwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen. —

Falk.

Die auch aus der besten Staatsverfassung nothwendig entspringen müssen? — O zehne für eines.

Ernst.

Nur eines erst.

Falk.

Wir nehmen also die beste Staatsverfassung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben: würden deßwegen alle Menschen in der Welt, nur einen Staat ausmachen?

Ernst.

Wohl schwerlich. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig seyn. Er müßte sich also in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nemlichen Gesetzen verwaltet würden.

Falk.

Das ist: die Menschen würden auch dann noch

Deutsche und Franzosen, Holländer und Spanier, Russen und Schweden seyn; oder wie sie sonst heissen würden.

Ernst.

Ganz gewiß!

Falk.

Nun da haben wir ja schon Eines. Denn nicht wahr, jeder dieser kleinern Staaten hätte sein eignes Interesse? und jedes Glied derselben hätte das Interesse seines Staats?

Ernst.

Wie anders?

Falk.

Diese verschiedene Interessen würden öfters in Kollision kommen, so wie jetzt: und zwey Glieder aus zwey verschiedenen Staaten würden einander eben so wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet.

Ernst.

Sehr wahrscheinlich.

Falk.

Das ist: wenn jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, so begegnet nicht mehr ein blosser Mensch einem blossen Menschen, die vermöge ihrer gleichen

Natur gegen einander angezogen werden, sondern ein solcher Mensch begegnet einem solchen Menschen, die ihrer verschiednen Tendenz sich bewußt sind, welches sie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauisch macht, noch ehe sie für ihre einzelne Person das geringste mit einander zu schaffen und zu theilen haben.

Ernst.

Das ist leider wahr.

Falk.

Nun so ist es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menschen vereiniget, um sie durch diese Vereinigung ihres Glückes zu versichern, die Menschen zugleich trennet.

Ernst.

Wenn du es so verstehest.

Falk.

Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinern Staaten münden ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedne Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben. Meynst du nicht?

Ernst.

Das ist ein gewaltiger Schritt!

Falk.

Falk.

Die Menschen würden auch dann noch Juden und Christen und Türken und dergleichen seyn.

Ernst.

Ich getraue mir nicht, Nein zu sagen.

Falk.

Würden sie das; so würden sie auch, sie möchten heissen, wie sie wollten, sich unter einander nicht anders verhalten, als sich unsere Christen und Juden und Türken von je her unter einander verhalten haben. Nicht als blosse Menschen gegen blosse Menschen; sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten.

Ernst.

Das ist sehr traurig; aber leider doch sehr vermuthlich.

Falk.

Nur vermuthlich?

Ernst.

Denn allenfalls dächte ich doch, so wie du angenommen hast, daß alle Staaten einerley Verfassung hätten, das sie auch wohl alle einerley Religion haben könnten. Ja ich begreife nicht, wie einerley Staats-

verfassung ohne einerley Religion auch nur möglich ist.

Falk.

Ich eben so wenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuschneiden. Eines ist zuverläßig eben so unmöglich, als das andere. Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen. Mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen.

Ernst.

Ja, ja: so scheinet es.

Falk.

So ist es. — Nun sieh da das zweyte Unheil, welches die bürgerliche Gesellschaft, ganz ihrer Absicht entgegen, verursacht. Sie kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hin zu ziehen.

Ernst.

Und wie schrecklich diese Klüfte sind! wie unübersteiglich oft diese Scheidemauern!

Falk.

Laß mich noch das dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen theilet und trennet. — Diese Trennung in wenige große Theile,

deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch besser, als gar kein Ganzes. — Nein; die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Theile gleichsam bis ins Unendliche fort.

Ernst.

Wie so?

Falk.

Oder meynest du, daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken läßt? Er sey gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe: unmöglich können alle Glieder desselben unter sich das nämliche Verhältniß haben. — Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Antheil haben, wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn Anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sie gleich vertheilet worden: so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwey Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser zu nutzen wissen, als der andere. Einer wird sein schlechter genutztes Eigenthum gleichwol unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als andere. Es wird also reichere und ärmere Glieder geben.

Ernst.

Das versteht sich.

Falk.

Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl giebt, das in dieser Verschiedenheit der Stände seinen Grund nicht hat.

Ernst.

Wenn ich dir doch widersprechen könnte! — Aber was hatte ich für Ursache, dir überhaupt zu widersprechen? — Nun ja! die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das ist nun einmal so. Das kann nicht anders seyn.

Falk.

Das sage ich eben!

Ernst.

Also, was willst du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen, daß den Menschen der Gedanke, sich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen seyn?

Falk.

Verkennst du mich so weit? — Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebauet werden kann: ich würde sie auch bey weit größern Uebeln noch segnen.

Ernst.

Wer des Feuers geniessen will, sagt das Sprichwort, muß sich den Rauch gefallen lassen.

Falk.

Allerdings! — Aber weil der Rauch bey dem Feuer unvermeidlich ist: durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernst.

Wohin? — Ich verstehe dich nicht.

Falk.

Das Gleichniß war doch sehr passend. — Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereiniget werden konnten, als durch jene Trennungen: werden sie darum gut, jene Trennungen?

Ernst.

Das wohl nicht.

Falk.

Werden sie darum heilig, jene Trennungen?

Ernst.

Wie heilig?

Falk.

Daß es verboten seyn sollte, Hand an sie zu legen?

Ernst.

In Absicht? —

Falk.

In Absicht, sie nicht größer einreissen zu lassen,

als die Nothwendigkeit erfordert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich.

Ernst.

Wie könnte das verboten seyn?

Falk.

Aber geboten kann es doch auch nicht seyn; durch bürgerliche Gesetze nicht geboten! — Denn bürgerliche Gesetze erstrecken sich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieses würde nun gerade ausser den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein Opus supererogatum seyn: und es wäre blos zu wünschen, daß sich die Weisesten und Besten eines jeden Staats diesem Operi supererogato freywillig unterzögen.

Ernst.

Blos zu wünschen; aber recht sehr zu wünschen.

Falk.

Ich dächte! Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus, Tugend zu seyn aufhöret.

Ernst.

Recht sehr zu wünschen!

Falk.

Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer

angebornen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr seyn müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

Ernst.

Recht sehr zu wünschen!

Falk.

Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht eckelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt, und der Geringe sich dreist erhebet.

Ernst.

Recht sehr zu wünschen!

Falk.

Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch?

Ernst.

Erfüllt? — Es wird freylich hier und da, dann und wann, einen solchen Mann geben.

Falk.

Nicht blos hier und da, nicht blos dann und wann.

Ernst.

Zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern auch mehrere.

Falk.

Wie, wenn es dergleichen Männer itzo überall gäbe? zu allen Zeiten nun seiner geben müßte?

Ernst.

Ernst.

Wollte Gott!

Falk.

Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten! nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

Ernst.

Schöner Traum!

Falk.

Daß ich es kurz mache. — Und diese Männer die Freymäurer wären?

Ernst.

Was sagst du?

Falk.

Wie, wenn es die Freymäurer wären, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich wieder zusammen zu ziehen?

Ernst.

Die Freymäurer?

Falk.

Ich sage: mit zu ihrem Geschäfte.

Ernst.

Die Freymäurer?

Falk.

Ah! vergeih! — Ich hatte es schon wieder ver-

gessen, daß du von den Freymäurern weiter nichts hören willst — Dort winkt man uns eben zum Frühstücke. Komm!

Ernst.

Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freymäurer, sagst du —

Falk.

Das Gespräch brachte mich wider Willen auf sie zurück. Verzeih! — Komm! Dort, in der gröſsern Gesellschaft, werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Gespräch.

Ernst.

Du bist mir den ganzen Tag im Gedrenge der Gesellschaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk.

Hast du mir so etwas wichtiges zu sagen? Der bloßen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernst.

Du spottest meiner Neugierde.

Falk.

Deiner Neugierde?

Ernst.

Die du diesen Morgen so meisterhaft zu erregen wußtest.

Falk.

Wovon sprachen wir diesen Morgen?

Ernst.

Von den Freymäurern.

Falk.

Nun? — Ich habe dir im Rausche des Pyrmonter doch nicht das Geheimniß verrathen?

Ernst.

Das man, wie du sagst, gar nicht verrathen kann.

Falk.

Nun freylich; das beruhigt mich wieder.

Ernst.

Aber du hast mir doch über die Freymäurer etwas gesagt, das mir unerwartet war; das mir auffiel; das mich denken machte.

Falk.

Und was war das?

Ernst.

O quäle mich nicht! — Du erinnerst dich dessen gewiß.

Falk.

Ja; es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen so abwesend machte?

Ernst.

Das war es! — Und ich kann nicht einschlafen, wenn du mir wenigstens nicht noch eine Frage beantwortest.

Falk.

Nachdem die Frage seyn wird.

Ernst.

Woher kannst du mir aber beweisen, wenigstens

nur wahrscheinlich machen, daß die Freymäurer wirklich jene große und würdige Absichten haben?

Falk.

Habe ich dir von ihren Absichten gesprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Thaten der Freymäurer machen konntest: habe ich dich blos auf einen Punkt aufmerksam machen wollen, wo noch so vieles geschehen kann, wovon sich unsere staatsklugen Köpfe gar nichts träumen lassen. — Vielleicht, daß die Freymäurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vorurtheil zu benehmen, daß alle baubedürftige Plätze schon ausgefunden und besetzt, alle nöthige Arbeiten schon unter die erforderlichen Hände vertheilet wären.

Ernst.

Wende dich jetzt, wie du willst. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freymäurer als Leute, die es freywillig über sich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegen zu arbeiten.

Falk.

Dieser Begriff kann den Freymäurern wenigstens keine Schande machen. — Bleib dabey! — Nur fasse ihn recht. Menge nichts hinein, was nicht hinein gehöret. — Den unvermeidlichen Uebeln des

Staats! — Nicht dieses und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche, eine gewisse Staatsverfassung einmal angenommen, aus dieser angenommenen Staatsverfassung nun nothwendig folgen. Mit diesen giebt sich der Freymäurer niemals ab; wenigstens nicht als Freymäurer. Die Linderung und Heilung dieser überläßt er dem Bürger, der sich nach seiner Einsicht, nach seinem Muthe, auf seine Gefahr damit befassen mag. Uebel ganz andrer Art, ganz höherer Art, sind der Gegenstand seiner Wirksamkeit.

Ernst.

Ich habe das sehr wohl begriffen. — Nicht Uebel, welche den mißvergnügten Bürger machen, sondern Uebel, ohne welche auch der glücklichste Bürger nicht seyn kann.

Falk.

Recht! Diesen entgegen — wie sagtest Du? — entgegen zu arbeiten?

Ernst.

Ja!

Falk.

Das Wort sagt ein wenig viel. — Entgegen arbeiten! — Um sie völlig zu heben? — Das kann nicht seyn. Denn man würde den Staat selbst mit ihnen zugleich vernichten. — Sie müssen nicht ein-

Falk.

Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl giebt, das in dieser Verschiedenheit der Stände seinen Grund nicht hat.

Ernst.

Wenn ich dir doch widersprechen könnte! — Aber was hatte ich für Ursache, dir überhaupt zu widersprechen? — Nun ja! die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das ist nun einmal so. Das kann nicht anders seyn.

Falk.

Das sage ich eben!

Ernst.

Also, was willst du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen, daß den Menschen der Gedanke, sich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen seyn?

Falk.

Verkennst du mich so weit? — Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebauet werden kann: ich würde sie auch bey weit größern Uebeln noch segnen.

Ernst.

Wer des Feuers geniessen will, sagt das Sprichwort, muß sich den Rauch gefallen lassen.

Falk.

Allerdings! — Aber weil der Rauch bey dem Feuer unvermeidlich ist: durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernst.

Wohin? — Ich verstehe dich nicht.

Falk.

Das Gleichniß war doch sehr passend. — Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereiniget werden konnten, als durch jene Trennungen: werden sie darum gut, jene Trennungen?

Ernst.

Das wohl nicht.

Falk.

Werden sie darum heilig, jene Trennungen?

Ernst.

Wie heilig?

Falk.

Daß es verboten seyn sollte, Hand an sie zu legen?

Ernst.

In Absicht? —

Falk.

In Absicht, sie nicht größer einreissen zu lassen,

als die Nothwendigkeit erfordert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich.

Ernst.

Wie könnte das verboten seyn?

Falk.

Aber geboten kann es doch auch nicht seyn; durch bürgerliche Gesetze nicht geboten! — Denn bürgerliche Gesetze erstrecken sich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieses würde nun gerade ausser den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein Opus supererogatum seyn: und es wäre blos zu wünschen, daß sich die Weisesten und Besten eines jeden Staats diesem Operi supererogato freywillig unterzögen.

Ernst.

Blos zu wünschen; aber recht sehr zu wünschen.

Falk.

Ich dächte! Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus, Tugend zu seyn aufhöret.

Ernst.

Recht sehr zu wünschen!

Falk.

Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer

angebornen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr seyn müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

Ernst.

Recht sehr zu wünschen!

Falk.

Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht eckelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt, und der Geringe sich dreist erhebet.

Ernst.

Recht sehr zu wünschen!

Falk.

Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch?

Ernst.

Erfüllt? — Es wird freylich hier und da, dann und wann, einen solchen Mann geben.

Falk.

Nicht blos hier und da, nicht blos dann und wann.

Ernst.

Zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern auch mehrere.

Falk.

Wie, wenn es dergleichen Männer hie und überall gäbe? zu allen Zeiten hundertere geben müßte?

Ernst.

— Ich

Ernst.

Wollte Gott!

Falk.

Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten! nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

Ernst.

Schöner Traum!

Falk.

Doch ich es kurz mache. — Und diese Männer die Freymäurer wären?

Ernst.

Was sagst du?

Falk.

Wie, wenn es die Freymäurer wären, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich wieder zusammen zu ziehen?

Ernst.

Die Freymäurer?

Falk.

Ich sage: mit zu ihrem Geschäfte.

Ernst.

Die Freymäurer?

Falk.

Ah! vergeih! — Ich hatte es schon wieder ver-

gessen, daß du von den Freymäurern weiter nichts hören willst — Dort winkt man uns eben zum Frühstücke. Komm!

Ernst.

Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freymäurer, sagst du —

Falk.

Das Gespräch brachte mich wider Willen auf sie zurück. Verzeih! — Komm! Dort, in der gröſsern Gesellschaft, werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Gespräch.

Ernst.

Du bist mir den ganzen Tag im Gedrenge der Gesellschaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk.

Hast du mir so etwas wichtiges zu sagen? Der bloßen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernst.

Du spottest meiner Neugierde.

Falk.

Deiner Neugierde?

Ernst.

Die du diesen Morgen so meisterhaft zu erregen wußtest.

Falk.

Wovon sprachen wir diesen Morgen?

Ernst.

Von den Freymäurern.

Falk.

Nun? — Ich habe dir im Rausche des Pyrmonter doch nicht das Geheimniß verrathen?

Ernst.

Das man, wie du sagst, gar nicht verrathen kann.

Falk.

Nun freylich; das beruhigt mich wieder.

Ernst.

Aber du hast mir doch über die Freymäurer etwas gesagt, das mir unerwartet war; das mir auffiel; das mich denken machte.

Falk.

Und was war das?

Ernst.

O quäle mich nicht! — Du erinnerst dich dessen gewiß.

Falk.

Ja; es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen so abwesend machte?

Ernst.

Das war es! — Und ich kann nicht einschlafen, wenn du mir wenigstens nicht noch eine Frage beantwortest.

Falk.

Nachdem die Frage seyn wird.

Ernst.

Woher kannst du mir aber beweisen, wenigstens

nur wahrscheinlich machen, daß die Freymäurer wirklich jene große und würdige Absichten haben?

Falk.

Habe ich dir von ihren Absichten gesprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Thaten der Freymäurer machen konntest: habe ich dich blos auf einen Punkt aufmerksam machen wollen, wo noch so vieles geschehen kann, wovon sich unsere staatsklugen Köpfe gar nichts träumen lassen. — Vielleicht, daß die Freymäurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vorurtheil zu benehmen, daß alle baubedürfige Plätze schon ausgefunden und besetzt, alle nöthige Arbeiten schon unter die erforderlichen Hände vertheilet wären.

Ernst.

Wende dich jetzt, wie du willst. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freymäurer als Leute, die es freywillig über sich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegen zu arbeiten.

Falk.

Dieser Begriff kann den Freymäurern wenigstens keine Schande machen. — Bleib dabey! — Nur fasse ihn recht. Menge nichts hinein, was nicht hinein gehöret. — Den unvermeidlichen Uebeln des

Staats! — Nicht dieses und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche, eine gewisse Staatsverfassung einmal angenommen, aus dieser angenommenen Staatsverfassung nun nothwendig folgen. Mit diesen giebt sich der Freymäurer niemals ab; wenigstens nicht als Freymäurer. Die Linderung und Heilung dieser überläßt er dem Bürger, der sich nach seiner Einsicht, nach seinem Muthe, auf seine Gefahr damit befassen mag. Uebel ganz andrer Art, ganz höherer Art, sind der Gegenstand seiner Wirksamkeit.

Ernst.

Ich habe das sehr wohl begriffen. — Nicht Uebel, welche den mißvergnügten Bürger machen, sondern Uebel, ohne welche auch der glücklichste Bürger nicht seyn kann.

Falk.

Recht! Diesen entgegen — wie sagtest Du? — entgegen zu arbeiten?

Ernst.

Ja!

Falk.

Das Wort sagt ein wenig viel. — Entgegen arbeiten! — Um sie völlig zu heben? — Das kann nicht seyn. Denn man würde den Staat selbst mit ihnen zugleich vernichten. — Sie müssen nicht ein-

mal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. Höchstens diese Empfindung in dem Menschen von weiten veranlassen, ihr Aufkeimen begünstigen, ihre Pflanzen versetzen, begäten, beblatten — kann hier entgegen arbeiten heissen. — Begreifst du nun, warum ich sagte, ob die Freymäurer schon immer thätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß sich sagen lasse, das haben sie gethan.

Ernst.

Und verstehe auch nur den zweyten Zug des Räthsels. — Gute Thaten, welche gute Thaten entbehrlich machen sollen.

Falk.

Wohl! — Nun geh, und studiere jene Uebel, und lerne sie alle kennen, und wäge alle ihre Einflüsse gegen einander ab, und sey versichert, daß dir dieses Studium Dinge aufschliessen wird, die in Tagen der Schwermuth die niederschlagendsten, unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend zu seyn scheinen. Dieser Aufschluß, diese Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen; — auch ohne Freymäurer zu heissen.

Ernst.

Du legest auf dieses heissen so viel Nachdruck.

Falk.

Weil man etwas seyn kann, ohne es zu heissen.

Ernſt.

Gut das! ich verſteh. — Aber auf meine Frage wieder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich ſie doch nun kenne, die Uebel, gegen welche die Freymäurerey angehet. —

Falk.

Du kenneſt ſie?

Ernſt.

Haſt du mir ſie nicht ſelbſt genannt?

Falk.

Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch von dem kurzſichtigſten Auge einleuchten: nur einige von den unſtreitigſten, weit umfaſſendſten. — Aber wie viele ſind nicht noch übrig, die, ob ſie ſchon nicht ſo einleuchten, nicht ſo unſtreitig ſind, nicht ſo viel umfaſſen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger nothwendig ſind!

Ernſt.

So laß mich meine Frage denn blos auf diejenigen Stücke einſchränken, die du mir ſelbſt namhaft gemacht haſt. — Wie beweiſeſt du mir auch nur von dieſen Stücken, daß die Freymäurer wirklich ihr Abſehen darauf haben? — Du ſchweigſt? — Du ſinneſt nach?

Falk.

Wahrlich nicht dem, was ich auf dieſe Frage zu antworten hätte! — Aber ich weiß nicht, was ich

mir für Ursachen denken soll, warum du mir diese Frage thust?

Ernst.

Und du willst mir meine Frage beantworten, wenn ich dir die Ursachen derselben sage?

Falk.

Das verspreche ich dir.

Ernst.

Ich kenne und fürchte deinen Scharfsinn.

Falk.

Meinen Scharfsinn?

Ernst.

Ich fürchte, du verkaufst mir deine Spekulation für Thatsache.

Falk.

Sehr verbunden!

Ernst.

Beleidiget dich das?

Falk.

Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfsinn nennest, was du ganz anders hättest benennen können.

Ernst.

Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht der Scharfsinnige sich selbst betriegt; wie leicht er andern Leuten Plane und Absichten leihet und unterlegt, an die sie nie gedacht haben.

Falk.

Falk.

Aber woraus schließt man auf der Leute Sinne und Absichten? Aus ihren einzeln Handlungen doch wohl?

Ernst.

Woraus sonst? — Und hier bin ich wieder bey meiner Frage. — Aus welchen einzeln, unstreitigen Handlungen der Freymäurer ist abzunehmen, daß es auch nur mit ihr Zweck ist, jene von dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menschen nothwendig machen müssen, durch sich und in sich wieder zu vereinigen.

Falk.

Und zwar ohne Nachtheil dieses Staats, und dieser Staaten.

Ernst.

Desto besser! — Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu seyn, woraus jenes abzunehmen. Wenn es nur gewisse Eigenthümlichkeiten, Besonderheiten sind, die dahin leiten, oder daraus entspringen. — Von dergleichen müßtest du sogar in deine Spekulation ausgegangen seyn; gesetzt, daß dein System nur Hypothese wäre.

Falk.

Dein Mißtrauen äussert sich noch. — Aber ich

hoffe, es soll sich verlieren, wenn ich dir ein Grundgesetz der Freymäurer zu Gemüthe führe.

Ernst.

Und welches?

Falk.

Nach welchem sie nie ein Geheimniß gemacht haben. Nach welchem sie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernst.

Was ist

Falk.

Das ist, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterschied des Vaterlandes, ohne Unterschied der Religion, ohne Unterschied seines bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen.

Ernst.

Wahrhaftig

Falk.

Freylich scheint dieses Grundgesetze dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg sind, vielmehr bereits voraus zu setzen, als die Absicht zu haben, sie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wohl in der Luft seyn, ehe es sich als Salpeter an den Wänden anlegt.

Ernst.

O ja!

Falk.

Und warum sollten die Freymäurer sich nicht hier einer gewöhnlichen List haben bedienen dürfen? — Daß man einen Theil seiner geheimen Absichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas anders vermuthet, als er sieht.

Ernst.

Warum nicht?

Falk.

Warum sollte der Künstler, der Silber machen kann, nicht mit altem Bruchsilber handeln, damit man so weniger argwohne, daß er es machen kann?

Ernst.

Warum nicht?

Falk.

Ernst! — Hörst du mich? — Du antwortest im Traume, glaub ich.

Ernst.

Nein, Freund! Aber ich habe genug; genug auf diese Nacht. Morgen, mit dem frühsten, kehre ich wieder nach der Stadt.

Falk.

Schon? Und warum so bald?

Ernst.

Du kennst mich, und fragst? Wie lange dauert deine Brunnenkur noch?

Falk.

Ich habe sie vorgestern erst angefangen.

Ernst.

So sehe ich dich vor dem Ende derselben noch wieder. — Lebe wohl! gute Nacht!

Falk.

Gute Nacht! lebe wohl!

Zur Nachricht.

Der Funke hat gezündet: — Ernst gieng, und ward Freymäurer. Was er vors erste da fand, ist der Stoff eines 4ten und 5ten Gesprächs, mit welchem — sich der Weg scheidet.

Fortsetzung *)

Vorrede eines Dritten.

Der Verfasser der ersten drey Gespräche hatte diese Fortsetzung, wie man weiß, im Manuscripte zum Drucke fertig liegen, als derselbe höhern Orts einen bittenden Wink bekam, dieselbe nicht bekannt zu machen.

Vorher aber hatte er dieß vierte und fünfte Gespräch einigen Freunden mitgetheilt, welche, vermuthlich ohne seine Erlaubniß, Abschriften davon genommen hatten. Eine dieser Abschriften war dem seligen Herausgeber durch einen sonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß so viel herrliche Wahrheiten unterdrückt werden sollten, und beschloß das Manuscript, ohne Winke zu haben, drucken zu lassen.

Wenn die Begierde, Licht über so wichtige Gegenstände allgemeiner verbreitet zu sehen, nicht diese Freyheit hinlänglich entschuldiget; so läßt sich nichts weiter zu Vertheidigung derselben sagen, als daß der Herausgeber kein aufgenommener Mäurer ist.

Uebrigens dürfte man doch finden, daß er, aus Vorsicht und Achtung gegen einen sowohl Zweig dieser Gesellschaft, einige Namen, welche ganz unterschrieben waren, bey der Herausgabe nicht genannt hat.

*) 1780.

Viertes Gespräch.

Falk.

Ernst? Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich habe meine Brunnenkur längst beschlossen.

Ernst.

Und befindest Dich wohl darauf? Ich freue mich.

Falk.

Was ist das? Man hat mir ein: "ich freue mich," ärgerlich ausgesprochen.

Ernst.

Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht über Dich bin. —

Falk.

Ueber mich?

Ernst.

Du hast mich zu einem albernen Schritte verleitet — Sieh her! — Gieb mir Deine Hand! — Was sagst Du? — Du suchst die Achseln? Das hätte mir noch gefehlt.

Falk.

Dich verleitet?

Ernſt.

Es kann ſeyn, ohne daß Du es gewollt haſt.

Falk.

Und ſoll doch Schuld haben.

Ernſt.

Der Mann Gottes ſpricht dem Volke von einem Lande, da Milch und Honig innen fließt, und das Volk ſoll ſich nicht darnach ſehnen? Und ſoll über den Mann Gottes nicht murren, wenn er ſie, anſtatt in dieſes gelobte Land, in dürre Wüſten führt?

Falk.

Nun, nun! der Schade kann doch ſo groß nicht ſeyn. — Dazu ſehe ich ja, daß Du ſchon bey den Gräbern unſerer Vorfahren gearbeitet haſt.

Ernſt.

Aber ſie waren nicht mit Flammen, ſondern mit Rauch umgeben.

Falk.

So warte, bis ſich der Rauch verzieht, und die Flamme wird leuchten und wärmen.

Ernſt.

Der Rauch wird mich erſticken, ehe mir die Flamme leuchtet, und wärmen, ſehe ich wohl, werden ſich Andere an ihr, die den Rauch beſſer vertragen können.

Falk.

Du ſprichſt doch nicht von Leuten, die ſich vom

Rauch gern beissen lassen, wenn es nur der Rauch einer freunden fetten Küche ist?

Ernst.

Du kennst sie also doch?

Falk.

Ich habe von ihnen gehört.

Ernst.

Um so mehr, was konnte Dich bewegen mich auf dieß Eis zu führen? Mir dazu Sachen vorzuspiegeln, deren Ungrund Du nur allzuwohl wußtest?

Falk.

Dein Verdruß macht Dich sehr ungerecht. — Ich sollte mit Dir von der Freymaurerey gesprochen haben, ohne es auf mehr als eine Art zu verstehen zu geben, wie unnütz es sey, daß jeder ehrliche Mann ein Freymaurer werde — wie unnöthig nur? — ja, wie schädlich. —

Ernst.

Das mag wohl seyn.

Falk.

Ich sollte Dir nicht gesagt haben, daß man die höchsten Pflichten der Maurerey erfüllen könne, ohne ein Freymaurer zu heissen?

Ernst.

Vielmehr erinnere ich mich dessen. — Aber Du weißt ja wohl, wenn meine Fantasie einmal den Fit-

tig ausbreitet, einen Schlag damit thut — kann ich sie halten? — Ich werfe Dir nichts vor, als daß Du ihr eine solche Lockspeise zeigtest.

Falk.

Die Du zu erreichen doch auch sehr bald müde geworden. — Und warum sagtest Du mir nicht ein Wort von Deinem Vorsatze?

Ernst.

Würdest Du mir davon abgerathen haben?

Falk.

Ganz gewiß! — Wer wollte einem raschen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwätzen? Ich mache Dir kein Kompliment; Du warst schon zu weit, um von da wieder abzugehen. Gleichwohl konnte man mit Dir keine Ausnahme machen. Den Weg müssen Alle betreten.

Ernst.

Es sollte mich auch nicht reuen ihn betreten zu haben, wenn ich nur nur von dem noch übrigen Wege noch mehr zu versprechen hätte. Aber Vertröstungen, und wieder Vertröstungen, und nichts als Vertröstungen!

Falk.

Wenn man Dich doch schon vertröstet! Und auf was vertröstet man Dich denn?

Ernſt.

Das weiß ja wohl, auf die ſchottiſche Maurerey, auf die ſchottiſchen Ritter.

Falk.

Nun ja, eben recht. — Aber weſſen hat ſich denn der ſchottiſche Ritter zu tröſten? —

Ernſt.

Wer das wüßte!

Falk.

Und Deines Gleichen, die andern Neulinge des Orden's, wiſſen denn die auch nichts?

Ernſt.

O die! die wiſſen ſo viel! — Der Eine will Gold machen, der Andere will Geiſter beſchwören, der Dritte will die Ehe wieder herſtellen. — Du lächelſt. — Und kicheln nur? —

Falk.

Was kann ich anders?

Ernſt.

Unwiſſen bejammern über ſolche Querköpfe!

Falk.

Wenn mich nicht Einer mit ihnen wieder verſöhnte.

Ernſt.

Und was?

Falk.

Daß ich in allen dieſen Träumereyen Streben

nach Würklichkeit erkenne, daß sich aus allen diesen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Ernst.

Auch aus der Goldmacherey?

Falk.

Auch aus der Goldmacherey. Ob sich würklich Gold machen läßt, oder nicht machen läßt, gilt mir gleichviel. Aber ich bin sehr versichert, daß vernünftige Menschen nur in Rücksicht auf Freymaurerey es machen zu können wünschen werden. Auch wird der erste der beste, dem der Stein der Weisen zu Theil wird, in dem nämlichen Augenblicke Freymaurer. — Und es ist doch sonderbar, daß dieses alle Nachrichten bestätigen, mit welchen sich die Welt von wahren oder vermeynten Goldmachern trägt.

Ernst.

Und die Geisterbeschwörer.

Falk.

Von ihnen gilt ohngefehr das nämliche. — Unmöglich können Geister auf die Stimme eines andern Menschen hören, als eines Freymaurers.

Ernst.

Wie ernsthaft du solche Dinge sagen kannst! —

Falk.

Bey allem Was heilig ist! nicht ernsthafter als sie sind. —

Ernſt.

Wenn das wäre! — Aber endlich die neuen *** wenn Gott will?

Falk.

Vollends die!

Ernſt.

Siehſt Du! Von denen weißt Du nichts zu ſagen. Denn *** waren doch einmal; Goldmacher aber und Geiſterbeſchwörer gab es vielleicht nie. Und es läßt ſich freylich beſſer ſagen, wie die Freymaurer ſich zu ſolchen Weſen der Einbildung verhalten, als zu wirklichen.

Falk.

— Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder —

Ernſt.

Auch gut! Wenn man nur wenigſtens weiß, daß unter zwey Sätzen einer wahr iſt: Nun! Entweder dieſe *** would be —

Falk.

Ernſt! Ich Du noch eine Stunde länger, völlig ausſagſt! Auf mein Gewiſſen! — Dieſe Herren dieſe ſind entweder gewiß auf dem rechten Weg, oder ſo weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hoffnung zu dem Ziele jemals darauf zu gelangen.

Ernſt.

Ich muß das ſonſt unbeſorgt; Denn Dich um eine nähere Erklärung zu bitten. —

Falk.

Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimniß gemacht.

Ernſt.

Wie verſtehſt Du das?

Falk.

Das Geheimniß der Freymaurerey, wie ich Dir ſchon geſagt habe, iſt das, was der Freymaurer nicht über ſeine Lippen bringen darf, wenn es auch möglich wäre, daß er es wollte. Aber Heimlichkeiten ſind Dinge, die ſich wohl ſagen laſſen, und die man nur zu gewiſſen Zeiten, in gewiſſen Ländern, theils aus Neid verhehlte, theils aus Furcht verbiß, theils aus Klugheit verſchwieg.

Ernſt.

Zum Exempel?

Falk.

Zum Exempel! Gleich dieſe Verwandtſchaft unſerer * * * und Freymaurern. Es kann wohl ſeyn, daß es einmal nöthig und gutwar, ſich davon nichts merken zu laſſen. — Aber jetzt — jetzt kann es im Gegentheil höchſt verderblich werden, wenn man aus dieſer Verwandtſchaft noch länger ein Geheimniß macht. Man müßte ſie vielmehr laut bekennen, und nur den gehörigen Punkt beſtimmen, in welchem die * * * die Freymaurer ihren Lehrmeiſter

Ernst.

Darf ich ihn wissen, diesen Punkt?

Falk.

Lies die Geschichte der *** mit Bedacht! Du mußt ihn errathen. Auch wirst Du ihn gewiß errathen, und eben das wäre die Ursache, warum Du kein Freymaurer hättest werden müssen.

Ernst.

Daß ich nicht den Augenblick unter meinen Büchern sitze! — Und wenn ich ihn errathe, müßt Du mir gestehen, daß ich ihn errathen habe?

Falk.

Du wirst zugleich finden, daß Du dieses Geständniß nicht brauchst — Aber auf mein Dilemma wieder zurückzukommen! Eben dieser Punkt ist es allein, woraus die Entscheidung desselben zu holen ist — Sehen und fühlen alle Freymaurer, welche jetzt mit den *** schwanger gehen, diesen rechten Punkt; Wohl ihnen! Wohl der Welt! Segen zu allem, was sie thun! Segen zu allem, was sie unterlassen! — Erkennen und fühlen sie ihn aber nicht, jenen Punkt; hat sie ein bloßer Gleichklang verführet; hat sie blos der Freymaurer der die *** arbeitet, auf die *** gebracht; haben sie sich nur in das ... auf dem ... vergafft; mögten sie gern einträgliche ... fette Pfründen sich und ihren Freunden zutheilen hön-

nen; — Nun so schenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten können.

Ernst.

Sieh! Du kannst doch noch warm und bitter werden.

Fakk.

Leider! — Ich danke Dir für Deine Bemerkung, und bin nun wieder, wie Eis.

Ernst.

Und was meinst Du wohl, welcher von den beyden Fällen der Fall dieser Herrn ist?

Fakk.

Ich fürchte der letztere — Mögt' ich mich betrügen! — Denn wenn es der erste wäre; wie könnten sie einen so seltsamen Anschlag haben? — die *** wieder herzustellen! — Jener große Punkt, in welchem die *** Freymaurer waren, hat nicht mehr Statt. Wenigstens ist Europa längst darüber hinaus, und bedarf darinn weiter keines ausserordentlichen Vorschubs — Was wollen sie also? Wollen sie auch ein Schwamm werden, den die Großen einmal ausdrücken? — Doch an wen diese Frage? Und wider wen? Hast Du mir denn gesagt. — Hast Du mir sagen können, daß mit diesen Grillen von Goldmachern, Geister-Bannern, ***, sich

andre, als die Neulinge des Ordens schleppen? — Aber Kinder werden Männer — Laß sie nur! — Genug, wie gesagt, daß ich schon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit sichrer Hand führen werden.

Ernst.

Im Grunde, mein Freund! Sind es auch nicht diese Kindereyen, die mich unmuthig machen. Ohne zu vermuthen, daß etwas Ernsthaftes hinter ihnen seyn könnte, sahe ich über sie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen Wallfischen ausgeworfen! — Aber was mich nagt, ist das: daß ich überall nichts sehe, überall nichts höre, als diese Kindereyen, daß von dem, dessen Erwartung Du in mir erregtest, keiner etwas wissen will. Ich mag diesen Ton angeben, so oft ich will, gegen wen ich will; niemand will einstimmen, immer und aller Orten das tiefste Stillschweigen.

Falk.

Du meinst —

Ernst.

Jene Gleichheit, die Du mir als Grundgesetz des Ordens angegeben; Jene Gleichheit, die meine ganze Seele mit so unerwarteter Hofnung erfüllte, mit der Hofnung sie endlich in Gesellschaft von Menschen athmen zu können, die über alle bürgerliche Modifikations

diſkations hinweg zu denken verſtehen, ohne ſich an einer zum Nachtheil eines Dritten zu verſündigen —

Falk.

Nun?

Ernſt.

Sie wäre noch! Wenn ſie jemals geweſen! — Laß einen aufgeklärten Juden kommen, und ſich melden! "Ja„ heißt es "ein Jude? Chriſt wenigſtens „muß freylich der Freymaurer ſeyn.„ Es iſt nun gleichviel was für ein Chriſt. "Ohne Unterſchied „der Religion, heißt nur, ohne Unterſchied der drey „im heiligen römiſchen Reiche öffentlich geduldeten „Religionen„ — Meinſt du auch ſo?

Falk.

Ich nun wohl nicht.

Ernſt.

Laß einen ehrlichen Schuſter, der bey ſeinem Leiſte Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jakob Böhme und Hans Sachſe) laß ihn kommen, und ſich melden! "Ja„ heißt es "ein Schuſter!„ freylich ein Schuſter — Laß einen treulich erfahrnen Dienſtboten kommen und ſich melden — "Ja„ heißt es "dergleichen Leute frey„lich, die ſich die Farbe zu ihrem Rocke nicht ſelbſt „wählen — Wir ſind unter uns ſo gute Geſell„ſchaft„ —

Falk.

Und wie gute Gesellschaft sind sie denn?

Ernst.

Ey nun! Daran habe ich allerdings weiter nichts auszusetzen, als daß es nur gute Gesellschaft ist, die man in der Welt so müde wird — Prinzen, Grafen, Herrn, Offiziere, Räthe von allerley Beschlag, Kaufleute, Künstler — alle die schwärmen freylich ohne Unterschied des Standes in der Loge unter einander durch — Aber in der That sind doch alle nur von einem Stande, und der ist leider —

Falk.

Das, war nun wohl zu meiner Zeit nicht so — Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kann nur rathen — Ich bin zu lange Zeit auffer aller Verbindung mit Logen, von welcher Art sie auch seyn müssen — In die Loge vor jetzt, auf eine Zeit nicht können zugelassen werden, und von der Freymaurerey ausgeschlossen seyn, sind doch noch zwey verschiedene Dinge.

Ernst.

Wie so?

Falk.

Weil Loge sich zur Freymaurerey verhält, wie Kirche zum Glauben. Aus dem äusseren Wohlstande der Kirche ist für den Glauben der Glieder

nichts, gar nichts, zu schließen. Vielmehr giebt es einen gewissen äusserlichen Wohlstand derselben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben bestehen könnte. Auch haben sich beyde noch nie vertragen, sondern eins hat das andere, wie die Geschichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet. Und so auch, fürchte ich, fürchte ich —

Ernst.

Was?

Falk.

Kurz! Das Logenwesen, so wie ich höre, daß es jetzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Eine Kasse haben; Kapitale machen; diese Kapitale belegen; sie auf den besten Pfenning zu benutzen suchen; sich ankaufen wollen; von Königen und Fürsten sich Privilegien geben lassen, das Ansehn und die Gewalt derselben zu Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Observanz sind, als der, die man so gern zum Wesen der Sache machen mögte — Wenn das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falsch prophezeyet haben!

Ernst.

Je nun! Was kann denn werden? Der Staat fühlt jetzt nicht mehr so zu. Und zudem sind sie wohl unter den Personen, die seine Gesetze machen, oder handhaben, selbst schon zu viel Freymaurer —

Falk.

Gut! Wenn sie also auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was denkst Du wird eine solche Verfassung für Einfluß auf sie selbst haben? Geriethen sie dadurch nicht offenbar wieder dahin, wovon sie sich losreißen wollten? Werden sie nicht aufhören zu seyn, was sie seyn wollen? — Ich weiß nicht ob Du mich ganz verstehst —

Ernst.

Rede nur weiter!

Falk.

Zwar! — ja wohl — nichts dauert ewig — Vielleicht soll dieses eben den Weg seyn, den die Vorsicht ausersehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freymaurerey ein Ende zu machen —

Ernst.

Schema der Freymaurerey? Was meynst Du so? Schema?

Falk.

Nun! Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernst.

Ich weiß noch nicht —

Falk.

Du wirst doch nicht glauben, daß die Freymaurer Freymaurerey gespielt?

Ernst.

Was ist nun das? Die Freymaurer nicht Freymaurerey gespielt?

Falk.

Mit andern Worten! Meynst Du denn, daß das, was die Freymaurerey ist, immer Freymaurerey geheissen? — Aber sieh! Schon Mittag vorbey! Da kommen ja bereits meine Gäste! Du bleibst doch?

Ernst.

Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wohl, denn mich erwartet eine doppelte Sättigung.

Falk.

Nur bey Tische, bitte ich, kein Wort.

Fünftes Gespräch.

Ernst.

Endlich sind sie fort! — O die Schwätzer! — Und merktest Du denn nicht, oder wolltest Du denn nicht merken, daß der eine mit der Warze an dem Kinn — heiße er wie er will! — ein Freymaurer ist? Er klopfte so oft an.

Falk.

Ich hörte ihn wohl. Ich merkte sogar in seinen Reden, was Dir wohl nicht so aufgefallen — Er ist von denen, die in Europa für die Amerikaner fechten —

Ernst.

Das wäre nicht das Schlimmste an ihm.

Falk.

Und hat die Grille, daß der Kongreß eine Loge ist; daß da endlich die Freymaurerey ihr Reich mit gewafneter Hand gründet.

Ernst.

Giebt es auch solche Träumer?

Falk.

Es muß doch wohl.

Ernſt.

Und woraus nimſt Du dieſen Wurm ihm ab?

Falk.

Aus einem Zuge, der Dir auch ſchon einmal kenntlich werden wird.

Ernſt.

Bey Gott! wenn ich wüßte, daß ich mich in den Freymaurern gar ſo betrogen hätte! —

Falk.

Sey ohne Sorge, der Freymaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne, und läßt die Lichter brennen, ſo lange ſie wollen und können. — Die Lichter auslöſchen, und wenn ſie ausgelöſcht ſind erſt wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andre Lichter wieder aufſtecken muß; das iſt der Freymaurer Sache nicht.

Ernſt.

Das denke ich auch. — Was Blut koſtet iſt gewiß kein Blut werth.

Falk.

Vortrefflich! — Nun frage, was Du willſt! Ich muß Dir antworten.

Ernſt.

So wird meines Fragens kein Ende ſeyn.

Falk.

Nur kannſt Du den Anfang nicht finden.

Ernſt.

Verſtand ich Dich, oder verſtand ich Dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widerſprichſt Du Dir, oder widerſprichſt Du Dir nicht? — Denn allerdings, als Du mir einmal ſagteſt: Die Freymaurerey ſey immer geweſen, verſtand ich es alſo, daß nicht allein ihr Weſen, ſondern auch ihre gegenwärtige Verfaſſung ſich von undenklichen Zeiten herſchreibe.

Falk.

Wenn es mit beyden einerley Bewandtniß hätte! — Ihrem Weſen nach iſt die Freymaurerey eben ſo alt, als die bürgerliche Geſellſchaft. Beyde konnten nicht anders als miteinander entſtehen. — Wenn nicht gar die bürgerliche Geſellſchaft nur ein Sprößling der Freymaurerey iſt, denn die Flamme im Brennpunkte iſt auch Ausfluß der Sonne.

Ernſt.

Auch mir ſchimmert das ſo vor. —

Falk.

Es ſey aber Mutter und Tochter, oder Schweſter und Schweſter; ihr beyderſeitiges Schickſal hat immer wechſelſeitig in einander gewürkt. Wo ſich die bürgerliche Geſellſchaft befand, befand ſich aller Orten auch die Freymaurerey, und ſo umgekehrt. Es war immer das ſicherſte Kennzeichen einer geſunden,

nervösen Staatsverfassung, wenn sich die Freymaurerey neben ihr blicken ließ; so wie es noch jetzt das ohnfehlbare Merkmal eines schwachen, furchtsamen Staats ist, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernst.

Zu verstehen — die Freymaurerey!

Falk.

Sicherlich! — Denn die beruht im Grunde nicht auf äusserliche Verbindungen, die so leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten; sondern auf das Gefühl gemeinschaftlich sympathisierender Geister.

Ernst.

Und wer unterfängt sich denen zu gebieten?

Falk.

Indeß hat freylich die Freymaurerey immer und aller Orten sich nach der bürgerlichen Gesellschaft schmiegen und biegen müssen, denn diese war stets die stärkere. So mancherley die bürgerliche Gesellschaft gewesen, so mancherley Formen hat auch die Freymaurerey anzunehmen sich nicht entbrechen können, und hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannst Du glauben, daß der Name Freymaurerey älter seyn werde, als diejenige herrschende Denkungsart der Staaten, nach der sie genau abgewogen worden?

Ernſt.

Und welches iſt dieſe herrſchende Denkungsart?

Falk.

Das bleibt Deiner eigenen Nachforſchung überlaſſen. — Genug, wenn ich Dir ſage, daß der Name Freymaurer, ein Glied unſerer geheimen Verbrüderung anzuzeigen, vor dem Anfange dieſes laufenden Jahrhunderts nie gehört worden. Er kömmt zuverläßig vor dieſer Zeit in keinem gedruckten Buche vor, und den will ich ſehen, der mir ihn auch nur in einer geſchriebenen älteren Urkunde zeigen will.

Ernſt.

Das heißt: den deutſchen Namen.

Falk.

Nein, nein! auch das urſprüngliche Free-Maſon, ſo wie alle darnach gewandelte Ueberſetzungen, in welcher Sprache es auch ſeyn mag.

Ernſt.

Nicht doch! — Beſinne Dich. — In keinem gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

Falk.

In keinem.

Ernſt.

Gleichwohl habe ich ſelbſt. —

Falk.

So? — Iſt auch Dir von dem Glaube etwas

in die Augen gelogen, den man um sich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernst.

Aber doch die Stelle im —

Falk.

In der Londinopolis? Nicht wahr. — Staub!

Ernst.

Und die Parlamentsakte unter Heinrich dem Sechsten?

Falk.

Staub!

Ernst.

Und die großen Privilegia, die Karl der Eilfte, König von Schweden, der Loge von Gothenburg ertheilte?

Falk.

Staub!

Ernst.

Und Locke?

Falk.

Was für ein Locke?

Ernst.

Der Philosoph. — Sein Schreiben an den Grafen von Pembrock; seine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des Sechsten eigener Hand geschrieben?

Falk.

Das muß ja wohl ein ganz neuer Feind seyn; den kenne ich nicht. — Aber wieder Heinrich der Sechste? — Staub! und nichts als Staub!

Ernst.

Nimmermehr!

Falk.

Weißt Du einen gelinderen Namen für Wortverdrehungen, für untergeschobene Urkunden?

Ernst.

Und das hätten sie so lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

Falk.

Warum nicht? die Augen sind viel zu wenig, als daß sie allen Geckereyen, gleich bey ihrem entstehen, widersprechen könnten. Genug, daß bey ihnen keine Verjährung Statt findet. — Freylich wäre es besser, wenn man vor dem Publiko ganz und gar keine Geckereyen unternähme, denn gewiß das Verächtlichste ist, daß sich niemand die Mühe nimmt, sich ihnen entgegen zu stellen, wodurch sie mit dem Laufe der Zeit das Ansehn einer sehr ernsthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tausend Jahren: „würde man denn so viel die Welt „haben schreiben dürfen, wenn es nicht wahr gewe„sen wäre? Man hat diesen glaubwürdigen Männern

„Damals nicht? Wieder sprechen, und Ihr wollt Ihnen „nicht zu nahe thun?

Ernst.

O Geschichte! O Geschichte! Was bist du?

Falk.

Andersons kahle Rapsodie, in welcher die Historie des Bauhaus für die Historie des Ordens untergeschoben wird, mögte noch hingehen! Für einmal, und für damals mogte das gut seyn. — Dazu war die Gauckeley so handgreiflich. — Aber daß man noch jetzt auf diesem morastigen Grunde fortbauet, daß man noch immer gedrungen haben will, was man mündlich gegen einen ernsthaften Mann vorzugeben sich schämt, daß man zu Fortsetzung eines Scherzes, den man längst hätte sollen fallen lassen, sich eine forgery erlaubt, auf welche, wenn sie ein nichtswürdiges bürgerliches Interesse betrifft, die pillory steht. —

Ernst.

Wenn es denn nun aber wahr wäre, daß hier mehr als Mauerwerk vorgefallen? Wenn es nun wahr wäre, daß das Geheimniß des Ordens sich von Alters her unter dem honorigen Handwerke vornämlich erhalten hätte? —

Falk. —

Wenn es wahr wäre?

Und muß es nicht wahr seyn? — Denn wie kä-

me der Orden sonst dazu, die Gunst über dieses Handwerks zu entlehnen? Eben dieses? Und warum keines andern?

Falk.

Die Frage ist allerdings verfänglich.

Ernst.

Ein solcher Umstand muß doch eine Ursache haben?

Falk.

Und hat sie.

Ernst.

Und hat sie? Und hat eine andere Ursache, als jene vermeynte?

Falk.

Eine ganz andere.

Ernst.

Soll ich rathen, oder darf ich fragen?

Falk.

Wenn Du mir schon eher eine ganz andere Frage gethan hättest, die ich längst erwarten mußte, so würde Dir das Rathen nun nicht schwer fallen.

Ernst.

Eine andere Frage, die Du längst hättest erwarten müssen? —

Falk.

Denn, wenn ich Dir sagte, daß das, was Frey-

maurerey ist, nicht immer Freymaurerey geheißen, was war natürlicher und näher —

Ernst.

Als zu fragen, wie es sonst geheißen? — ja wohl! — So frage ich es denn nun.

Falk.

Wie die Freymaurerey geheißen, ehe sie Freymaurerey hieß, fragst Du? — Masoney. —

Ernst.

Nun für freylich! Masonry auf Englisch. —

Falk.

Auf Englisch nicht Masonry, sondern Masony. — Nicht von Mason, der Maurer, sondern von Mase, der Tisch, die Tafel.

Ernst.

Mase, der Tisch, in welcher Sprache?

Falk.

In der Sprache der Angelsachsen, doch nicht in dieser allein, sondern auch in der Sprache der Gothen und Franken, folglich ein ursprünglich deutsches Wort, von welchem noch jetzt so mancherley Abstammungen üblich sind, oder doch ehmlängst üblich waren, als: Maskopie, Masleidig, Masgenosse; selbst Masoney war zu Luthers Zeiten noch häufig im Gebrauche; nur daß es seine gute Bedeutung ein wenig verschlimmert hatte.

Ernſt.

Ich weiß weder von ſeiner guten, noch von ſeiner verſchlimmerten Bedeutung.

Falk.

Aber die Sitte unſerer Vorfahren weißt Du doch, auch die wichtigſten Dinge am Tiſche zu überlegen? — Mache alſo der Tiſch, und Maſoney eine geſchloſſene Tiſchgeſellſchaft. Und wie aus einer geſchloſſenen, vertrauten Tiſchgeſellſchaft ein Saufgelach worden, in welchem Verſtande Agrikola das Wort Maſoney braucht, kannſt Du leicht abnehmen.

Ernſt.

Wäre es dem Namen Loge vor einiger Zeit bald beſſer gegangen?

Falk.

Vorher aber, ehe die Maſoneyen zum Theil ſo ausarteten, und in der guten Meynung des Publikums ſo herabkamen, ſtanden ſie in deſto größerem Anſehn. Es war kein Hof in Deutſchland, weder klein noch groß, der nicht ſeine Maſoney hatte. Die alten Lieder- und Geſchichtsbücher ſind davon Zeugen. Eigene Gebäude, die mit den Schlöſſern und Pallästen der regierenden Herrn verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man in neuerer Zeit ſo manche ungegründete Auslegung hat. — Und was brauche ich Dir zu ihrem

rem Ruhme mehr zu sagen, als daß die Gesellschaft der runden Tafel die erste und älteste Masoney war, von der sie insgesammt abstammen?

Ernst.

Der runden Tafel? das steigt in ein sehr fabelhaftes Alterthum hinauf —

Falk.

Die Geschichte des Königs Arthur sey so fabelhaft als sie will, die runde Tafel ist so fabelhaft nicht.

Ernst.

Arthur soll doch der Stifter derselben gewesen seyn.

Falk.

Mit nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach, — Arthur, oder sein Vater, hatten sie von den Angelsachsen angenommen, wie schon der Name Masoney vermuthen läßt; Und was versteht sich mehr von selbst, als daß die Angelsachsen keine Sitte nach England herüber brachten, die sie in ihrem Vaterlande nicht zurückließen? Auch sieht man es an mehreren deutschen Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der großen bürgerlichen Gesellschaft, kleinere vertraute Gesellschaften zu machen, ihnen eigen war.

Ernst.

Hiermit meinest Du? —

Falk.

Alles was ich Dir jezt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präciſion ſage, mache ich mich anheiſchig das nächſtemal, daß ich mich mit Dir in der Stadt unter meinen Büchern befinde, ſchwarz auf weiß zu belegen — Höre mich jezt nur, wie man das erſte Gerücht irgend einer großen Begebenheit hört. Es reizt die Neugierde mehr, als daß es ſie befriedigt.

Ernſt.

Wo bliebſt Du?

Falk.

Die Maſoney alſo war eine deutſche Sitte, welche die Sachſen nach England verpflanzten. Die Gelehrten ſind uneinig, wer die Maſe-Thonas unter ihnen waren, allem Anſehen nach die Edlen der Maſonry, welche ſo tiefe Wurzeln in dieſem neuen Boden ſchlug, daß ſie unter allen nachfolgenden Staatsveränderungen beyblieb, und ſich von Zeit zu Zeit in der herrlichſten Blüthe zeigte. Beſonders waren die Maſoneyen der * * * im zwölften Jahrhundert und im dreyzehnten in ſehr großem Rufe. Und ſo eine * * * Maſoney war es, die ſich, bis zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, trotz der Aufhebung des Ordens, mitten in London erhalten hatte — Und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeſchriebe-

nen Historie freylich ermangelu; Aber eine sorgfältig aufbewahrte Tradition, die so viel Merkmale der Wahrheit hat, ist bereit diesen Mangel zu ersetzen.

Ernst.

Und was hindert diese Tradition endlich einmal durch schriftliche Vorzeigungen sich zur Geschichte zu erheben?

Falk.

Hindert? Nichts hindert! Alles räth vielmehr dazu an — Wenigstens fühle ich, ich fühle mich berechtigt, ja verpflichtet, Dir und Allen, welche sich mit Dir in dem nemlichen Falle befinden, länger kein Geheimniß daraus zu machen.

Ernst.

Nun denn! — Ich bin in der äußersten Erwartung.

Falk.

Jene *** Maloney also, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London bestand, aber in aller Stille bestand, hatte ihr Versammlungshaus ohnfern der Sanct Paulskirche, die damals neu erbauet ward. Der Baumeister dieser zweyten Kirche der ganzen Welt war —

Ernst.

Christoph Wren —

TAYLOR INST. OXFORD

Falk.

Und Du haſt den Schöpfer der ganzen heutigen Freymaurerey genannt —

Ernſt.

Ihn?

Falk.

Kurz! Wren, der Baumeiſter der St. Paulskirche, in deren Nähe ſich eine uralte Maſoney, von undenklichen Jahren her verſammelte, war ein Mitglied dieſer Maſoney, welche er die dreyßig Jahre über, die der Bau dauerte, um ſo öfterer beſuchte.

Ernſt.

Ich fange an ein Misverſtändniß zu wittern.

Falk.

Nichts anders! Die wahre Bedeutung des Worts Maſoney war bey dem engliſchen Volke vergeſſen, verlohren — Eine Maſony, die in der Nähe eines ſo wichtigen Baues lag, in der ſich der Meiſter dieſes Baues ſo fleißig finden ließ, was kann die anders ſeyn, als eine Maſonry, als eine Geſellſchaft von Bauverſtändigen, mit welchen Wren die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? —

Ernſt.

Natürlich genug!

Falk.

Die Fortſetzung eines ſolchen Baues, einer ſolchen

Kirche intereßirte ganz London. Um Nachrichten davon aus der erſten Hand zu haben, bewarb ſich jeder, der einige Kenntniſſe von Baukunſt zu haben vermeynte, um Zutritt zu der vermeynten Maſonry — und bewarb ſich vergebens. Endlich — Du kennſt Chriſtoph Wren, nicht blos dem Namen nach, Du weißt, welch ein erfindſamer, thätiger Kopf er war. Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wiſſenſchaften entwerfen helfen, welche ſpekulativiſche Wahrheiten gemeinnüziger, und dem bürgerlichen Leben erſprießlicher machen ſollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Geſellſchaft bey, welche ſich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Spekulation erhöbe. "Dort, dachte er, „würde unterſucht, was unter dem Wahren, brauch„bar; und hier, was unter dem Brauchbaren, wahr „wäre. Wie, wenn ich einige Grundſätze der Maſonery „exoteriſch machte? Wie, wenn ich das, was ſich nicht „exoteriſch machen läßt, unter die Hieroglyphen und „Symbole deſſelben Handwerks verſteckte, und was „man jetzt unter dem Worte Maſonry verſteht, zu ei„ner Free-Maſonry erweiterte, an welcher Mehrere „Theil nehmen könnten?„ —So dachte Wren, und die Freymaurerey ward — Ernſt! Wie iſt Dir?

Ernſt.

Wie einem Geblendeten.

Falk.

Geht Dir nun einiges Licht auf?

Ernst.

Einiges? Zuviel auf einmal.

Falk.

Begreifst Du nun —

Ernst.

Ich bitte Dich Freund, nichts mehr! — Aber hast Du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk.

Wünschest Du mich da?

Ernst.

Wünsche? — nachdem Du mir versprochen —

Falk.

Es hab ich der Verrichtungen daselbst genug — Noch einmal! ich werde mich über manches aus dem Gedächtnisse zu schwankend, zu unbefriedigend ausgedruckt haben — Unter meinen Büchern sollst Du sehen und greifen — Die Sonne geht unter, Du mußt in die Stadt. Lebe wohl! —

Ernst.

Eine andre gieng mir auf. Lebe wohl!

Nachricht.

Ein sechstes Gespräch, welches unter diesen Freunden vorfiel, ist nicht so nachzubilden. Aber das Wesentliche davon ist zu kritischen Anmerkungen über das fünfte Gespräch bestimmt, die man zur Zeit noch zurückhält.

Andreas Scultetus.

Aus zwey Briefen an den Herrn Prof. Zacharia.

(von Hamburg, 1769.)

I.

Es ist so, mein Freund, wie Ihnen unser Ebert gesagt hat. Ich besitze, schon seit geraumer Zeit, von einem deutschen Dichter, einem Schlesier, einem Zeitverwandten des Opitz, den man längst wieder vergessen hat, wenn er anders je außer den Mauern seiner Stadt bekannt geworden, verschiedene gedruckte Stücke, die es sehr wohl verdienten, daß man sie, wenigstens auf einige Zeit, der Vergessenheit wieder entrisse.

Er heißt Andreas Scultetus. Der Geschlechtsname Scultetus, kömmt in der Rolle der Reimer und Versmacher häufig genug vor. Aber von einem Andreas werden Sie, weder bey dem Neumeister, noch John, noch irgendwo, die geringste Erwehnung finden; welches mir lange Zeit unbegreiflich gewesen.

Das erste Stück von ihm gerieth mir, vor länger als zwanzig Jahren, zu Wittenberg, in dasiger Universitätsbibliothek in die Hände, wo ein glücklicher

Zufall unter einem Wuste alter Leichen- und Hochzeitlieder, meine Augen darauf lenkte. Der Titel versprach Bombast: *Andreæ Sculteti, Boleslavii*, Oesterliche Triumphposaune. *) Doch er betrog mich, auf eine angenehme Art. Nicht zwar, als ob mir gar nichts von Schwulst in einem Gedicht, welches so abentheuerlich angekündiget ward, aufgestossen wäre. Aber ich fand doch weit mehr wahres Erhabne, als Schwulst. Auch schrieb ich mir es von Wort zu Wort ab: und ich habe es nach der Zeit so oft gelesen, so oft vorgelesen, mir es so oft vorlesen lassen, daß ich jede gute Zeile darinn getreulich aus dem Gedächtnisse wieder herstellen könnte, wenn die wenigen Abdrücke, die vielleicht noch in dem oder jenem Winkel stecken, mit sammt meiner Abschrift, alle auf einmal verschwänden.

Gleich der Anfang überraschte mich außerordentlich: und was mich damals überraschte, gefällt mir noch immer.

Laß Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen:
Mich, HErr, kann ohne dich kein Muttermensch erkennen.
Du pfropfest in die Brust der Sinne Wunderkraft,
Die uns zu Menschen macht: du pflanzest Wissenschaft,
Die uns in Göttern lehrt. Ach nähre schlechter Gaben
Doch mein Vermögen ist, Vermögen wollen haben.

*) Gedruckt zu Breslau mit Baumannischen Schriften 1624 auf zwey vollen Bogen in Quart.

Trägt meine Sinngeburt nur keinen Spott davon,
So schätz ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron,
— — — — —
— — — sein strahlumzirktes Licht
Verschmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,
Feucht Wasser euch empor: so brechen schlechte Leute
Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut, so höre heute
See, Himmel, Erd und Luft, was immer hören kann,
Das höre mich geneigt, mich Osterfängern an.

Der wahre Ton des Opitz, wo er am meisten Opitz ist! Die Gedanken richtig, edel und neu: der Ausdruck leicht und doch stark, gewählt und doch natürlich.

In dieser so demüthigen als zuversichtlichen Anrufung, kündiget der Dichter seinen Vorwurf mit einem einzigen Worte an: mich Osterfänger! Wozu auch deren mehr? Und so mit eins, voll von den Wundern und den seligen Folgen des großen Tages, den er besingt, ist er mitten in dem Lobe desselben. Er vergleicht ihn mit andern berühmten Tagen, welche seit dem schrecklichen Tage,

Da über die Natur Neptunus sich erhub,
Und, was sich regt, gesammt der Erde selbst, begrub,
Da alles Wasser war — — —

in dem Buche der Zeit aufbehalten worden. Einen jeden dieser Tage stellt uns sein flüchtiger, aber sicherer Pinsel, mit einem einzigen Zuge vor das Auge, der täuschender ist, als ein ganzes weitläuftiges Gemählde seyn würde. Der Tag

— — — — da Israels Geschlecht
Das Zeptervolk der Welt, des henchres Ziegelknechte,
Das Zuchthaus segneten; — —

Der Tag, als den Amalek
— GOttes Genetal, durch zweyer Hände Bitten
Vielmehr, als Josua durch tausend, welche stritten,
Die Flucht zu geben zwang; —

der Tag, als
— — — aller Himmel GOtt
Den trüben Sinai mit Flammen sein Gebot
Herabgedonnert hat; —

der Tag, als
— — — — David unverzagt
Dem Goliath den Tod zur Stirne eingejagt; —

der Tag, als
Elias, der Prophet, mit einem schnellen Feuer
Im Himmel Einzug hielt; —

der Tag, als
— du, o Sonnenlicht, den überschifften Ort
Zum ersten wiederum, auf Jesajas Wort,
Noch einmal hast besucht;

welche Tage! Aber was sind sie dem Dichter alle, gegen den Tag seines Liedes? Und so wie sich ihm dieser Tag zu allen andern großen Tagen verhält: so auch der Held dieses Tages zu allen andern Helden. Er berührt einige der vornehmsten, mit ein oder zwey Worten; entwirft die Hauptzüge dessen, der sie alle unendlich zurück läßt, und fängt nun an, die Glorie desselben, nach dem Muster eines wahren alten Triumphes, zu beschreiben.

Es geschieht nach diesem Muster sogar, daß er von dem Stande der Erniedrigung selbst ausgehen zu müssen, glaubet.

— — — — Wie aber bey den Alten
Den Führern, welche sich im Felde steif gehalten,
Nachdem sie überkränzt, mit Schimmeln triumphirt,
Der Schauplatz um und um mit Flecken ward schattiert,
Wo ihre Faust gekämpft: so führ ich auch im Schilde
Des Höchsten Niedrigkeit in meiner Versen Bilde
Hauptsächlich darzuthun.

Er zielet auf die Verkleinerungen und Spottlieder, unter welchen der gemeine Soldat seinem triumphirenden Feldherrn folgte. Die Wendung ist sonderbar: aber die Bilder, zu welchen sie Gelegenheit giebt, sind größtentheils vortrefflich. Urtheilen sie nach der Frage, mit welcher er ausbricht:

— — — — wo blühte seine Pracht
Als Christus eingestallt die Mutter angelacht?
Im Lächeln blos allein und in den Perlenzähren —

Oder lieber nach dem Gemählde der Mutter am Kreuze;

Wie JEsus in der Luft die Arme weit gereckt
Und sich, die ganze Welt zu fassen, ausgestreckt.
Wie seine Mutter kocht, die zwischen Furcht und Zagen
Ihr aufgeschwelltes Leid mit Kummer kann ertragen;
Die tausend Tode stirbt, und tausend Tode lebt.
Ihr Herze pocht und schwärt; ihr rechtes Herze webt
In diesem, welches stirbt. Die Thränen fließen dichte;
Kein Tropfen Menschenblut erregt sich im Gesichte,
Als welcher obenher von GOttes Wunden fällt,
Und ihren Mutterleib nach Donners Art erschällt.

Denn ich überspringe diesen ganzen Ort, ob er gleich bey weiten den gröſten Theil des Gedichts ausmacht; um Ihnen noch einiges von den Schilderungen des Brunkes und Jubels, mit welchen nun endlich der Dichter die Auferstehung Christi von der gesammten Natur feyern läßt, niederschreiben zu können. Hier kommen Stellen vor, die des gröſten Dichters würdig sind. — Suchen Sie mir eine, in allen Dichtern seines Jahrhunderts, die mit folgender verglichen zu werden verdienet? —

— — — Die Werkstatt dieser Welt
Staffirt sich stattlich aus und nimmt, als ein Gezelt,
Den Siegesherzog auf. Der Erde Lustgehege
Besetzt ihm um und um mit Blumen seine Wege.
Violen schieſsen auf, und geben, auf den Schlag
Der Telamoner Frucht, mit Blättern an den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Rindes lange Mühen,
Die Aecker, hegen Streit, wer meistes könne blühen,
Den Festtag zu begehn. Der Cypern Blume bloß,
Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt verschloß,
Behaget halb und halb, sich schaamroth zu verstecken,
Und anderwärts zur Gunst den Zierrath aufzudecken.
Der andern Kräuter Rest, so keinen Namen hat,
Stand überall bereit, wohin er tröstlich trat,
Und schienen allzumal, als hätten sie gebeten,
Ihr Herrscher wolle sie zu Ehren niedertreten.

Welche Phantasie! welche Empfindung mit einer solchen Phantasie verbunden! Die Rose, die sich lieber verstecken möchte, weil ihre Mutter, die Dorn-

hecke, das heilige zarte Haupt zerritzet! Der namenlose Rest von Kräutern, die keine andere Ehre verlangen, als von dem göttlichen Fuße zertreten zu werden!

Und doch ist die Beschreibung, welche der Dichter von der süßen Freude eines lautern Theiles der Schöpfung macht, fast noch schöner.

Ein stiller Zephyrus, der Lieblichkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus, und fodert von den Seen
Auf ein Gesangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erscheint, so schickt die Nachtigall,
Das Orgelwerk, so lebt, den tausendfachen Schall
In Deliens Losier. Hier sausen hundert Zinken,
Hier wird das Meisterwerk zu steigen und zu sinken,
Auf einmal angewandt. Der Vögelpöbel summt,
Auf ihren Mund ergrimmt: das meiste Theil verstummt.
Die Lerche bittet bloß ihr Tiretireliren
Der Fugenkünstlerinn hernach zu praktiziren,
Und schweifet trotziglich, bis an der Wolken Port,
Auf allerhand Manier mit lauten Kreisen fort;
In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren,
Den Vorzug giebt sie zwar, die Ehre nicht verlohren.

Aber wie? Erinnern Sie sich wohl, bey einem von unsern neuern Dichtern, die letzte ohne eine Zeile, fast von Wort zu Wort bereits gelesen zu haben?

In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren.

Sagt nicht auch Kleist, ebenfalls von der Lerche?

Die Lerche, die im Auge nicht,
Doch immer in den Ohren ist.

Sollte es wohl möglich seyn, daß an eben derselben Sache zwey Dichter von selbst eben denselben kleinen

Umstand bemerket, und ihn von selbst mit eben denselben Worten ausgedrückt hätten? Warum nicht möglich? Besonders, wenn der Umstand so wahr, so einleuchtend ist, und die Worte so ungesucht sind, als hier. Man sollte sich einbilden, man könne eine Lerche gar nicht hören, ohne anzumerken, daß das Auge, geblendet von dem Schimmer der frühen Sonne, in welchem sich der Sänger badet, schwerlich abnehmen könne, wo der Ton herkomme. Aber gleichwohl ist dieses der Fall hier nicht: sondern die Wahrheit ist, daß Kleist den gemeinschaftlichen Umstand nicht unmittelbar aus der Natur genommen hat. Zu der Zeit nämlich, als er das Geburtslied verfertigte, in welchem er ihm einen Platz gegeben, hatte ich das Glück täglich um ihn zu seyn. Er machte mir öfter das Vergnügen, ihm Stellen aus meinem Scultetus vorzusagen, den ich nur im Gedächtnisse bey mir führte: und ich hatte es bald weg, daß die Lerche sein Liebling geworden war. Als er mir daher sein Gedicht vorlas, sahe er mich, bey dem Worte Lerche, mit einem Lächeln an, das mir alles voraus sagte. Ich schlug vor Freuden in die Hände. Aber! setzte ich hinzu; ich bin fest entschlossen, über lang oder kurz, meinen Dichter wieder drucken zu lassen. Und alsdenn? Freylich wird es immer Ehre genug für ihn seyn, wenn ich anführen kann, daß er

hier

hier eben der feine Bemerker gewesen, der — Mit nichten! fiel mir der beste Mann in das Wort. Nur unter der Bedingung, daß Sie mich sodann bloß als seinen Kopisten nennen, will ich mir es indeß erlauben, mir eine fremde Schönheit als meine anrechnen zu lassen. —

Ich lebe eine sehr angenehme Stunde, indem ich mich für Sie mit meinem alten poetischen Findlinge — und zugleich mit dem Andenken eines Freundes beschäftige, dessen geringste Eigenschaften der Dichter und der Soldat waren. Aber dem ohngeachtet erfahren Sie jetzt von jenem weiter nichts. Ich muß erst hören, welche Aufnahme er, auf diese Kundschaft, sich von Ihnen zu versprechen hat.

II.

Ich freue mich, daß ich so viel meines altväterischen Geschmacks in Ihnen finde. — Und nun sollen Sie auch alles wissen und alles haben, was ich von meinem Dichter weiß und besitze. — Aber wenn die Folge dem Anfange nicht entspricht — wer kann wider das Schicksal? —

Es waren zehn Jahre, und drüber vergangen, und ich war auf gutem Wege, den ganzen Andreas Scultetus zu vergessen: als ich nach Schlesien kam. Dort in seinem Vaterlande, seiner Geburtsstadt so nahe, — denn Sie werden bemerkt haben, daß er

sich auf dem Titel seiner österlichen Triumphposaune einen Buntzlauer nennet — wachte die Neugierde, ihn näher kennen zu lernen, um so natürlicher auf, je wahrscheinlicher ich sie da befriediget zu sehen hoffen dürfte. Die Schlesier, (und ich liebe sie auch darum) sind noch große Verehrer derjenigen ihrer Dichter des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, durch die es fast zu einem allgemeinen Vorurtheile eines guten Dichters in Deutschland geworden war, ein Schlesier gebohren zu seyn. Aber bey wem ich mich auch von ihnen nach einem Andreas Scultetus erkundigte, der des Opitz eigentlicher Landsmann, und nach meinem Bedünken der würdigste Zögling seiner Muse gewesen sey; die alle gestanden, daß sie seinen Namen von mir zuerst hörten. Selbst Gelehrte, die aus der Litteraturgeschichte ihres Landes sich ein eigenes Studium gemacht hatten, — (Ich muß Ihnen hier ein Paar würdige Freunde, die Herren Arletius und Klose in Breslau nennen, deren ersterer sogar einen reichen Schatz von Opitianis besitzt, die entweder noch nie, oder wenigstens nicht in den Sammlungen der Opitzischen Werke gedruckt worden) — selbst diese Männer hörten die österliche Triumphposaune bey mir zuerst; und wunderten sich nicht weniger als ich, von dem Virtuosen selbst nirgends die geringste Spur zu finden.

Ich schäme mich, Ihnen zu gestehen, wie viel Zeit und Mühe ich angewandt, unter der unendlichen Menge Schlesischer Gelegenheitsdichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, den Namen meines Scultetus irgendwo wieder ansichtig zu werden. Endlich war ich so glücklich, noch ein Paar andere Gedichte von ihm aufzutreiben, die auf Vorfälle zu Breslau eben daselbst, theils in dem nämlichen zwey und vierzigsten, theils in dem nächst vorhergehenden Jahre, verfertiget und gedruckt waren. Doch auch diese gaben mir von dem Verfasser selbst weiter kein Licht, bis ich noch auf ein anderes, an den bekannten Christoph Colerus, damaligen Konrektor des Gymnasii zu St. Elisabeth in Breslau, gerieth, in welchem er sich für einen Schüler desselben bekennet; worauf mir endlich auch eine kurze poetische Kondolenz an den Buchhändler Jakob in Breslau, über den Verlust seiner Gattinn, aus dem Jahr 1640 von ihm aufstieß, die ich unter ähnlichen Kondolenzen verschiedner Gymnasiasten zu erblicken glaubte.

Der Vermuthung, die aus beyden diesen Umständen erwuchs, war leicht auf den Grund zu kommen. Hr. Arletius hatte die Güte, die Matrikel des gedachten Gymnasii für mich nachzuschlagen: und siehe da! so fand es sich wirklich. Der Dichter, dem ich so lange nachgespüret hatte, war ein junger Gym-

naßast; und alles, was ich zum Theil mit so vielem Vergnügen von ihm gelesen hatte, waren Versuche eines Schülers. Die Matrikel besagte, daß sein Vater ein Schuster in Buntzlau gewesen sey, und daß er den 25ten August 1639 auf das Gymnasium nach Breslau gekommen, wo er von dem Rektor Elias Major inscribiret worden. Ich könnte Ihnen aus eben der Quelle noch sagen, wo er zu Breslau gewohnt hat: aber ich wünschte lieber, daß ich Ihnen sagen könnte, was in der Folge aus ihm geworden. Allem Vermuthen nach muß er, entweder noch auf der Schule, oder bald auf der Universität, gestorben seyn. Denn ich glaube nicht, daß andere Umstände, als der Tod, so frühe und so besondere Talente so gänzlich würden haben ersticken können, daß nirgends weiter von ihnen etwas gehöret worden.

Meine Achtung für ihn ward indeß durch diese Entdeckung eher vermehrt, als vermindert. Denn wenn ich ihm nun die Schönheiten, die ich eines weit reifern Genies nicht für unwürdig gehalten hatte, um so viel höher anrechnen mußte: so lernte ich zugleich seine Fehler von einer Seite betrachten, von welcher sie mehr als bloße Verzeihung verdienen. Der vornehmste dieser Fehler ist das Bestreben überall Gelehrsamkeit zu zeigen, durch welches auch in seinem besten Gedichte verschiedene Stellen ganz unerträglich

geworden. Es kommen Anspielungen vor, die auch mir, seinem so fleißigen Leser, noch zu gelehrt sind: obschon nicht gelehrt genug, um nur ein einziges Buch darum nachzuschlagen. Wenn ein Mann diesen Fehler hat: so ist es eckele Pedanterey. Aber wenn ein Jüngling darein verfällt: so zeigt er von einem vollen Kopfe, und ist einer von den wollüstigen Auswüchsen, die ein wenig mehr Geschmack in der Folge schon beschneiden wird. Etwas von diesem Fehler haben zu können, wäre manchem von unsern jetzigen jungen Dichtern sehr zu wünschen. Noch mehr aber manchem von unsern jetzigen jungen Kunstrichtern: denn da diese Herren selbst keine Verse machen, so würden sie keine damit verderben, wohl aber in denen, welche nur damit verdorben sind, andere Schönheiten darüber nicht zu verkennen, geneigter seyn.

Eine von solchen schadloshaltenden Schönheiten bey unserm Dichter ist die Sprache, die so reich, so stark, so mahlerisch ist, daß sie nur mit der Opitzischen verglichen zu werden verdienet. Flemming und Tscherning, und wie sie alle heissen, die dem Opitz damals nacheiferten, kommen ihm bey weiten darinn nicht gleich.

Doch alles das wird Ihnen ohne mich zur Genüge einleuchten, wenn Sie sich die Mühe nehmen, die Stücke nach der Reihe nun selbst zu lesen, die ich Ihnen

hierbey ſende. Es ſtehet bey Ihnen, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen. Wollen Sie denſelben einen Platz in Ihrer Sammlung gönnen: ſo können Sie wenigſtens auf Eines Dank gewiß rechnen.

Ich lege noch einige Anmerkungen über verſchiedene Worte und Ausdrücke des Dichters bey, wie ich ſie zu einer andern Ihnen bewußten Abſicht ausgezogen haben: und auch mit dieſen können Sie ſchalten, wie Sie es für gut finden. — Wie gern möchte ich mit ſchönern Blumen das Grab eines jungen Dichters beſtreuen, der eine Zeile gemacht hat, um die ihn Kleiſt beneidet! *)

Leſſing.

*) Dieſer poetiſche Fund des jungen Scultetus, Stücke voll Feuers und Ausdrucks, ſtehn nebſt den kritiſchen Anmerkungen nachzuleſen in dem 2ten Bande von Zachariä auserleſenen Stücken der beſten deutſchen Dichter von Mart. Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten. Braunſchweig 1771. p. 331-424.

Die Erziehung des Menschengeschlechts *)

*) Berlin 1780.

Hæc omnia inde esse in quibusdam vera, inde in quibusdam falsa sunt.

Augustinus.

Vorbericht
des Herausgebers.

Ich habe die erste Hälfte dieses Aufsatzes in meinen Beyträgen bekannt gemacht. Jetzt bin ich im Stande, das übrige nachfolgen zu lassen.

Der Verfasser hat sich darinn auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr, als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt.

Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzücket, auch jedes andere Auge entzücken müsse.

Und so, dächte ich, könnte man ihn ja wohl stehen und staunen lassen, wo er stehet und staunet!

Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen!

Ich meyne diesen. — Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln soll; als über eine derselben entwe-

der lächeln, oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen, verdiente in der besten Welt nichts: und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bey allem im Spiele: nur bey unsern Irrthümern nicht?

§. 1.

Was die Erziehung bey dem einzeln Menschen ist, ist die Offenbarung bey dem ganzen Menschengeschlecht.

§. 2.

Erziehung ist Offenbarung, die dem einzeln Menschen geschieht: und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlecht geschehen ist, und noch geschieht.

§. 3.

Ob die Erziehung aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, in der Pädagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht untersuchen. Aber in der Theologie kann es gewiß sehr großen Nutzen haben, und viele Schwierigkeiten heben, wenn man sich die Offenbarung als eine Erziehung des Menschengeschlechts vorstellet.

§. 4.

Erziehung giebt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte: sie giebt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die

menſchliche Vernunft, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht auch kommen würde: ſondern ſie gab und giebt ihm die wichtigſten dieſer Dinge nur früher.

§. 5.

Und ſo wie es der Erziehung nicht gleichgültig iſt, in welcher Ordnung ſie die Kräfte des Menſchen entwickelt; wie ſie dem Menſchen nicht alles auf einmal beybringen kann: eben ſo hat auch Gott bey ſeiner Offenbarung eine gewiſſe Ordnung, ein gewiſſes Maaß halten müſſen.

§. 6.

Wenn auch der erſte Menſch mit einem Begriffe von einem Einigen Gotte ſofort ausgeſtattet wurde: ſo konnte doch dieſer mitgetheilte, und nicht erworbene Begriff, unmöglich lange in ſeiner Lauterkeit beſtehen. Sobald ihn die ſich ſelbſt überlaſſene menſchliche Vernunft zu bearbeiten anfieng, zerlegte ſie den Einzigen Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere, und gab jedem dieſer Theile ein Merkzeichen.

§. 7.

So entſtand natürlicher Weiſe Vielgötterey und Mögötterey. Und wer weiß, wie viel Millionen Jahre ſich die menſchliche Vernunft noch in dieſen Irrwegen würde herumgetrieben haben; ohngeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menſchen erkannten, daß es Irrwege wären: wenn es Gott nicht gefallen hätte,

ihr durch einen neuen Stoß eine bessere Richtung zu geben.

§. 8.

Da er aber einem jeden einzeln Menschen sich nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte: so wählte er sich ein einzelnes Volk zu seiner besondern Erziehung; und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

§. 9.

Dieß war das Israelitische Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was für einen Gottesdienst es in Aegypten hatte. Denn an dem Gottesdienste der Aegypter durften so verachtete Sklaven nicht Theil nehmen: und der Gott seiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden.

§. 10.

Vielleicht, daß ihm die Aegypter allen Gott, alle Götter ausdrücklich untersagt hatten; es in den Glauben gestürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter; Gott, Götter haben, sey nur ein Vorrecht der bessern Aegypter: und das, um es mit so viel größerm Anscheine von Billigkeit tyranniſiren zu dürfen. — Machen Christen es mit ihren Sklaven noch jetzt viel anders?

§. 11.

Diesem rohen Volke also ließ sich Gott anfangs blos als den Gott seiner Väter ankündigen, um es nur erst mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen.

§. 12.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Aegypten führte, und in Kanaan einsetzte, bezeugte er sich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger sey, als irgend ein andrer Gott.

§. 13.

Und indem er fortfuhr, sich ihm als den Mächtigsten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer seyn kann, — gewöhnte er es allmälig zu dem Begriffe des Einigen.

§. 14.

Aber wie weit war dieser Begriff des Einigen, noch unter dem wahren transcendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft so spät erst aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit schließen lernen!

§. 15.

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn sich ihm auch schon die Besserern des Volks mehr oder weniger näherten — konnte sich doch das Volk lange nicht erheben: und dieses war die einzige wahre

Ursache, warum es so oft seinen Einigen Gott verließ, und den Einigen, d. i. Mächtigsten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

§. 16.

Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezognen Gedanken war, noch so völlig in seiner Kindheit war, was war es für einer moralischen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entspricht. Der Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen.

§. 17.

Auch hier also treffen Erziehung und Offenbarung zusammen. Noch konnte Gott seinem Volke keine andere Religion, kein anders Gesetz geben, als eines, durch dessen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieses Leben giengen noch seine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unsterblichkeit der Seele; es sehnte sich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun schon diese Dinge zu offenbaren, welchen seine Vernunft noch so wenig gewachsen war: was würde es bey Gott anders gewesen seyn, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will.

§. 18.

Allein wozu, wird man fragen, diese Erziehung

eines so rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott so ganz von vorne anfangen mußte? Ich antworte: um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desselben so viel sichrer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem so erzogenen Volke.

§. 19.

Denn weiter. Als das Kind unter Schlägen und Liebkosungen aufgewachsen und nun zu Jahren des Verstandes gekommen war, stieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in seines Vaters Hause gehabt und nicht erkannt hatte.

§. 20.

Während daß Gott sein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindischen Erziehung führte: waren die andern Völker des Erdbodens bey dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meisten derselben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben: nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geschieht bey Kindern, die man für sich aufwachsen läßt; viele blieben ganz roh; einige bilden sich zum Erstaunen selbst.

§. 21.

Wie aber diese glücklichern Einige nichts gegen den Nutzen und die Nothwendigkeit der Erziehung beweisen: so beweisen die wenigen heidnischen Völker, die selbst in der Erkenntniß Gottes vor dem erwählten Volke noch bis jetzt einen Vorsprung zu haben schienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langsamen aber sichern Schritten an; es holt manches glücklicher organisirte Kind der Natur spät ein; aber es holt es doch ein, und ist alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

§. 22.

Auf gleiche Weise. Daß, — die Lehre von der Einheit Gottes bey Seite gesetzt, welche in den Büchern des alten Testaments sich findet, und sich nicht findet — daß, sage ich, wenigstens die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben, darinn völlig fremd sind: beweiset eben so wenig wider den göttlichen Ursprung dieser Bücher. Es kann dem ungeachtet mit allen darinn enthaltenen Wundern und Prophezeyungen seine gute Richtigkeit haben. Denn laßt uns setzen, jene Lehren würden nicht allein darinn vermißt, jene Lehren wären auch sogar nicht einmal wahr; laßt uns setzen, es wäre wirklich für die Menschen in diesem Leben

alles aus: wäre darum das Daseyn Gottes minder erwiesen? stünde es darum Gott minder frey, würde es darum Gott minder ziemen, sich der zeitlichen Schicksale irgend eines Volks aus diesem vergänglichen Geschlechte unmittelbar anzunehmen? Die Wunder, die er für die Juden that, die Prophezeyungen, die er durch sie aufzeichnen ließ, waren ja nicht blos für die wenigen sterblichen Juden, zu deren Zeiten sie geschahen und aufgezeichnet wurden: er hatte seine Absichten damit auf das ganze jüdische Volk, auf das ganze Menschengeschlecht, die hier auf Erden vielleicht ewig dauern sollen, wenn schon jeder einzelne Jude, jeder einzelne Mensch auf immer dahin stirbt.

§. 23.

Noch einmal. Der Mangel jener Lehren in den Schriften des alten Testaments beweiset wider ihre Göttlichkeit nichts. Moses war doch von Gott gesandt, obschon die Sanktion seines Gesetzes sich nur auf dieses Leben erstreckte. Denn warum weiter? Er war ja nur an das israelitische Volk, an das damalige israelitische Volk gesandt: und sein Auftrag war den Kenntnissen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieses damaligen israelitischen Volks, so wie der Bestimmung des künftigen, vollkommen angemessen. Das ist genug.

§. 24.

So weit hätte Warburton auch nur gehen müssen, und nicht weiter. Aber der gelehrte Mann überspannte den Bogen. Nicht zufrieden, daß der Mangel jener Lehren der göttlichen Sendung Mosis nichts schade: er sollte ihm die göttliche Sendung Mosis sogar beweisen. Und wenn er diesen Beweis noch aus der Schicklichkeit eines solchen Gesetzes für ein solches Volk zu führen gesucht hätte! Aber er nahm seine Zuflucht zu einem von Mose bis auf Christum ununterbrochen fortdaurenden Wunder, nach welchem Gott einen jeden einzeln Jude gerade so glücklich oder unglücklich gemacht habe, als es dessen Gehorsam oder Ungehorsam gegen das Gesetz verdiente. Dieses Wunder habe den Mangel jener Lehren, ohne welche kein Staat bestehen könne, ersetzt; und eine solche Ersetzung eben beweise, was jener Mangel auf den ersten Anblick, zu verneinen schiene.

§. 25.

Wie gut war es, daß Warburton dieses anhaltende Wunder, in welches er das Wesentliche der israelitischen Theokratie setzte, durch nichts erhärten, durch nichts wahrscheinlich machen konnte. Denn hätte er das gekonnt; wahrlich — alsdenn erst hätte er die Schwierigkeit unauflöslich gemacht. — Mir wenigstens. — Denn was die Göttlichkeit der Sen-

dung Mosis wieder herstellen sollte, würde an der Sache selbst zweifelhaft gemacht haben, die Gott zwar damals nicht mittheilen, aber doch gewiß auch nicht erschweren wollte.

§. 26.

Ich erkläre mich an dem Gegenbilde der Offenbarung. Ein Elementarbuch für Kinder, darf gar wohl dieses oder jenes wichtige Stück der Wissenschaft oder Kunst, die es vorträgt, mit Stillschweigen übergehen, von dem der Pädagog urtheilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er schrieb, noch nicht angemessen sey. Aber es darf schlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurückbehaltenen wichtigen Stücken versperre oder verlege. Vielmehr müssen ihnen alle Zugänge zu denselben sorgfältig offen gelassen werden: und sie nur von einem einzigen dieser Zugänge ableiten, oder verursachen, daß sie denselben später betreten, würde allein die Unvollständigkeit des Elementarbuchs zu einem wesentlichen Fehler desselben machen.

§. 27.

Also auch konnten in den Schriften des alten Testaments, in diesen Elementarbüchern für das rohe und im Denken ungeübte israelitische Volk, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung gar wohl mangeln: aber enthalten durften

sie schlechterdings nichts, was das Volk, für das sie geschrieben waren, auf dem Wege zu dieser großen Wahrheit auch nur verspätet hätte. Und was hätte es, wenig zu sagen, mehr dahin verspätet, als wenn jene wunderbare Vergeltung in diesem Leben darinn wäre versprochen, und von dem wäre versprochen worden, der nichts verspricht, was er nicht hält?

§. 28.

Denn, wenn schon aus der ungleichen Austheilung der Güter dieses Lebens, bey der auf Tugend und Laster so wenig Rücksicht genommen zu seyn scheinet, eben nicht der strengste Beweis für die Unsterblichkeit der Seele und für ein anders Leben, in welchem jener Knoten sich auflöse, zu führen: so ist doch wohl gewiß, daß der menschliche Verstand ohne jenen Knoten noch lange nicht — und vielleicht auch nie — auf bessere und strengere Beweise gekommen wäre. Denn was sollte ihn antreiben können, diese bessern Beweise zu suchen? Die bloße Neugierde?

§. 29.

Der und jener Israelite mochte freylich wohl die göttlichen Versprechungen und Androhungen, die sich auf den gesammten Staat bezogen, auf jedes einzelne Glied desselben erstrecken, und in dem festen Glauben stehen, daß wer fromm sey auch glücklich seyn müsse,

und wer unglücklich sey, oder werde, die Strafe seiner Missethat trage, welche sich sofort wieder in Segen verkehre, sobald er von seiner Missethat abliesse. — Ein solcher scheinet den Hiob geschrieben zu haben; denn der Plan desselben ist ganz in diesem Geiste. —

§. 30.

Aber unmöglich durfte die tägliche Erfahrung diesen Glauben bestärken: oder es war auf immer bey dem Volke, das diese Erfahrung hatte, auf immer um die Erkennung und Aufnahme der ihm noch ungeläufigen Wahrheit geschehen. Denn wenn der Fromme schlechterdings glücklich war, und es zu seinem Glücke doch wohl auch mit gehörte, daß seine Zufriedenheit keine schrecklichen Gedanken des Todes unterbrachen, daß er alt und lebenssatt starb: wie konnte er sich nach einem andern Leben sehnen? wie konnte er über etwas nachdenken, wornach er sich nicht sehnte? Wenn aber der Fromme darüber nicht nachdachte: wer sollte es denn? Der Bösewicht? der die Strafe seiner Missethat fühlte, und wenn er dieses Leben verwünschte, so gern auf jedes andere Leben Verzicht that?

§. 31.

Weit weniger verschlug es, daß der und jener Israelite die Unsterblichkeit der Seele und künftige

Vergeltung, weil sich das Gesetz nicht darauf bezog, geradezu und ausdrücklich läugnete. Das Läugnen eines Einzeln — wäre es auch ein Salomo gewesen, — hielt den Fortgang des gemeinen Verstandes nicht auf, und war an und für sich selbst schon ein Beweis, daß das Volk nun einen großen Schritt der Wahrheit näher gekommen war. Denn Einzelne läugnen nur, was Mehrere in Ueberlegung ziehen; und in Ueberlegung ziehen, warum man sich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, ist der halbe Weg zur Erkenntniß.

§. 32.

Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroischer Gehorsam ist, die Gesetze Gottes beobachten, blos weil es Gottes Gesetze sind, und nicht, weil er die Beobachter derselben hier und dort zu belohnen verheissen hat; sie beobachten, ob man schon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt, und der zeitlichen auch nicht so ganz gewiß ist.

§. 33.

Ein Volk, in diesem heroischen Gehorsame gegen Gott erzogen, sollte es nicht bestimmt, sollte es nicht vor allen andern fähig seyn, ganz besondere göttliche Absichten auszuführen? — Laßt den Soldaten, der seinem Führer blinden Gehorsam leistet, nun auch von der Klugheit seines Führers überzeugt werden,

und sagt, was dieser Führer mit ihm auszuführen sich nicht unterstehen darf? —

§. 34.

Noch hatte das jüdische Volk in seinem Jehova mehr den Mächtigsten, als den Weisesten aller Götter verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet, als geliebt: auch dieses zum Beweise, daß die Begriffe, die es von seinem höchsten einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müssen. Doch nun war die Zeit da, daß diese seine Begriffe erweitert, veredelt, berichtiget werden sollten, wozu sich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente; eines bessern richtigern Maaßstabes, nach welchem es ihn zu schätzen Gelegenheit bekam.

§. 35.

Anstatt daß es ihn bisher nur gegen die armseligen Götzen der kleinen benachbarten rohen Völkerschaften geschätzt hatte, mit welchen es in beständiger Eifersucht lebte: fieng es in der Gefangenschaft unter dem weisen Perser an, ihn gegen das Wesen aller Wesen zu messen, wie das eine geübtere Vernunft erkannte und verehrte.

§. 36.

Die Offenbarung hatte seine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal seine Offenbarung.

§. 37.

Das war der erste wechselseitige Dienst, den beyde einander leisteten; und dem Urheber beyder ist ein solcher gegenseitiger Einfluß so wenig unanständig, daß ohne ihn eines von beyden überflüßig seyn würde.

§. 38.

Das in die Fremde geschickte Kind sahe andere Kinder, die mehr wußten, die anständiger lebten, und fragte sich beschämt: warum weiß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch so? Hätte in meines Vaters Hause man mir das nicht auch beybringen, dazu mich nicht auch anhalten sollen? Da sucht es seine Elementarbücher wieder vor, die ihm längst zum Eckel geworden, um die Schuld auf die Elementarbücher zu schieben. Aber siehe! es erkennet, daß die Schuld nicht an den Büchern liege, daß die Schuld ledig sein eigen sey, warum es nicht längst eben das wisse, eben so lebe.

§. 39.

Da die Juden nunmehr, auf Veranlassung der reinern persischen Lehre, in ihrem Jehova nicht blos den größten aller Nationalgötter, sondern Gott erkannten; da sie ihn als solchen in ihren wieder hervorgesuchten heiligen Schriften um so eher finden und andern zeigen konnten, als er wirklich darinn war; da sie vor allen sinnlichen Vorstellungen dessel-

ben einen eben so großen Abscheu bezeugten, oder doch in diesen Schriften zu haben angewiesen wurden, als die Perser nur immer hatten: was Wunder, daß sie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottesdienste Gnade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen Sabeismus, aber doch auch weit über die groben Abgöttereyen zu seyn erkannte, die sich dafür des verlaßnen Landes der Juden bemächtiget hatten.

§. 40.

So erleuchtet über ihre eignen unerkannten Schätze kamen sie zurück, und wurden ein ganz anders Volk, dessen erste Sorge es war, diese Erleuchtung unter sich dauerhaft zu machen. Bald war an Abfall und Abgötterey unter ihm nicht mehr zu denken. Denn man kann einem Nationalgott wohl untreu werden, aber nie Gott, so bald man ihn einmal erkannt hat.

§. 41.

Die Gottesgelehrten haben diese gänzliche Veränderung des jüdischen Volks verschiedentlich zu erklären gesucht; und Einer, der die Unzulänglichkeit aller dieser verschiednen Erklärungen sehr wohl gezeigt hat, wollte endlich "die augenscheinliche Erfüllung „der über die babylonische Gefangenschaft und die „Wiederherstellung aus derselben ausgesprochnen und „aufgeschriebnen Weissagungen„ für die wahre Ursache derselben angeben. Aber auch diese Ursache

kann nur in so fern die wahre seyn, als sie die nun erst veredelten Begriffe von Gott voraus setzt. Die Juden mußten nun erst erkannt haben, daß Wunderthun und das Künftige vorhersagen, nur Gott zukomme; welches beydes sie sonst auch den falschen Götzen beygeleget hatten, wodurch eben Wunder und Weissagungen bisher nur einen so schwachen, vergänglichen Eindruck auf sie gemacht hatten.

§. 42.

Ohne Zweifel waren die Juden unter den Chaldäern und Persern auch mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele bekannter geworden. Vertrauter mit ihr wurden sie in den Schulen der griechischen Philosophen in Aegypten.

§. 43.

Doch da es mit dieser Lehre, in Ansehung ihrer heiligen Schriften, die Bewandtniß nicht hatte, die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenschaften Gottes gehabt hatte; da jene von dem sinnlichen Volke darinn war gröblich übersehen worden, diese aber gesucht seyn wollte; da auf diese noch Vorübungen nöthig gewesen waren, und also nur Anspielungen und Fingerzeige Statt gehabt hatten: so konnte der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele natürlicher Weise nie der Glaube des gesammten Volks werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewissen Sekte desselben.

§. 44.

Eine Vorübung auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, nenne ich z. E. die göttliche Androhung, die Missethat des Vaters an seinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu strafen. Dieß gewöhnte die Väter in Gedanken mit ihren spätesten Nachkommen zu leben, und das Unglück, welches sie über diese Unschuldige gebracht hatten, voraus zu fühlen.

§. 45.

Eine Anspielung nenne ich, was blos die Neugierde reizen und eine Frage veranlassen sollte. Als die oft vorkommende Redensart, zu seinen Vätern versammelt werden, für sterben.

§. 46.

Einen Fingerzeig nenne ich, was schon irgend einen Keim enthält, aus welchem sich die noch zurückgehaltene Wahrheit entwickeln läßt. Dergleichen war Christi Schluß aus der Benennung Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Dieser Fingerzeig scheint mir allerdings in einen strengen Beweis ausgebildet werden zu können.

§. 47.

In solchen Vorübungen, Anspielungen, Fingerzeigen besteht die positive Vollkommenheit eines Elementarbuchs: so wie die oben erwähnte Eigenschaft,

daß es den Weg zu den noch zurückgehaltenen Wahrheiten nicht erschwere, oder versperre, die negative Vollkommenheit desselben war.

§. 48.

Setzt hierzu noch die Einkleidung und den Stil — 1) die Einkleidung der nicht wohl zu übergehenden abstrackten Wahrheiten in Allegorieen und lehrreiche einzelne Fälle, die als wirklich geschehen erzählet werden. Dergleichen sind die Schöpfung, unter dem Bilde des werdenden Tages, die Quelle des moralischen Bösen, in der Erzählung vom verbotnen Baume; der Ursprung der mancherley Sprachen, in der Geschichte vom Thurmbaue zu Babel, u. s. w.

§. 49.

2) Den Stil — bald plan und einfältig, bald poetisch, durchaus voll Tautologieen, aber solchen, die den Scharfsinn üben, indem sie bald etwas anders zu sagen scheinen, und doch das nämliche sagen, bald das nämliche zu sagen scheinen, und im Grunde etwas anders bedeuten oder bedeuten können: —

§. 50.

Und ihr habt alle gute Eigenschaften eines Elementarbuchs sowol für Kinder als für ein kindisches Volk.

§. 51.

Aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses

Alter. Das ihm entwachsene Kind länger, als die Meinung gewesen, dabey zu verweilen, ist schädlich. Denn um dieses auf eine nur einigermaaßen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen, als darinn liegt; mehr hineintragen, als es fassen kann. Man muß der Anspielungen und Fingerzeige zu viel suchen und machen, die Allegorieen zu genau ausschütteln, die Beyspiele zu umständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand; das macht es geheimnißreich, abergläubisch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte.

§. 52.

Die nämliche Weise, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nämliche Karakter, den sie dem Geiste ihres Volks dadurch ertheilten!

§. 53.

Ein beßrer Pädagog muß kommen, und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reissen. — Christus kam.

§. 54.

Der Theil des Menschengeschlechts, den Gott in Einen Erziehungsplan hatte fassen wollen. — Er hatte aber nur denjenigen in Einen fassen wollen, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und politische Verhältnisse in

sich bereits verbunden war — war zu dem zweyten großen Schritte der Erziehung reif.

§. 55.

Das ist: dieser Theil des Menschengeschlechts war in der Ausübung seiner Vernunft so weit gekommen, daß er zu seinen moralischen Handlungen edlere, würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konnte, als zeitliche Belohnung und Strafen waren, die ihn bisher geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerey und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, eben so frey, eben so geehrt, eben so glücklich zu werden, als es sein älteres Geschwister sieht.

§. 56.

Schon längst waren die Bessern von jenem Theile des Menschengeschlechts gewohnt, sich durch einen Schatten solcher edlern Bewegungsgründe regieren zu lassen. Um nach diesem Leben auch nur in dem Andenken seiner Mitbürger fortzuleben, that der Grieche und Römer alles.

§. 57.

Es war Zeit, daß ein andres wahres nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewönne.

§. 58.

Und so ward Christus der erste zuverläßige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele.

§. 59.

Der erste zuverläßige Lehrer. — Zuverläßig durch die Weissagungen, die in ihm erfüllt schienen; zuverläßig durch die Wunder, die er verrichtete; zuverläßig durch seine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er seine Lehre versiegelt hatte. Ob wir noch jetzt diese Wiederbelebung, diese Wunder beweisen können: das lasse ich dahin gestellt seyn. So, wie ich es dahin gestellt seyn lasse, wer die Person dieses Christus gewesen. Alles das kann damals zur Annehmung seiner Lehre wichtig gewesen seyn: jetzt ist es zur Erkennung der Wahrheit dieser Lehre so wichtig nicht mehr.

§. 60.

Der erste praktische Lehrer. — Denn ein anders ist die Unsterblichkeit der Seele, als eine philosophische Spekulation, vermuthen, wünschen, glauben: ein anders, seine innern und äussern Handlungen darnach einrichten.

§. 61.

Und dieses wenigstens lehrte Christus zuerst. Denn ob es gleich bey manchen Völkern auch schon vor ihm eingeführter Glaube war, daß böse Handlungen noch in jenem Leben bestraft würden: so waren es doch nur solche, die der bürgerlichen Gesellschaft Nachtheil brachten, und daher auch schon in der

bürger-

bürgerlichen Gesellschaft ihre Strafen hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein andres Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

§. 62.

Seine Jünger haben diese Lehre getreulich fortgepflanzt. Und wenn sie auch kein ander Verdienst hätten, als daß sie einer Wahrheit, die Christus nur allein für die Juden bestimmt zu haben schien, einen allgemeinern Umlauf unter mehrern Völkern verschaft hätten: so wären sie schon darum unter die Pfleger und Wohlthäter des Menschengeschlechts zu rechnen.

§. 63.

Daß sie aber diese Eine große Lehre noch mit andern Lehren versetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war: wie konnte das anders seyn? Laßt uns sie darum nicht schelten, sondern vielmehr mit Ernst untersuchen: ob nicht selbst diese beygemischten Lehren ein neuer Richtungsstoß für die menschliche Vernunft geworden.

§. 64.

Wenigstens ist es schon aus der Erfahrung klar, daß die Neutestamentlichen Schriften, in welchen sich diese Lehren nach einiger Zeit aufbewahret fanden, das zweyte beßre Elementarbuch für das Menschengeschlecht abgegeben haben, und noch abgeben.

§. 65.

Sie haben seit siebzehnhundert Jahren den menschlichen Verstand mehr als alle andere Bücher beschäftiget; mehr als alle andere Bücher erleuchtet, sollte es auch nur durch das Licht seyn, welches der menschliche Verstand selbst hineintrug.

§. 66.

Unmöglich hätte irgend ein ander Buch unter so verschiednen Völkern so allgemein bekannt werden können: und unstreitig hat das, daß so ganz ungleiche Denkungsarten sich mit diesem nämlichen Buche beschäftigen, den menschlichen Verstand mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für sich besonders sein eignes Elementarbuch gehabt hätte.

§. 67.

Auch war es höchst nöthig, daß jedes Volk dieses Buch eine Zeit lang für das Non plus ultra seiner Erkenntnisse halten mußte. Denn dafür muß auch der Knabe sein Elementarbuch vors erste ansehen; damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

§. 68.

Und was noch jetzt höchst wichtig ist: — Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich, es deine schwächere Mitschüler mer-

ken zu lassen, was du wittertst, oder schon zu sehn beginnest.

§. 69.

Bis sie dir nach sind, diese schwächere Mitschüler; kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück, und untersuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüsser der Didaktik hältst, auch wohl nicht etwas Mehrers ist.

§. 70.

Du hast in der Kindheit des Menschengeschlechts an der Lehre von der Einheit Gottes gesehen, daß Gott auch blosse Vernunftswahrheiten unmittelbar offenbaret; oder verstattet und einleitet, daß blosse Vernunftswahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten eine Zeit lang gelehret werden: um sie geschwinder zu verbreiten, und sie fester zu gründen.

§. 71.

Du erfährst, in dem Knabenalter des Menschengeschlechts, an der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, das Nämliche. Sie wird in dem zweyten bessern Elementarbuche als Offenbarung geprediget, nicht als Resultat menschlicher Schlüsse gelehret.

§. 72.

So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Testaments entbehren können; so wie wir allmälig, zur Lehre von der Unsterblich-

keit der Seele, auch des Neuen Testaments entbehren zu können anfangen: könnten in diesem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgespiegelt werden, die wir als Offenbarungen so lange anstaunen sollen, bis sie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen.

§. 73.

Z. E. die Lehre von der Dreyeinigkeit. — Wie, wenn diese Lehre den menschlichen Verstand, nach unendlichen Verirrungen rechts und links, nur endlich auf den Weg bringen sollte, zu erkennen, daß Gott in dem Verstande, in welchem endliche Dinge eins sind, unmöglich eins seyn könne; daß auch seine Einheit eine transcendentale Einheit seyn müsse, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschließt? — Muß Gott wenigstens nicht die vollständigste Vorstellung von sich selbst haben? d. i. eine Vorstellung, in der sich alles befindet, was in ihm selbst ist. Würde sich aber alles in ihr finden, was in ihm selbst ist, wenn auch von seiner nothwendigen Wirklichkeit, so wie von seinen übrigen Eigenschaften, sich blos eine Vorstellung, sich blos eine Möglichkeit fände? Diese Möglichkeit erschöpft das Wesen seiner übrigen Eigenschaften: aber auch seiner nothwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. — Folglich kann entweder Gott gar keine vollständige Vorstellung von sich selbst haben: oder diese vollständige Vorstellung

ist eben so nothwendig wirklich, als er es selbst ist ꝛc. — Freylich ist das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorstellung von mir, weil es nun das von mir hat, wovon Lichtstrahlen auf seine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieses Bild alles, alles ohne Ausnahme hätte, was ich selbst habe: würde es sodann auch noch eine leere Vorstellung, oder nicht vielmehr eine wahre Verdopplung meines Selbst seyn? — Wenn ich eine ähnliche Verdopplung in Gott zu erkennen glaube: so irre ich mich vielleicht nicht so wohl als daß die Sprache meinen Begriffen unterliegt; und so viel bleibt doch immer unwidersprechlich, daß diejenigen, welche die Idee davon populär machen wollen, sich schwerlich faßlicher und schicklicher hätten ausdrücken können, als durch die Benennung eines Sohnes, den Gott von Ewigkeit zeugt.

§. 74.

Und die Lehre von der Erbsünde. — Wie, wenn uns endlich alles überführte, daß der Mensch auf der ersten und niedrigsten Stufe seiner Menschheit, schlechterdings so Herr seiner Handlungen nicht sey, daß er moralischen Gesetzen folgen könne.

§. 75.

Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes. — Wie, wenn uns endlich alles nöthigte, anzunehmen: daß Gott, ungeachtet jener ursprüngli-

chen Unvermögenheit des Menschen, ihm dennoch moralische Gesetze lieber geben, und ihm alle Uebertretungen, in Rücksicht auf seinen Sohn, d. i. in Rücksicht auf den selbstständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzeln verschwindet, lieber verzeihen wollen; als daß er sie ihm nicht geben, und ihn von aller moralischen Glückseligkeit ausschliessen wollen, die sich ohne moralische Gesetze nicht denken läßt?

§. 76.

Man wende nicht ein, daß dergleichen Vernünfteleyen über die Geheimnisse der Religion untersagt sind. — Das Wort Geheimniß bedeutete, in den ersten Zeiten des Christenthums, ganz etwas anders, als wir jetzt darunter verstehen; und die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftswahrheiten ist schlechterdings nothwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen seyn soll. Als sie geoffenbaret wurden, waren sie freylich noch keine Vernunftswahrheiten; aber sie wurden geoffenbaret, um es zu werden. Sie waren gleichsam das Facit, welches der Rechenmeister seinen Schülern voraus sagt, damit sie sich im Rechnen einigermassen darnach richten können. Wollten sich die Schüler an dem voraus gesagten Facit begnügen: so würden sie nie rechnen lernen, und die Absicht, in welcher der gute Meister ih-

nen bey ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, schlecht erfüllen.

§. 77.

Und warum sollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren historischen Wahrheit, wenn man will, es so mißlich aussieht, gleichwohl auf nähere und bessere Begriffe vom göttlichen Wesen, von unsrer Natur, von unsern Verhältnissen zu Gott, geleitet werden können, auf welche die menschliche Vernunft von selbst nimmermehr gekommen wäre?

§. 78.

Es ist nicht wahr, daß Spekulationen über diese Dinge jemals Unheil gestiftet, und der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig geworden. — Nicht den Spekulationen: dem Unsinne, der Tyranney, diesen Spekulationen zu steuern; Menschen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, ist dieser Vorwurf zu machen.

§. 79.

Vielmehr sind dergleichen Spekulationen — mögen sie im Einzeln doch ausfallen, wie sie wollen — unstreitig die schicklichsten Uebungen des menschlichen Verstandes überhaupt, so lange das menschliche Herz überhaupt, höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben.

§. 80.

Denn bey dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens, auch den Verstand, nur allein an dem üben

wollen, was unsere körperlichen Bedürfnisse betrift, würde ihn mehr stumpfen, als wetzen heissen. Er will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt seyn, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen, und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben, fähig macht.

§. 81.

Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

§. 82.

Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bey dem Geschlechte nicht weniger als bey dem Einzeln. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.

§. 83.

Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge eröfnet; die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt: was sind sie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sey.

§. 84.

Darauf zwecke die menschliche Erziehung ab: und die göttliche reiche dahin nicht? Was der Kunst mit dem Einzeln gelingt, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Lästerung! Lästerung?

§. 85.

Nein; sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen, nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkührliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und stärken sollten, die innern bessern Belohnungen desselben zu erkennen.

§. 86.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird.

§. 87.

Vielleicht, daß selbst gewisse Schwärmer des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten; und nur darinn irrten, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten.

§. 88.

Vielleicht war ihr dreyfaches Alter der Welt keine so leere Grille; und gewiß hatten sie keine schlimme Absichten, wenn sie lehrten, daß der neue Bund eben so wohl antiquiret werden müsse, als es der Alte geworden. Es blieb auch bey ihnen immer die nemliche Oekonomie des nemlichen Gottes. Immer — sie meine Sprache sprechen zu lassen —

der nemliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts.

§. 89.

Nur daß sie ihn übereilten; nur daß sie ihre Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwachsen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit Eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären.

§. 90.

Und eben das machte sie zu Schwärmern. Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft: aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleuniget; und wünscht, daß sie durch ihn beschleuniget werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseyns reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bey seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerey allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

§. 91.

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurück zu gehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.

§. 92.

Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen! so viel Seitenschritte zu thun! — Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert?

§. 93.

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben. — "In einem und eben dem„selben Leben durchlaufen haben? Kann er in eben „demselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger „Christ gewesen seyn? Kann er in eben demselben Le„ben beyde überhohlet haben?„

§. 94.

Das wohl nun nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen seyn?

§. 95.

Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterey der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?

§. 96.

Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche blos zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können?

§. 97.

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun, uns die Aussichten in ewige Belohnungen, so mächtig helfen?

§. 98.

Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf Einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet? —

§. 99.

Darum nicht? — Oder, weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände, würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen?

§. 100.

Oder, weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?

Fragmente
über die
Fragmente
des
Ungenannten.

Das albernſte Gewäſche in den Tag hinein, hat oft Gelegenheit zu einem ſehr ſinnreichen Gedanken gegeben; und gar nicht witzige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geſchwind etwas zu ihrer Vertheidigung ſagen zu müſſen, ſehr witzig. Hier wird, dacht ich, die blinde Henne brav ſcharren: und wer weiß, ob nicht gar ein hübſches Steinchen in dem aufgeſcharrten Miſte ſich findet? Das Steinchen wäre denn für mich.

Duplik, p. 119.

I.

Eine Duplik. *) **)

Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mann, der sich in seinem Gewissen verbunden

*) Braunschweig 1778, gegen Herrn Superintendent Reß zu Wolfenbüttel.

**) Duplik: nicht Replik. Denn die Evangelisten und mich, halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Aeusserung, daß wegen einiger Widersprüche in Kleinigkeiten, den Evangelisten aller Glaube abzusprechen sey. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegensätzen ein, und antwortete ohne Umschweif, was ich für die kürzeste und unfehlbarste Antwort hielt. Diese Antwort mißfiel meinem Nachbar, (L. nennt hier seinen Gegner in vertraulichen Tone so) der sie vermuthlich mehr für eine verdeckte hämische Bestätigung der Anklage, als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verschrieene Waare das 999ste mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazine eine frische hohlen, die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre ich nun auch seine Antwort laut für eben das, wofür er meine stillschweigend erklärt hat: für Anklage der Evangelisten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das Nämliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das ist sie auch wirklich: indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzelnen Evangelisten, sondern blos um die Glaubwürdigkeit einer gewissen Harmonie eigner Schöpfung zu thun ist, die, wenn sie erwiesen wäre, die Evangelisten gerade noch verdächtiger machen würde, als sie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt hat. Also Duplik!

gefühlt hat, die Auferstehungsgeschichte gegen das Fragment meines Ungenannten zu retten. Wir handeln alle nach dem Maaße unsrer Einsichten und Kräfte; und es ist immer rührend, wenn auch der schwache abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stellen will, falls kein jüngerer und stärkerer Grieche mit ihm anzubinden sich getrauet.

Auch will ich mir nicht herausnehmen, bey diesem Kampfe Wärtel zu seyn, und meine Stange dazwischen zu werfen, wenn von der andern Seite ein gar zu hämischer und unedler Streich geführet würde. Der Kampfwärtel war eine Gerichtsperson; und ich richte niemanden, um von niemanden gerichtet zu seyn.

Aber ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Absicht verkannt, und meine vorgeschlagnen Austräge gemißdeutet werden. Ein Wort kann diesem Uebel noch vorbauen: und wer wird mir dieses Wort nicht erlauben, oder verzeihen.

Eine

„Erst wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem jeder von uns hält; damit wir nur so redlicher Licht und Wetter theilen können. Denn nicht genug, daß wir alle mit gleichen Waffen fechten. Ein Sonnenstrahl, der des einen Auge mehr trift, als des andern; ein strenger Luftzug, dem dieser mehr ausgesetzt ist, als jener: sind Vortheile, deren sich kein ehrlicher Fechter wissentlich bedienet. — Besonders bewahre uns Gott alle vor der tödtlichen Zuglust heimlicher Verläumdung!„

„Mein Ungenannter behauptet: die Auferstehung Christi ist auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangelisten davon sich widersprechen.„

„Ich erwiedere: die Auferstehung Christi kann ihre gute Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten der Evangelisten widersprechen.„

„Nun kömmt ein Dritter und sagt: die Auferstehung Christi ist schlechterdings zu glauben, denn die Nachrichten der Evangelisten davon widersprechen sich nicht.„

—"Es ist nichts als Gerechtigkeit, die ich der Person des Ungenannten wiederfahren lasse. Die Gerechtigkeit seiner Sache steht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit, unter entgegengesetzter Ueberzeugung, in guter Absicht, eben so scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr werth, als ein Mann, der die beste edelste Wahrheit aus Vorurtheil, mit Verschreyung seiner Gegner, auf alltägliche Weise vertheidiget.„

"Will es denn Eine Klasse von Leuten nie lernen, daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsetzlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sag ich: aus keinem geringern Grunde, als weil es nicht möglich ist. Was wollen sie denn also mit ihrem Vorwurfe muthwilliger Verstockung, gestiessentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszustaffiren, die man Lügen zu seyn weiß? Was wollen sie damit? Was anders, als —— —— Nein; weil ich auch ihnen diese Wahrheit muß zu gute kommen lassen; weil ich auch von ihnen glauben muß, daß sie vorsetzlich und wissentlich kein verläumderisches Urtheil fällen können: so schweige ich, und enthalte mich alles Wiederscheltens.„

"Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu seyn vermeynet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahr-

heit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte; worinn allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. —

"Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!" — — — — — — —

— "Ich glaubte allerdings, daß, ausser dem Fragmente von der Auferstehungsgeschichte, noch nie und nirgends die häufigen Widersprüche der Evangelisten, die ich für wahre Widersprüche erkannte, so umständlich und geflissentlich ins Licht gesetzt worden."

"Das glaubte ich; das glaub ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meynung? Wollte ich darum, will ich darum eben da hinaus, wo er hinaus wollte?"

"Mit nichten! — Ich gab den Vordersatz zu; und leugnete die Folge."

"Ich gab den Vordersatz zu; weil ich auch viel

fältigen aufrichtigen Versuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie schlecht es mit allen evangelischen Harmonieen bestellt sey. Denn, überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir, nach eben den Regeln, welche sie zum Grunde legen, schlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verschiedne Erzählungen der nämlichen Begebenheit in nicht mindere Uebereinstimmung zu setzen. Wo Geschichtschreiber nur in der Hauptsache übereinkommen, bietet die Methode unsrer evangelischen Harmonisten allen übrigen Schwierigkeiten Trotz. Man soll sie so toll nicht erdenken können: ich will sie gar bald in Ordnung haben, und mein jedesmaliges Verfahren mit ihnen, mit dem Verfahren irgend eines berühmten Harmonisten belegen. —

"Aber ich leugnete meinem Ungenannten die Folge. — Und wer hat sich je in der Profangeschichte die nämliche Folgerung erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionysius und Tacitus eben dieselbe Ereignung, eben dasselbe Treffen, eben dieselbe Belagerung, jeder mit so verschiedenen Umständen erzählen, daß die Umstände des einen die Umstände des andern völlig Lügen strafen: hat man darum jemals die Ereignung selbst, in welchen sie übereinstimmen, geleugnet? Hat man sich nie getraut, sie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege aus-

gesonnen, jene widerspänstige Verschiedenheit von Umständen wenigstens, gleich stößigen Böcken, in einen engen Stall zu sperren, in welchem sie das Widereinanderlaufen wohl unterlassen müssen? „

"Das wahre Bild unsrer harmonischen Paraphrasen der Evangelisten! denn leider bleiben die Böcke darum doch immer stößig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander, und reiben sich, und drängen sich. „ — — — —

"O der schönen Eintracht! — Ohne eine solche immer gährende, brausende, ausstossende Harmonie, sollten Livius und Polybius, Dionysius und Tacitus nicht glaubwürdige Geschichtschreiber seyn können? „ —

"Possen! denkt der freye offene Leser, der sich nicht muthwillig durch kleine Sophistereyen um den Nutzen und das Vergnügen der Geschichte bringen will, Possen! Was kümmert mich der Staub, der unter jedes Schritten aufliegt? Waren sie nicht alle Menschen? Hier hatte nun dieser oder jener nicht so gute Nachrichten, als der dritte! Hier schrieb der eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmann hatte. Nach Gutdünken! Nach seinem besten Ermessen! So ein Umstand war ihm just noch nöthig, um einen Uebergang zu haben, um eine Periode zu runden. Nun dann, da steht er! — Kann ich ver-

langen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?„

„So denkt, sag ich, der freye offene Kopf, der die Schranken der Menschheit und das Gewerbe des Geschichtschreibers ein wenig näher kennt. — Kreuzige und segne dich immer darüber, gute ehrliche Haut, die du beredet worden, ich weiß nicht welche Untrieglichkeit bis in der kleinsten Faser eines guten Geschichtschreibers zu suchen! Hast du nie gelesen, was ein Geschichtschreiber *) selbst, und zwar einer von den allerpünktlichsten, sagt? Neminem scriptorum, quantum ad historiam petinet, non aliquid esse mendosum. Vollständige Begebenheiten freylich nicht, ganze Thatsachen freylich nicht: aber so wyn den kleinen Bestimmungen welche, die der Strom der Rede, auch wohl ganz unwillkührlich, aus ihm herausspielet. Welcher Geschichtschreiber wäre jemals über die erste Seite seines Werks gekommen, wenn er die Belege aller dieser kleinen Bestimmungen jedesmal hätte bey der Hand haben müssen? Nordberg straft in solchen kleinen Bestimmungen Voltairen hundertmal Lügen: und doch ist es das noch lange nicht, was Voltairen zum romanhaften Geschichtschreiber macht. So straft den Zügel in der

*) Vopiscus.

Hand, kann man wohl eine Kronik zusammenklauben; aber wahrlich keine Geschichte schreiben.„

"Wenn nun Livius und Dionysius und Polybius und Tacitus so frank und edel von uns behandelt werden, daß wir sie nicht um jede Sylbe auf die Folter spannen: warum denn nicht auch Matthäus und Markus und Lukas und Johannes?„ — — —

"Ich habe mich schon erklärt, daß ihr besondrer Vorzug, durch einen nähern Antrieb des h. Geistes geschrieben zu haben, hier nichts verschlägt.„ — — — — —

"Sollte man sich nicht erst erkundiget haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geschichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von Mehrern, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet, (wenn sie in ein ähnliches Detail kleiner Umstände gehen wollen, als womit wir die Auferstehungsgeschichte ausgeschmückt finden) ohne die offenbarsten unauflöslichsten Widersprüche erzählt worden? Ich biete aller Welt Trotz, mir ein einziges solches Exempel zu zeigen. Nur merke man die Bedingungen wohl: von Mehrern, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglich-

keit eines solchen Exempels eben so gewiß überzeugt, als von meinem eignen Daseyn. „

"Wenn sich nun in der ganzen unendlichen Weltgeschichte ein solches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kann: warum verlangt man denn, daß uns gerade die Evangelisten dieses Exempel sollen geliefert haben? —— Weil sie der h. Geist trieb?„ — — — — —

"Mitwirkung des h. Geistes genug, wenn er nur den zum Schreiben antrieb, in dem er die wenigsten und unerheblichsten Mißbegriffe erkannte; nur über dessen Schrift besonders wachte, der diese wenigen unerheblichen Mißbegriffe von geschehenen Dingen in keine nothwendige Verbindung mit seinen Lehrsätzen gebracht hatte. „ — — — —

"Allerdings ward die neue Religion auf damalige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi gegründet, welche Ueberzeugung sich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Nun haben wir, die wir jetzt leben, diese Augenzeugen nicht mehr unter uns; haben nur Geschichtschreiber von den Aussagen dieser Augenzeugen, in welchen Geschichtschreibern sich nur das allgemeine Resultat von den Aussagen dieser Augenzeugen unverfälscht erhalten konnte: und gleichwohl soll unsere jetzige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi nicht gegründet genug seyn, wenn sie sich bloß auf jenes Re-

sultat der Aussagen gründet, und sich nicht zugleich auf die völlige Uebereinstimmung der Geschichtschreiber von diesen Auszügen gründen kann? — Da wären wir, die wir jetzt leben, schön daran!„

„Und gleichwohl möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir, die wir jetzt leben, auch in diesem Punkte besser daran sind, als die, zu deren Zeiten die Augenzeugen noch vorhanden waren. Denn der Abgang von Augenzeugen wird uns reichlich durch etwas ersetzt, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor sich, auf den sie, in Ueberzeugung seiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieses große Gebäude selbst, aufgeführt vor uns. — Welcher Thor wühlet neugierig in dem Grunde seines Hauses, bloß um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? — Setzen mußte sich das Haus freylich erst, an diesem und jenem Orte. — Aber daß der Grund gut ist, weiß ich nunmehr, da das Haus so lange Zeit steht, überzeugender, als es die wissen konnten, die ihn legen sahen.„

„Ein Gleichniß, welches mir hier einfällt, wird nichts verderben. Gesetzt, der Tempel der Diana zu Ephesus stünde noch in seiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände sich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe; sogar der

Name des weisen Mannes wäre noch bekannt, der zu einer so sonderbaren Grundfeste den Rath gegeben. Eine Grundlage von Kohlen, von morschen zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg; ich begreiffe sogar, daß Theodorus wohl so ungeben nicht geurtheilet haben möchte, daß Kohlen, wenn sie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der Feuchtigkeit widerstehen müßten. Sollte ich wohl, bey aller dieser wahrscheinlichen Vermuthung a priori, an der ganzen historischen Aussage deswegen zweifeln, weil die verschiednen Urheber derselben über die Kohlen selbst etwa nicht einig wären? Weil Plinius etwa sagte, es wären ölbäumene Kohlen gewesen; Pausanias aber von ellernen, und Vitruvius von eichenen Kohlen spräche? O der Thoren, die diesen Widerspruch, so Widerspruch als er ist, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehn, in deren vom Feuer zerrütteten Textur eben so wohl der Oelbaum, als die Eiche und Eller zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen streiten, als die großen Ebenmaasse des Tempels bewundern wollten!„

„Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem

weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest seyn muß. Denn es trägt, und trägt so lange: Ist noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenster aus seinem rechten Winkel gewichen: so ist dieser rechte Winkel freylich ein augenscheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde: aber er ist doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieser, an dieser will ich meine Betrachtungen weiden; zu dieser, in dieser will ich dich preisen, lieber Baumeister! Preisen; auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte, oder doch nur auf lauter Seifenblasen ruhete.„

„Daß die Menschen so ungern sich mit dem begnügen, was sie vor sich haben! — Die Religion ist da, die durch die Predigt der Auferstehung Christi über die heydnische und jüdische Religion gesiegt hat: und diese Predigt soll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug gewesen seyn, als sie siegte? Ich soll glauben, daß sie damals nicht glaubwürdig genug befunden worden, weil ich jetzt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweisen kann? „ —

„Nicht viel anders ist es mit den Wundern, durch welche Christus und seine Jünger die Religion gepflanzet. — Mögen doch die jetzigen Nachrichten von ihnen noch so zweifelhaft, noch so verdächtig seyn: sie wurden ja nicht für uns Christen gethan, die wir

jetzt leben. Genug, daß sie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die sie haben sollten! Und daß sie die gehabt haben, beweiset das noch immer fortdaurende Wunder der Religion selbst. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrscheinlich machen, die bey ihrer ersten Gründung sollen geschehen seyn. Aber auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen: wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht ist! „ — —

"Die Wunder, die Christus und seine Jünger thaten, waren das Gerüste, und nicht der Bau. Das Gerüste wird abgerissen, sobald der Bau vollendet ist. Den muß der Baumeister wenig interessiren, der seine Vortrefflichkeit nur aus dem abgerissenen Gerüste beweisen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuthen lassen, daß ein eben so großer Meister zu dem Gerüste müsse gehört haben, als zu dem Baue selbst. — Kann wohl seyn! — Aber borgen und wagen will ich doch im geringsten nichts auf diese Vermuthung; noch weniger will ich, durch dieses Vorurtheil von dem Gerüste, mich im geringsten abhalten lassen, den Bau selbst nach den eingestandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen. „ —

"Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein; so tiefe Wunden hat die

scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr jetzt täglich schlägt.“

“Wie? Es soll nicht wahr seyn, daß eine Lüge historisch ungezweifelt bewiesen werden könne? Daß unter den tausend und tausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geschichte Anlaß geben: daß unter diesen tausend und tausend Dingen auch wohl ungeschehene Sachen mit unterlaufen könnten? Es soll nicht wahr seyn, daß unendliche Fakta, wahre unstreitige Fakta gewesen, für die uns dennoch die Geschichte zu wenige, zu unwichtige Zeugnisse hinterlassen, als daß wir sie ohne Leichtsinn glauben könnten?“

“Das soll nicht wahr seyn?“ — — —

— “Und nun eine Frage — die nicht blos den gegenwärtigen einzeln Fall sondern das ganze Harmonienwesen betrift.“

— — — — —

“Nemlich darinn sind wir ohne Zweifel doch einig? daß weil ein einzelner weltlicher Geschichtschreiber vollkommen mit sich selbst übereinstimmt, so daß das, was er selbst sagt, zusammenhängt und natürlich auseinander fließt; man die Widersprüche, in die er durch die natürlichste Erklärung seiner Nachrichten mit andern Geschichtschreibern geräth, lieber auf seiner Rechnung stehen lassen, als durch eine minder natürliche Er-

klärung seiner Worte ihn mit andern vergleichen, und ihn dadurch in Widerspruch mit sich selbst bringen muß. — Ich dächte nicht, daß jemand in der Welt dieses in Abrede seyn könnte. Denn woher weiß man, ob der Geschichtschreiber, den ich so auf seine Kosten mit andern übereinstimmig machen, mit diesen andern hat übereinstimmig seyn wollen? Ob er nicht vielmehr eben da, wo er mit andern nicht übereinkömmt, diese andere stillschweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Wenn dem so ist: sollte man nicht die nemliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geschichtschreiber erweisen, vor allen Dingen den Evangelisten, die doch auch Geschichtschreiber seyn sollen, und sind, wiederfahren lassen, ehe und bevor wir sie zu Werkzeugen des h. Geistes machen, der sich ihrer auf so verschiedne Art bedienen konnte?„

"Sollten wir das; wäre es nicht mehr als billig: wo bliebe euere Harmonie, Wortkrämer, Sinnverdreher? Eure? Ich meyne nicht jene bessere, die sich begnügt, ein einstimmiges Resultat zu erhalten, und kleine Nebenumstände, die in diesem nichts verändern, so verschieden, so widersprechend seyn lässt, als sie wollen. Ich meine nicht eine Harmonie, mit der sich die Christen zu Tatianus Zeiten begnügten. Ich meyne eine Osiandrische, oder wie die genialischen Osiandrischen Namen haben? (denn sie sind doch alle mehr oder weniger Osiandrisch.) — kurz

eine Harmonie, wie sie nur in dem Lutherthume entstanden ist, wie sie nur in dem falsch verstandenen Lutherthume entstehen können. Diese, diese Harmonie wächserner Nasen, die einen jeden Evangelisten in jeder Sylbe retten will, um aus ihnen allen ein Ding zusammen zu setzen, das kein einziger Evangelist für das Seine erkennen würde; diese Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe meines Ungenannten gerichtet sind, die allein diese Einwürfe hervorgebracht hat: wo bleibt sie? wer braucht sie? wer mag sie? wenn wir die Evangelisten vor allererst als gesunde natürliche Menschen schreiben lassen.„

— — — — — —

"Vorsatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr schaudern würde, als diesen, wenn ich ihn objektive als möglich denken könnte. Daß er subjektive möglich ist, höre ich leider. — — —

— — — — — —

"Ich bin fertig: fertig mit Vertheidigungen und Beantworten. Nicht zwar fertig, mit Vertheidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin, mich zu unterziehen; nicht zwar fertig, mit Beantwortung der ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz lesen mögen: aber doch fertig mit Vertheidigung dessen, was ich von den

Fragmenten des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung deſſen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet iſt, wovor ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu ſtehen, mir einfallen laſſen.„

— — — — —

"Habe ich aber meine Muſſe, auch ſo ſchon, nicht zum Beſten angewandt: was thut das? Wer weiß, ob ich ſie mit etwas andern nicht noch ſchlechter angewandt hätte? Mein Vorſatz war es wenigſtens, ſie gut anzuwenden. Meine Ueberzeugung war es wenigſtens, daß ich ſie ſo gut anwenden könne. Ich überlaſſe es der Zeit, was meine aufrichtig geſagte Meynung wirken ſoll und kann. — Vielleicht ſoll ſie ſo viel nicht wirken, als ſie wirken könnte. — — Iſt das: ſo verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wenn und wo ſie ſich ergieſſen ſoll, einen unnütz geſchäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwiſſend mit weggeworfen: ſo ſind deine Goldkörner unverloren!„

II.

Eine Parabel.

—— quæ facilem ori paret bolum.
Etymologista vetus.

Nebst einer kleinen Bitte, und einem eventualen Absagungsschreiben an Hrn. Pastor Göze, in Hamburg. *)

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde ehrwürdiger Freund sagen, wenn ich der Mensch wäre, der durch öffentliche Berufung auf seine Freundschaften ein günstiges Vorurtheil für sich zu erschleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen seiner Nächsten dadurch ein nachtheiliges Licht möchte fallen lassen, daß er der Welt erzählet, er stehe oder habe mit ihm in einer von den genauern Verbindungen gestanden, welche die Welt Freundschaft zu nennen gewohnt ist. ——

Denn berechtiget wäre ich allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvor gekommen ist; den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn viele nicht kennen wollen; dem ich noch

*) Braunschweig 1778.

Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß seine Wächterstimme noch meines Namens schonen wollen.

Doch, wie gesagt, ich suche, blos durch meine Freunde, eben so wenig zu gewinnen, als ich möchte, daß sie durch mich verlieren sollten.

Also nur, Ehrwürdiger Mann! Ich ersuche Sie, die Güte zu haben, nachstehende Kleinigkeit in einige Ueberlegung zu ziehen. Besonders aber dringe ich darauf, sich über die beygefügte Bitte nicht blos als Polemiker, sondern als rechtschaffner Mann und Christ, auf das baldigste zu erklären ꝛc.

Die Parabel. *)

Ein weiser thätiger König eines großen, großen Reiches, hatte in seiner Hauptstadt einen Pallast von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem alle um sich versammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur: denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch, und entsprach doch.

Sie gefiel: vornemlich durch die Bewunderung,

*) "Diese Parabel (schreibt Hr. Münzdirektor Lessing); „hat mein Bruder unter dem Titel: der Pallast im Feuer; Eine Parabel mit ihrer Erklärung; aufs neue herausgeben wollen, und schon die Stellen, zu welchen Erklärungen kommen sollten auf besondere Seiten geschrieben. Es ist davon aber weiter nichts da, als ein Entwurf zur Vorrede, der so lautet: "Diese Parabel ist nicht das Schlechteste, was ich geschrieben. —— —— —— Die albern Deutungen des H. Göze nöthigen mich, mein eigner Ausleger zu werden. —— Göze läßt sich träumen, daß ich damit auf die Händel zielen wollen, welche die Fragmente erregen. — Und ich habe sie bestimmt, die ganze Geschichte der christlichen Religion darunter vorzustellen. „

welche Einfalt und Gröſse erregen, wenn ſie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten, als zu entbehren ſcheinen.

Sie entſprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Pallaſt ſtand nach vielen, vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollſtändigkeit da, mit welcher die Baumeiſter die letzte Hand angelegt hatten: von auſſen ein wenig unverſtändlich, von innen überall Licht und Zuſammenhang.

Was Kenner von Architektur ſeyn wollte, ward beſonders durch die Auſſenſeiten beleidiget, welche mit wenig hin und her zerſtreuten, groſsen und kleinen, runden und viereckigten Fenſtern unterbrochen waren; dafür aber deſto mehr Thüren und Thore von mancherley Form und Gröſse hatten.

Man begriff nicht, wie durch ſo wenige Fenſter in ſo viele Gemächer genugſames Licht kommen könne. Denn daſs die vornehmſten derſelben ihr Licht von oben empfiengen, wollte den Wenigſten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu ſo viele und vielerley Eingänge nöthig wären, da ein groſses Portal auf jeder Seite ja wohl ſchicklicher wäre, und eben die Dienſte thun würde. Denn daſs durch die mehrern kleinen Eingänge ein jeder, der in den Pallaſt gerufen würde, auf dem kürzeſten und unfehlbarſten Wege, gerade dahin gelangen ſolle, wo man ſeiner bedürfe, wollte den wenigſten zu Sinne.

Und so entstand unter den vermeynten Kennern mancherley Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigsten führten, die von dem Innern des Pallastes viel zu sehen, die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da Etwas, wovon man bey dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig sehr leicht und kurz machen müsse; was ihn aber gerade am meisten verwickelt, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nämlich verschiedne alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Pallastes herschreiben sollten, und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Karakteristik so gut als verloren war.

Ein jeder erklärte sich daher diese Worte und Zeichen nach eignem Gefallen. Ein jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen Neuen zusammen; für welchen Neuen nicht selten dieser und jener sich so hinreissen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch andere darauf zu schwören, bald beredte, bald zwang.

Nur wenige sagten: "was gehen uns eure Grundrisse an? Dieser oder ein andrer: sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Pallast erfüllet,

und daß sich aus ihm nichts, als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet.„

Sie kamen oft schlecht an, diese Wenigen! Denn wenn sie lachenden Muths manchmal einen von den besondern Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Pallastes selbst ausgeschrien.

Aber sie kehrten sich daran nicht, und wurden gerade dadurch am geschicktesten, denjenigen zugesellet zu werden, die innerhalb des Pallastes arbeiteten, und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl beygelegt, als eingeschlummert war, — einsmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Pallaste!

Und was geschah? Da fuhr jeder von seinem Lager auf; und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Pallaste, sondern in seinem eignen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte, — nach seinem Grundrisse. „Laßt uns den nur retten! dachte jeder. Der Pallast kann doch nicht eigentlicher verbrennen, als er hier stehet!„

Und so lief ein jeder mit seinem Grundrisse auf die Strasse, wo, anstatt dem Pallaste zu Hülfe zu eilen,

einer dem andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Pallast vermuthlich brenne. "Sieh, „Nachbar! hier brennt er! Hier ist dem Feuer am „besten beyzukommen. — Oder hier vielmehr, Nach„bar; hier! — Wo denkt ihr beyde hin? Er brennt „hier! — Was hätt' es für Noth, wenn er da „brennte? Aber er brennt gewiß hier! — Lösch „ihn hier, wer da will. Ich lösch ihn hier nicht. — „Und ich hier nicht! — Und ich hier nicht! „ —

Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Pallast; wenn er gebrannt hätte. – Aber die erschrocknen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.

Die Bitte.

Ein andres ist ein Pastor: ein andres ein Bibliothekar. So verschieden klingen ihre Benennungen nicht: als verschieden ihre Pflichten und Obliegenheiten sind.

Ueberhaupt denke ich, der Pastor und Bibliothekar verhalten sich gegen einander, wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirret Berg und Thal, durchspähet Wald und Wiese, um ein Kräutchen aufzufinden, dem Linneus noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freuet er sich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert ist er, ob dieses neue Kräutchen giftig ist, oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich sind — (und wer sagt es denn, daß sie nicht nützlich wären?) — so ist es doch nützlich, daß die Gifte bekannt sind.

Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter seiner Flur; und schätzt und pflegt nur diejenigen Kräuter, die seinen Schafen die angenehmsten und zuträglichsten sind.

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufseher von Bücherschätzen; und möchte nicht gern der Hund seyn, der das Heu bewacht: ob ich schon freylich auch nicht der Stallknecht seyn mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Rauffe trägt.

Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt ist; so zeige ich es an. Vors erste in unsern Katalogen; und dann nach und nach, so wie ich lerne, daß es diese oder jene Lücke füllen, dieses oder jenes berichtigen hilft, auch öffentlich: und bin ganz gleichgültig dabey, ob es dieser für wichtig, oder jener für unwichtig erkläret, ob es dem einen frommet, oder dem andern schadet. Nützlich und verderblich, sind eben so relative Begriffe, als groß und klein.

Sie hingegen, Ehrwürdiger Mann, würdigen alle litterarische Schätze nur nach dem Einflusse, den sie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu besorglich als zu fahrläßig seyn. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt, oder nicht bekannt ist? wenn es nur Einen auch von den Kleinsten ärgern könnte, die Ihrer geistlichen Aufsicht anvertrauet sind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, Ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht thun: so schelten Sie mich nicht, daß ich die meinige thue; — oder, welches einerley ist, zu thun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesstunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewusten Fragmente den geringsten Antheil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern: aber vor

meiner Todesstunde werde ich nie zittern. Am allerwenigsten deswegen, daß ich gethan habe, was verständige Christen jetzt wünschen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäsarea, zu Konstantinopel, mit den Schriften des Celsus, des Fronto, des Porphyrius, wenn sie es hätten thun können, möchten gethan haben. Um die Schriften des letztern, sagt ein Mann, der sich auf solche Dinge verstehet, gäbe jetzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, Ehrwürdiger Mann, daß Sie sagen werden: „jene alten Feinde der Religion „hätten es allerdings verdient, daß ihre Schriften „sorgfältiger wären aufbehalten worden. Aber wo„zu der Neuern ihre aufbewahren, die nach siebzehn„hundert Jahren doch nichts Neues sagen könnten„?

Wer weiß das, ohne sie gehört zu haben? Wer von unsern Nachkommen glaubt das, ohne es zu sehen? Dazu bin ich der festen Meynung, daß Welt und Christenthum noch so lange stehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftsteller der ersten zwey Tausend Jahre nach Christi Geburth, der Welt eben so wichtig seyn werden, als uns jetzt die Schriftsteller der ersten zwey Hundert Jahre sind.

Das Christenthum geht seinen ewigen allmäligen Schritt: und Verfinsterungen bringen die Planeten

aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Christenthums sind die Phases deſſelben, die ſich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn und Planet und Betrachter auf dem nehmlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieſer ſchrecklichen Stockung!

Alſo, ehrwürdiger Mann: mißbilligen Sie es wenigſtens weniger hart, daß ich ehrlich genug geweſen, eben ſowohl ſehr unchriſtliche Fragmente, als eine ſehr chriſtliche Schrift des Berengarius, von ihrem Untergange zu retten, und an das Licht zu bringen.

Doch das iſt die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewiſſen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch Recht hätte, von ihnen zu fordern. Und mit dieſer Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte iſt der Art, daß Sie die Gewährung derſelben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne iſt nichts angelegner, als Unrecht, welches er nicht thun wollen, und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es beſteht aber dieſes mir zugefügte Unrecht darinn, daß Sie eine von mir geſchriebene Stelle, ganz wider ihren Zuſammenhang zu kommentiren, das

Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer, als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichniße.

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundlosen Wege mit seinem schwerbeladenen Wagen festgefahren, nach mancherley vergeblichen Versuchen, sich los zu arbeiten, endlich sagt, wenn alle Stränge reissen, so muß ich abladen; wäre es billig, aus dieser seiner Rede zu schliessen, daß er gern abladen wollen, daß er mit Fleiß die schwächsten mürbesten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus diesem Grunde die Vergütung alles Schadens, selbst alles innern von aussen unmerklichen Schadens, an welchem eben sowohl der Einpacker Schuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte.

Dieser Führmann bin ich: dieser Befrachter sind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe gesagt, wenn man auch nicht im Stande seyn sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen, so geschäftig ist: so bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben. Dieses zu unterstützen, schrieb ich die Stelle nieder, die eine so unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müssen. Ich soll und muß gesagt haben,

daß auf die Einwürfe gegen die Bibel sich schlechterdings nichts antworten lasse; daß es nur umsonst sey, darauf antworten zu wollen. Ich soll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des Christen dem Theologen, je eher je lieber zu nehmen, angerathen haben; damit ein schwacher, aber großsprecherischer Feind desto eher das Feld behaupten könne.

Das ist nicht die wahre Vorstellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwohl kann es bey Ihnen auch nicht Vorsatz gewesen seyn, eine so falsche Vorstellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren, in Zuversicht auf Ihre gute Sache, die sie auch von mir angegriffen zu seyn vermeynten, zu hastig: Sie übereilten sich.

Ehrwürdiger Mann, die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größten Theils eben so fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und eingestandene Uebereilung ist oft lehrreicher, als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie, in einem der nächsten Stücke Ihrer freywilligen Beyträge, eine so gut als freywillige Erklärung zu thun, nicht ermangeln werden; des Inhalts: daß allerdings noch ein gewisser Gesichtspunkt übrig sey, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle sehr unschuldig erscheine;

daß Sie diesen Gesichtspunkt übersehen; daß Sie weiter keine Ursache haben, diesen übersehenen Gesichtspunkt, nachdem Sie von mir darauf geführet worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hier gearbeitet.

Nur eine solche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt thun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Absichten verbreiten zu wollen scheinen. Nur nach einer solchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig seyn, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern, gefallen möchte. Ohne eine solche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie schreiben lassen, — so wie ich Sie predigen lasse. *)

*) Hr. J. M. Göze zu Hamburg schrieb gegen Lessing, in den freywilligen Beyträgen: Etwas vorläufiges gegen des H. Hofrath Lessings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion, und auf den einigen Lehrgrund derselben, die H. Schrift, Hamb. 1778. Lessings Schwächen, 1-stes Stück, Hamb. 1778.

Das Absagungsschreiben.

Mein Herr Pastor,

Mit vorstehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen; und schon freute ich mich in Gedanken auf den freywilligen Beytrag, in welchem Ihre heilige Faust das christliche Banier wieder über mich schwenken würde.

Indeß aber entweder mich die Presse, oder ich die Presse nicht genugsam fördern konnte, erhalte ich das 61 — 63ste Stück besagter Beyträge, — und bin wie vernichtet!

Das hat der nämliche Mann geschrieben? Wie soll die Nachwelt, auf welche die freywilligen Beyträge doch ganz gewiß kommen werden, einen so plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz sich erklären? — Göze, wird die Nachwelt sagen, Göze wäre der Mann gewesen, der in Einem Athem gegen einen und eben denselben Schriftsteller sauersüße Komplimente zwischen den Zähnen murmeln, und aus vollem Halse laute Verleumdungen ausstoßen können? Er hätte zugleich die Katze und den Eber gespielt? Die Katze, die um den heißen Brey gehet; und den Eber, der blind auf den Spieß rennet? Das ist unglaublich! In dem 55sten Stücke ist sein Eifer noch so gemäßiget, noch so ganz anonymisch; er nen-

net weder Sack noch Esel, auf die sein Stecken zuschlägt: und auf einmal im 61sten Stücke ist Leßing namentlich hinten und vorne; muß Leßing namentlich geknippen werden, so oft er den Krampf in seine orthodoxen Finger bekömmt? Dort will er das Wasser kaum regen: und hier, Plumps! Das ist unbegreiflich! Nothwendig müßen also zwischen dem 55sten und 61sten Stücke dieser kostbaren Blätter, wie wir sie jetzt haben, alle diejenigen verloren gegangen seyn, die uns dieses Plumps! erklären würden.

So wird die Nachwelt sagen, Herr Pastor. Doch was kümmert Uns die Nachwelt, Herr Pastor, die vielleicht auch so nicht sagen wird? Genug, Sie wissen selbst am besten, wie sehr sich die Nachwelt irren würde; und ich berühre diese Saite blos, um es bey der jetztlebenden Welt, — versteht sich, der Welt, die wir Beyde füllen — zu entschuldigen, Falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Hrn. Pastor Göze erlauben dürfte, ihr von dem allzuviel abzuweichen scheinen sollte, den ich noch bisher anzugeben, für schicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Pastor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich setzen, werden allmälig zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich sie Ihnen alle vorrechne: es würde Sie kitzeln, wenn Sie sähen,

daß

daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur sagen, was daraus kommen wird.

Ich will schlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verschrien werden, der es mit der Lutherischen Kirche weniger gut meynet, als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meyne, als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat, oder dergleichen, lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte.

Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken Lutherischen Geistes? — Sie? der Sie auch nicht einmal Luthers Schulsystem zu übersehen im Stande sind? — Sie? der Sie, mit stillschweigendem Beyfall, von ungewaschenen, auch wohl treulosen Händen die Seite des Lutherschen Gebäudes, die ein wenig gesunken war, weit über den Wasserpaß hinaus schrauben lassen? — Sie? der Sie den ehrlichen Mann, der freylich ungebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bey der Schraube zuruft: schraubt dort nicht weiter! damit das Gebäude nicht hier stürze! — der Sie diesen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? — Weil dieser ehrliche Mann zugleich den schriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeisters, das Gebäude lieber ganz ab-

zutragen, — gebilliget? unterstützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — Nicht doch! — nur nicht unterschlagen zu dürfen, geglaubt.

O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Pastor, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. — Erst soll uns hören, erst soll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

O daß Er es könnte, Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, schreyend aber gleichgültig daher schlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset: wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde! Wer —

Aber ich vergesse mich; und würde noch mehr Sie vergessen, Herr Pastor, wenn ich, auf eine dergleichen Aeusserung, Ihnen vertraulich zusprächе: Herr Pastor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden; bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht besser, unsers Gleichen schwiegen? unsers Gleichen verhielten sich nur ganz leidend? Was einer von Uns zurück halten

will, möchte der andere übereilen: so daß der eine mehr die Absichten des andern beförderte, als seine eignen. Wie wäre es, Herr Pastor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den ersten und letzten seyn liessen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich schon verloren habe.

Denn nein; das werden Sie nicht wollen. Götze hat noch keinem seiner Gegner das letzte Wort gelassen; ob er sich gleich immer das erste genommen. Er wird, was ich zu meiner Vertheidigung sagen müssen, als Angriff betrachten. Denn der Tummelplatz des seligen Ziegra muß ihm nicht vergebens nun ganz angestorben seyn.

Ich beklage: denn sehen Sie, Herr Pastor, es wird mir unmöglich seyn, nicht gegen Ihren Stachel zu lächen, und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen lassen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämische Anspielung; jeden, wenn Gott will, giftigen Biß; jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids; jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzet, nur ein Seufzer zu seyn; jede pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre freywilligen Beyträge stricken und win-

zen werden, aufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von Einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat. Auch haben dieserley Pharmaka ihren Kredit längst verloren.

Sondern nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht; der einem Jeden Vernunft und Gelehrsamkeit abspricht, welcher Vernunft und Gelehrsamkeit anders braucht, als Sie. Besonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzusammenhängenden Bruchstücken kennen, so schülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann, — nicht Sache gegen Sache — zu schätzen: so war dieser Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrsamkeit, sieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind. Das glauben Sie mir indeß, Herr Pastor, auf mein Wort.

Und sonach meine Ritterliche Absage nur kurz. Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will: ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben: dann kann ich die Feder nicht mehr rühren.

III.

Axiomata,

wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.

—— acumine pollentibus notionem prædicati in notione subjecti individuo nexu cum ea cohærentem pervidendi.

Wolfii Ph. r.

Wider den Hrn. Pastor Göze, in Hamburg. *)

Der Bogen, oder wie viel es geben wird, den ich zu schreiben mich niedersetze, dürfte mir deßwegen sehr sauer werden, weil ich kaum weiß, für wen ich ihn schreibe. Ich weiß nur, wider wen; und habe so wenig Hoffnung, daß er auch für den werden könne, wider den er gerichtet ist, daß ich diese Hoffnung kaum in einen Wunsch zu verwandeln wage.

Ueber eine Stelle nämlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich sie mit Ueberlegung und in guter Meynung geschrieben habe, hat der Hr. Pastor Göze, in Hamburg, Erinnerungen gemacht, und in zweyerley Zeitungen abdrucken lassen, die mich lieber als Gegner der christlichen Religion brandmarkten.

*) Braunschweig, 1778.

„Ich mag die Stelle, so wie ich sie geschrieben habe, *) hier nicht wiederholen. Und das um so viel weniger, da ich den einzeln Sätzen derselben, die ich wie lauter Axiome dahin gepflanzt haben soll, eine etwas andre Ordnung geben will. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein, mein Gegner mich besser verstehen lernt; besonders wenn er findet, daß seine eignen Einwendungen mir behülflich gewesen, mich besser zu erklären. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein, meine Sätze vollends werden, was sie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, daß Axiomata Sätze sind, deren Worte man nur gehörig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?„

— — — —

„Ich habe es gesagt, und sage es nochmals: auch an und für sich selbst, sind die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion, bey weitem nicht mit allen den Kenntnissen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernste geschrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfodern!„

„Und allerdings ist diese meine allgemeine Aeusserung aus Induktion entstanden; und zwar aus einer so vollständigen, so genau erwogenen Induktion, als ich in meiner Verfassung zu machen, nur im Stande gewesen.„

*) In den Wolfenbüttler Beyträgen.

"Nun, so führe man diese Induktion erst vor unsern Augen! ruft mein Gegner in einem schon triumphirenden Tone mir zu." — — —

— "Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur seit diesem Jahrhunderte für die Wahrheit der christlichen Religion geschrieben worden, auf die Kapelle zu bringen; welch ein Zumuthen!" — — — — — — —

— "Er muß nicht thun, als ob der, welcher gewisse Beweise einer Sache bezweifelt, die Sache selbst bezweifle. Der geringste Fingerzeig dahin ausgestreckt, ist Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweise zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die sie schlechterdings nicht haben können? was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den bescheidenen Schranken lassen wollen, innerhalb welchen sie alle ältere Theologen gesichert genug hielten? Oder ist dem Hrn. Pastor die Geschichte der Dogmatik so wenig bekannt, daß er von diesen Veränderungen nichts weiß? Wie kömmt er, und Er insbesondere dazu, sich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit diesen Veränderungen unzufrieden ist? Er ist ja sonst kein Freund von theologischen Neuerungen. Warum will er nur diese gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologischen Schulspra-

che ausgedruckt habe, die ihm geläufig ist? Ich bin Liebhaber der Theologie, und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewisses System schwören müssen. Mich verbindet nichts, eine andre Sprache, als die meinige, zu reden. Ich bedaure alle ehrliche Männer, die nicht so glücklich sind, dieses von sich sagen zu können. Aber diese ehrlichen Männer müssen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem sie an die Krippe gebunden sind. Sonst hört mein Bedauren auf: und ich kann nichts als sie verachten.„

So viel von dem Grausale, der dem Hrn. Pastor gleich am Eingange des Weges aufstieß. Nun von der Stelle selbst, die ich, wie gesagt, nicht ganz in der nämlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne, gegen die Mißdeutungen des Hrn. Pastors zu retten, mich gezwungen sehe. Die logische Ordnung unsrer Gedanken, ist nicht immer die, in welcher wir sie andern mittheilen. Aber sie ist die, welche vor allen Dingen der Gegner aufsuchen muß, wenn sein Angriff nach der Billigkeit seyn soll. Und so hätte der Hr. Pastor mit dem 3ten meiner Sätze anfangen müssen, wie folget.

I. (3.)

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehöret. — — —

"In diesem Satze, antwortet er, liegen zwey „Sätze. Einmal: die Bibel enthält das, was zur „Religion gehört. In dem ersten Satze räumt der „Hr. H. das ein, was er in dem vorhergehenden ge„leugnet hat. Enthält die Bibel das, was zur Re„ligion gehört: so enthält sie die Religion objektive „selbst. „

Ich erschrecke! Ich soll geleugnet haben, daß die Bibel die Religion enthalte? Ich? Wo das? Gleich in dem vorhergehenden? Doch wohl nicht damit, daß ich gesagt habe: die Bibel ist nicht die Religion? damit?

— "Ist denn seyn und enthalten einerley? Sind es denn ganz identische Sätze: die Bibel enthält die Religion? und die Bibel ist die Religion?

"Der zweyte Satz kann zugegeben werden, wenn „man einen Unterschied macht zwischen dem, was „wesentlich zur Religion gehört, und zwischen dem, „was zur Erläuterung und Bestätigung der Haupt„sätze, welche eigentlich das Wesen der Religion aus„machen, gehöret. „ — — — —

— Wie? wenn auch nicht Weniges in der Bibel vorkäme, das schlechterdings weder zur Erläuterung noch zur Bestätigung, auch des allergeringsten Satzes der Religion, diene? Was andere auch gute lutherische Theologen von ganzen Schriften der Bibel

behauptet haben, darf ich doch wohl von einzeln Nachrichten in dieser und jener Schrift behaupten?„ —

— — — — — —

— "Der Satz, die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehöret, ist ohne Einschränkung wahr. Auch kann er, durch seinen gehörigen Gebrauch, der Religion unendlich vortheilhafter, als durch seinen Mißbrauch ihr schädlich werden. Mißbrauch ist von allen Dingen zu besorgen; und ich hätte nichts dagegen, daß man sich im voraus darwider decket.„ —

— — — —

— "Wie gesagt, bey mir soll dieser Satz, der Bibel zu keinem Nachtheile gereichen. Er soll sie vielmehr mit Eins unzähligen Einwürfen und Spöttereyen entziehen, und in die aufgegebnen Rechte alter Urkunden wieder einsetzen, denen man Ehrerbietung und Schonung schuldig ist.„ — — —

II. (4)

"Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehrern gleich unfehlbar sey.„ — —

— "Wenn indeß Calov und Göze doch Recht hätten! Letzterer führt wenigstens ein so treffliches Dilemma an. "Entweder, sagt er, dieses Mehrere „ist von Gott eingegeben, wenigstens gebilliget, oder „nicht. Ist das erste, so ist es eben so unfehlbar, „wie das Wesentliche. Nimmt man aber das letzte an,

„so verliert das erste auch seine Zuverläßigkeit.“ —

— — —

— “Wie? wenn sich Gott bey seiner Inspiration gegen die menschlichen Zusätze, die selbst durch die Inspiration möglich wurden, eben so verhalten hätte, wie bey seiner Schöpfung gegen das moralische Böse? Wie? wenn er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geschehen war, das, was diese Wunder hervorgebracht hatten, seinem natürlichen Laufe überlassen hätte? Was schadet es, daß in diesem Falle die Grenzen zwischen menschlichen Zusätzen und geoffenbarten Wahrheiten, so genau nicht mehr zu bestimmen wären? Ist doch die Grenzscheidung zwischen dem moralisch Bösen und dem moralisch Guten, eben so unbestimmbar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Bösen? Würden sich deswegen gar keine geoffenbarte Wahrheiten von menschlichen Zusätzen unterscheiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar keine innere Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Ursprung an ihr und in ihr keine Spur zurückgelassen, als die historische Wahrheit, die sie mit so vielen Fratzen gemein hat?„ — — — —

— “Endlich das feste prophetische Wort!— Woher der Beweis, daß unter dem prophetischen Worte auch alle historischen Worte verstanden wer-

den? Woher? Die historischen Worte sind das Vehikulum des prophetischen Wortes. Ein Vehikulum aber soll und darf die Kraft und Natur der Arzney nicht haben. Was hat der Hr. Pastor an dieser Vorstellung auszusetzen?„ — — — —

III. (1.)

"Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion.„

"Wenn es wahr ist, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehöret: wer kann mir wehren, daß ich sie, in so fern sie beydes enthält, in so fern sie ein blosses Buch ist, den Buchstaben nenne; und dem bessern Theile derselben, der Religion ist, oder sich auf Religion beziehet, den Namen des Geistes beylege?„

"Zu dieser Benennung ist derjenige berechtiget, der das innere Zeugniß des h. Geistes annimmt. Denn da dieses Zeugniß sich doch nur bey denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äussern kann, welche auf unsere geistliche Besserung mehr oder weniger abzwecken: was ist billiger, als nur solcherley Bücher und Stellen der Bibel den Geist der Bibel zu nennen?„ — — —

— "Im Grunde ist dieser Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Geiste der Bibel, der nämliche, welchen andere auch gute lutherische Theolo-

gen schon längst zwischen der heiligen Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben.„ — — —

IV. (2.)

„Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.„

"Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundsatzes, aus welchem sie hergeleitet wird. Jener ist theils zugegeben, theils erwiesen. Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptsätze der christlichen Religion, keine Einwürfe gegen die Hauptsätze selbst: so können noch weniger Einwürfe gegen biblische Dinge, die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion sind, Einwürfe gegen die Religion seyn.„ — — — —

V. (5.)

"Auch war die Religion, ehe ein Bibel „war.„

"Hierwider sagt der Hr. Pastor: "Aber doch „nicht ehe eine Offenbarung war.„ — Was er damit will, ist mir ganz unbegreiflich. Freylich kann eine geoffenbarte Religion nicht eher seyn, als sie geoffenbaret worden. Aber sie kann doch eher seyn, als sie niedergeschrieben worden. Davon ist ja nur die Rede. Ich will ja nur sagen: die Religion war, ehe

das geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von der Bibel gab, die jetzt sie selbst seyn soll. Was soll nun die windschiefe Frage, die mich in meinen eignen Gedanken irre machen könnte? — Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwiedern.„

VI. (6.)

„Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apóstel geschrieben hatten. Es verlief eine graume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam.„ — — —

„Alles dieses, sagt der Hr. Pastor, kann ich dem „Herausgeber einräumen.„ — Kann? warum nur kann? — Muß mir der Hr. Pastor einräumen.

Muß er mir das aber einräumen: so räumt er mir ja auch zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Christenthum weit früher gewesen, als das geschriebne; daß es sich erhalten und ausbreiten könne, ohne aufgeschrieben zu seyn. — — —

— „Und doch ist aus der Geschichte allerdings zu erweisen, daß so lange die Wunder gehen, und besonders die unmittelbare Erleuchtung der Bischöfe, Statt hatten, man aus dem geschriebenen Worte weit weniger machte. Es war ein Verbrechen sogar, dem Bischofe nicht anders, als auf das geschrie-

bene Wort glauben zu wollen. Und das nicht ohne Grund. Denn die ἐμφυτος δύναμις της διδαχης, die in den Bischöfen war, war eben dieselbe, welche in den Aposteln gewesen war; und wenn Bischöfe das geschriebene Wort anführten, so führten sie es freylich zur Bestätigung ihrer Meynung, aber nicht als die Quelle ihrer Meynung an.„ — — — —

VII. (7)

"Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen: so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf ihnen beruhen.„

"D. i. wenn es wahr ist, daß die Religion des A. und N. Testaments eine geraume Zeit schon geoffenbaret war, ehe das geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde; und eine noch geraumere Zeit bestand, ehe alle die Bücher fertig wurden, die wir jetzt zum Kanon des A. und N. Testaments rechnen: so muß sie ja wohl ohne diese Bücher sich denken lassen. Ohne diese Bücher, sage ich. Ich sage nicht: ohne den Inhalt dieser Bücher. Wer mich dieses, statt jenem, sagen läßt: läßt mich Unsinn sagen, um das große heilige Verdienst zu haben, Unsinn zu widerlegen. Nochmals, und nochmals: ohne diese Bücher. Auch hat, so viel ich weiß, noch kein Orthodox behauptet, daß die Religion in einem dieser Bücher zuerst, durch

eines dieser Bücher ursprünglich, geoffenbaret worden, und so wie die übrigen dazu gekommen, allmälig mit angewachsen sey. Vielmehr gestehen es gelehrte und denkende Theologen einmüthig, daß in diesen Büchern bloß gelegentlich, bald mehr bald weniger, davon aufbehalten worden. — Dieses Mehrere oder Wenigere wäre schon wahr gewesen, ehe es gelegentlich schriftlich aufbehalten wurde: und sollte jetzt für uns nur wahr seyn, weil es schriftlich aufbehalten worden? „—

"Hier sucht sich zwar der Hr. Pastor mit einer Unterscheidung zu helfen: ein anders, will er, sey die Wahrheit der Religion; und ein anders, unsre Ueberzeugung von dieser Wahrheit. "Die Wahrheit der „christlichen Religion, sagt er, beruhet allerdings auf „sich selbst; sie bestehet auf ihrer Uebereinstimmung „mit den Eigenschaften und Willen Gottes, und auf „der historischen Gewißheit der Factorum, auf welche ihre Lehrsätze sich zum Theil gründen. Allein, „unsere Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion beruhet doch lediglich und allein auf „diesen Schriften.„ Aber, wenn ich diese Worte recht verstehe: so sagt der Hr. Pastor entweder etwas sehr Unphilosophisches, oder er schlägt sich selbst, und ist völlig meiner Meynung. Vielleicht auch, daß er sich so unphilosophisch ausdrücken mußte, um nicht gar

zu

zu deutlich meiner Meynung zu scheinen. Denn man überlege doch nur! Wenn die Wahrheit der christlichen Religion Theils — (dieses Theils hat er freylich nicht buchstäblich hingeschrieben, aber sein Sinn erfodert es doch nothwendig —) wenn sie, sage ich, theils auf sich selbst, d. i. auf ihrer Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes, theils auf der historischen Gewißheit der Factorum beruhet, auf die sich einige ihrer Lehrsätze gründen: entspringt nicht aus diesem doppelten Grunde, auch eine doppelte Ueberzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund seine Ueberzeugung für sich? Was braucht einer von beyden, die Ueberzeugung des andern zu entlehnen? Ist es nicht fauler Leichtsinn, dem einen die Ueberzeugung des andern zu gute kommen zu lassen? Ist es nicht leichtsinnige Faulheit, die Ueberzeugung des einen, auf beyde erstrecken zu wollen? Warum soll ich Dinge, die ich deswegen für wahr halten muß, weil sie mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes übereinstimmen, nur deswegen glauben, weil andre Dinge, die irgend einmal in Zeit und Raum mit ihnen verbunden gewesen, historisch erwiesen sind?

Es sey immerhin wahr, daß die biblischen Bücher alle die Fakta erweisen, worauf sich die christlichen Lehrsätze zum Theil gründen: Fakta erweisen,

das können Bücher; und warum sollten es diese nicht können? Genug, daß die christlichen Lehrsätze sich nicht alle auf Fakta gründen. Die übrigen gründen sich, wie zugegeben, auf ihre innere Wahrheit: und wie kann die innere Wahrheit irgend eines Satzes von dem Ansehen des Buches abhangen, in dem sie vorgetragen worden? Das ist offenbarer Widerspruch.

Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Hr. Pastor mit einer Zuversicht thut, als ob nur Eine Antwort darauf möglich wäre. Würde, fragt er, "wenn die Neutestamentlichen „Bücher nicht geschrieben, und bis auf uns gekom„men wären, wohl eine Spur von dem, was Chri„stus gethan und gelehret hat, in der Welt übrig ge„blieben seyn?„ — Gott behüte mich, jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage so gerade zu mit Nein zu beantworten wagte! Nein; dieses Nein spräche ich nicht nach; und wenn mir es ein Engel vom Himmel vorsagte. — — Alles, was in der Welt geschieht, liesse Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann: und nur deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlest, wenn sie auch nur wären geprediget worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen

lieſſe? Deine Worte ſollten erſt in todte Buchſtaben verwandelt, Worte des Lebens geworden ſeyn? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menſchen zu erleuchten, und zu beſſern? Iſt mündliche Ueberlieferung nichts? Und wenn mündliche Ueberlieferung tauſend vorſetzlichen und unvorſetzlichen Verfälſchungen unterworfen iſt: ſind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeuſſerung ſeiner unmittelbaren Gewalt, nicht eben ſowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälſchungen bewahren können, als er die Bücher bewahret hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes ſeyn will, und ſo keck vorgiebt, daß du deine Abſicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen laſſen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der auſſer dieſem einzigen Wege, den er ſieht, alle andere Wege, weil er ſie nicht ſieht, platterdings leugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie ſo rechtgläubig werden, damit ich nie ſo vermeſſen werde! —

Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe ſind nicht auch wirklich, durch bloſſe mündliche Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzet worden, ohne deren Hülfe wir ſchwerlich wohl die Schriften des N. Teſtaments vollkommen ſo verſtehen und auslegen würden, als wir mit ihrer Hülfe thun? Dieſes

gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingestehen: sondern auch von den Protestanten, ob deren es schon wenige zugeben. — — —

VIII. (8.)

War ein Zeitraum, in welchem sie (die christliche Religion) bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist: so muß es auch möglich seyn, daß alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren gienge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestühnde.

Zuerst also: seine Erinnerungen von Seiten der Verleumdung. — Ein handgreifliches Sophisma! ruft er. Ey! Aber doch wohl nicht, nur für einen Mann, an dem die Hand verständiger und rechtgläubiger ist, als der Kopf? "Denn, sagt er, man „setze nur für die Worte: in welchem gleichwohl „noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen „ist, diese, in welchem gleichwohl noch kein „Wort aus dem von ihr geprediget war, was „bis auf uns gekommen ist; so wird uns die „Falschheit desselben in die Augen leuchten." —

Vortrefflich! — Wo iſt der Schriftſteller, dem ich nicht ein Sophisma, dem ich nicht eine Gotteslästerung anflicken will, ſobald ich ihm, ſtatt ſeiner Worte, andere unterſchieben darf? Andere? blos andere? Wenn es der billige, der chriſtliche Hr. Paſtor dabey bewenden lieſſe! Aber er ſchiebt mir, ſtatt meiner guten, ſtatt meiner, wenn auch nicht einen wahren Sinn, doch einen Sinn habenden Worte, Worte unter, die ſchlechterdings gar keinen Sinn haben. Ich ſage: die chriſtliche Religion war, ehe von der chriſtlichen Religion etwas aufgeſchrieben wurde. Damit ſoll ich geſagt haben: die chriſtliche Religion war, ehe die chriſtliche Religion geprediget, geoffenbaret wurde. Das iſt, ich ſoll geſagt haben: die chriſtliche Religion war, ehe die chriſtliche Religion war. Bin ich denn aus dem Tollhauſe entlaufen, um ſo etwas zu ſagen? zu ſchreiben? — —

— — —

— Wie? die chriſtliche Religion ſelbſt würde verloren gehen, wenn es möglich wäre, daß die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel verloren giengen? Wie? So hat man noch keinen zuverläßigen Lehrbegriff aus dieſen Schrifften gezogen, der ſich in andern Schriften erhalten würde? So iſt derjenige, der ſeinen ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegriffe hat, kein Chriſt? — — — —

— Man darf nur auf meine Absicht zurück sehen, in welcher ich die ganze Stelle geschrieben habe, die dem Hrn. Pastor ein solches Aergerniß ist. Ich will Einwürfe gegen den minder wichtigen Theil der Bibel auf ihren wahren Belang herabsetzen. Das ist meine Absicht. Und nur in dieser Absicht sage ich, daß derjenige, dessen Herz mehr Christi ist, als der Kopf, sich ganz und gar an diese Einwürfe nicht kehre; weil er fühle, was andere sich zu denken begnügen; weil er allenfalls die ganze Bibel entbehren könnte. Er ist der zuversichtliche Sieger, der die Festungen liegen läßt, und das Land einnimmt. Der Theolog ist der furchtsame Soldat, der sich an den Grenzfestungen den Kopf zerstößt, und kaum das Land darüber zu sehen bekömmt. — — — —

IX. (9)

Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist.

Jede scharfsinnige Unterscheidung läßt sich von einem, der seiner Sprache nur ein wenig mächtig ist, in eine Antithese bringen. Weil nun aber freylich nicht jede Antithese auf einer scharfsinnigen Unterscheidung beruhet; weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Witzes ist, was ein zerschmetternder Strahl des Scharfsinnes seyn sollte, zumal bey den lieben

Dichtern: so ist der Name Antithese ein wenig verdächtig geworden. Das kömmt nun den Herrn sehr gut zu Passe, die, ich weiß nicht welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfsinn haben; besonders, wenn er sich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie schreyen: Antithese! Antithese! Und damit haben sie alles widerlegt.

Auch diese Antithese sagt nichts! sagt der vielsagende Hr. Pastor. "Denn sind die Evangelisten und „Apostel Männer, welche geredet und geschrieben „haben, getrieben durch den h. Geist: so ist die christ„liche Religion wahr, weil die Evangelisten und Apo„stel, oder eigentlich, weil Gott selbst sie gelehret „hat. Der zweyte Satz steht bloß müßig da.„

Nun denn! so muß ich schon das Maaß meiner Sünden häufen, und eine Antithese mit einer andern Antithese unterstützen. Auch das, was Gott lehret, ist nicht wahr, weil es Gott lehren will: sondern Gott lehrt es, weil es wahr ist.

Steht der zweyte Satz hier auch müßig? — Ja; wenn wir nicht wüßten, was diese Herren sich für einen schönen Begriff von dem Willen Gottes machten! Wenn wir nicht wüßten, daß, nach ihrem Sinne, Gott etwas wollen könne, blos weil er es wolle. Und auch das ließe sich in gewissem Verstan-

de von Gott noch sagen: so daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unsinn in Worte fassen soll.

X. (10)

Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erkläret werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Das erste Wort, was der Hr. Pastor hierauf erwiedert, ist: Gut! und so freuete ich mich schon. Doch er läßt auf dieses Gut ein Aber folgen: und das sonderbarste Aber von der Welt. Sogleich ist nichts mehr gut: auch das nicht, was wir oben aus seinem eignen Munde haben.

Oben (VII. 7.) hatte er selbst uns belehret, daß die innere Wahrheit der christlichen Religion auf der Uebereinstimmung mit den Eigenschaften Gottes beruhe: und nun weiß er auf einmal von dieser innern Wahrheit kein Wort mehr; sondern setzt die hermeneutische Wahrheit entweder lediglich an ihre Stelle, oder erklärt doch wenigstens die hermeneutische Wahrheit für die einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit eine Probe noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahrheit die Probe der hermeneutischen seyn müßte!

— Ich will des Hrn. Pastors vermeynte Wider-

legung, und meine Antwort, in eine Art von Dialog bringen, welcher der Kanzeldialog heissen könnte. Nehmlich; ich unterbreche den Hrn. Pastor: aber der Hr. Pastor hält sich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne sich zu bekümmern, ob unsere Worte zusammen klappen, oder nicht. Er ist aufgezogen, und muß ablaufen. Also: Ein Dialog und kein Dialog.

Er. "Gut; aber derjenige, der mir die schriftlichen Ueberlieferungen aus ihrer innern Wahrheit „erklären will, muß mich vorher überzeugen, daß er „selbst von der innern Wahrheit derselben eine richtige und gegründete Vorstellung habe.„

Ich. Vorher? Warum vorher? Indem er das eine thut, thut er ja auch das andre. Indem er mir die innere Wahrheit eines geoffenbarten Satzes erklärt, (ich sage erklärt, nicht blos erklären will:) beweiset er ja wohl genugsam, daß er selbst von dieser innern Wahrheit eine richtige Vorstellung habe.

Er. — "und daß er sich nicht selbst ein Bild „davon mache, das seinen Absichten gemäß ist.„

Ich. Wenn seine Absichten keine innere Güte haben: so können die Religionssätze, die er mir beybringen will, auch keine innere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit ist keine wächserne Nase, die sich je-

der Schein nach seinem Gesichte boßiren kann, wie er will.

Er. "Woher aber will er die Erkenntniß der in„nern Wahrheit der christlichen Religion nehmen, —

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr selbst. Deswegen heißt sie ja die innere Wahrheit; die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von aussen bedarf.

Er. — "als aus den schriftlichen Ueberliefer„ungen, oder aus den Schriften der Evangelisten und „Apostel„, —

Ich. Was müssen wir aus diesen nehmen? Die innere Wahrheit? oder unsere erste historische Kenntniß dieser Wahrheit? Jenes wäre eben so seltsam, als wenn ich ein geometrisches Theorem nicht wegen seiner Demonstration, sondern deswegen für wahr halten müßte, weil es im Euclides steht. Daß es im Euclides steht, kann gegründetes Vorurtheil für seine Wahrheit seyn; so viel man will. Aber ein anders ist die Wahrheit aus Vorurtheil glauben; und ein anders, sie um ihrer selbst willen glauben. Beydes kann vielleicht in der Anwendung auf das Nämliche hinaus führen: aber ist es darum das Nämliche? — Also ist es blos die historische Kenntniß der innern Wahrheit, die wir einzig und allein aus den Schriften der Evangelisten und Apostel sollen schöpfen kön-

nen? Aber der gröſsere Theil der Christen versichert, daſs es noch eine andere Quelle dieser historischen Kenntniſs gebe; nämlich die mündliche Ueberlieferung der Kirche. Und allerdings ist es unwidersprechlich, daſs die mündliche Ueberlieferung einmal die einzige Quelle derselben gewesen; und daſs sich schlechterdings keine Zeit angeben läſst, wenn sie nicht blos zur zweyten Quelle geworden, sondern ganz und gar Quelle zu seyn aufgehört habe. Doch dem sey, wie ihm wolle. Ich will hier nur Protestant seyn; die neutestamentlichen Schriften mögen die einzige Quelle unserer historischen Kenntniſs der Religion immerhin seyn. Hat sich die erste einzige Quelle seit siebzehnhundert Jahren nie ergoſsen? Ist sie nie in andere Schriften übergetreten? Nie und nirgends in ihrer ursprünglichen Lauterkeit und Heilsamkeit in andere Schriften übergetreten? Müssen schlechterdings alle Christen aus ihr selbst schöpfen? Darf sich schlechterdings kein Christ an den nähern zugänglichern Tiefen begnügen, in welche sie übergetreten ist? Das, das ist ja nur hier die Frage. — Darf er: warum könnten die Schriften der Evangelisten und Apostel nicht ohne seinen Nachtheil verloren seyn? verloren gehen? Warum dürfte er sie nicht als verloren gegangen ansehen, so oft man ihm mit Einwürfen gegen Stellen derselben zusetzt, die in dem Wesen seiner Reli-

gion nichts verändern? — Darf er nicht: so darf er ohne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf diesen Tag noch kein vollständiger untrüglicher Lehrbegriff aus ihnen gezogen worden, auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegriff nun und nimmermehr aus ihnen gezogen werden kann. Denn nur dann wäre es allerdings nothwendig, daß jeder mit seinen eignen Augen zusähe; jeder sein eigner Lehrer, jeder sein eigner Gewissensrath aus der Bibel würde. Aber wie bedauerte ich sodann euch, arme unschuldige Seelen, in Ländern geboren, deren Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des ersten Grades einer bessern Erziehung ermangeln, noch überall nicht lesen lernen! Ihr glaubt Christen zu seyn, weil ihr getauft worden. Unglückliche! Da hört ihr ja: daß Lesen können eben so nothwendig zur Seligkeit ist, als Getauft seyn!

Er. — "in der gehörigen Verbindung mit den „Schriften des alten Testaments.„

Ich. Nun vollends gar! — Ich sorge, ich sorge, liebe fromme Idioten; ihr müßt noch Hebräisch lernen, wenn ihr eurer Seligkeit wollt gewiß seyn.

Er. "Ich werde seiner Vernunft hier nichts ein„räumen, ob ich gleich allezeit voraussetze, daß die „Lehrsätze der Religion, welche mir als die christliche „vorgeprediget wird, nie einem allgemeinen und un-

„ſtreitigen Grundſatze der Vernunft widerſprechen „müſſen.„

Ich. Hr. Paſtor! Hr. Paſtor! — Alſo beſteht die ganze Vernunftmäſſigkeit der chriſtlichen Religion darinn, daß ſie nicht unvernünftig iſt? — Und Sie ſchämen ſich nicht in Ihr theologiſches Herz, ſo etwas zu ſchreiben? — Schreiben Sie es: ſo predigen Sie es auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?

Er. „Wir erkennen alſo die Wahrheit der chriſt„lichen Religion nur alsdenn, wenn unſere Begriffe „von derſelben eben diejenigen ſind, welche die ſchrift„lichen Ueberlieferungen, die in der h. Schrift ent„halten ſind, davon in unſern Seelen hervorbringen „ſollen.„

Ich. — Sollen! Aber welche ſollen ſie hervorbringen? — Können Sie es leugnen, Hr. Paſtor, können Sie es ſich ſelbſt verhehlen, daß nur wenige Stellen des ganzen N. Teſtaments bey allen Menſchen die nämlichen Begriffe hervorbringen? daß der bey weiten größere Theil bey dieſen dieſe, bey andern andere Begriffe hervorbringt? Welches ſind die rechten, die hervorgebracht werden ſollen? Wer ſoll das entſcheiden? Die Hermenevtik? Jeder hat ſeine eigene Hermenevtik. Welches iſt die wahre? Sind ſie alle wahr? oder iſt keine wahr? Und dieſes

Ding, dieſes mißliche, elende Ding ſoll die Probe der innern Wahrheit ſeyn! Was wäre denn ihre Probe?

Er. "Freylich können die ſchriftlichen Ueberlie„ferungen der chriſtlichen Religion keine innere „Wahrheit geben, wenn ſie keine hat. „

Ich. Mich dünkt, Hr. Paſtor, daß Sie oben ganz ſo freygebig nicht waren, wo es Ihnen innere Wahrheit eines Lehrſatzes genug ſchien, daß er geſchrieben da ſtehe. Sie ſind doch wohl nicht nur darum ſo freygebig, weil Sie aus der Sache, mit der Sie es ſind, im Grunde nicht viel machen? weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bey der ſich nichts denken läßt, eben ſo lieb iſt als eine, bey der ſich etwas denken läßt?

Er. "Das ſoll ſie aber auch nicht.„

Ich. Schön, daß ſie nicht ſoll, was ſie nicht kann! — Wenn aber die ſchriftliche Ueberlieferung der chriſtlichen Religion innere Wahrheit weder geben kann, noch geben ſoll: ſo hat auch die chriſtliche Religion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat ſie ſie nicht von ihr: ſo hängt ſie auch von ihr nicht ab. Hängt ſie von ihr nicht ab: ſo kann ſie auch ohne ſie beſtehen. Dahin will ich ja nur.

Er. "Ihr Zweck iſt alſo dieſer: die innere Wahr„heit derſelben zu entdecken und zu beweiſen.„

Ich. Soll entdecken so viel heissen, als zuerst bekannt machen: so habe ich schon bewiesen, daß die Schrift die innere Wahrheit der christlichen der Welt nicht zuerst bekannt gemacht hat. Hier setze ich noch hinzu; daß sie jetzt den einzeln Menschen dieses noch weniger thut. Denn wir kommen alle, mit den Grundbegriffen der Religion bereits versehen, zu ihr: — Und beweisen! Soll beweisen hier nur so viel heissen, als, einen schriftlichen Belag geben, in welchem die Worte des zu beweisenden Satzes enthalten sind: so hat ja der Hr. Pastor selbst schon eingestanden, daß ein solcher Belag der innern Wahrheit nichts helfen kann, nichts helfen soll. Soll aber beweisen hier hiessen, was es eigentlich heißt; die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und ungezweifelten Wahrheiten darthun: so kann ja jedes andere Buch dieses eben so wohl, als die Schrift; besonders nachdem es ihr die Schrift vorgethan. Und so wäre wieder nicht einzusehen, warum die christliche Religion jetzt nicht ganz ohne die Schrift sollte bestehen können.

Hr. "Folglich sind es leere Worte, wenn man „die innere Wahrheit der christlichen Religion und „die Ueberlieferungen, oder deutlicher, die heilige „Schrift, einander als zwey verschiedne Dinge ent„gegen setzen will.„ —

Ich. Entgegen setzen? Wer will denn diese zwey

Dinge einander entgegen setzen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß sie jetzt von einander ganz unabhängig seyn können. Sind denn jede zwey verschiedne Dinge einander entgegen gesetzt? Wer das behauptet, mag freylich leere Worte machen: ich mache durchaus keine. Ich will dem Theologen die Schrift nicht nehmen, der allein an ihr seine Künste zu zeigen gelernt hat. Ich sehe es zu wohl ein, wie viel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntnissen und Wissenschaften aufgeholfen hat; in welche Barbarey wir leicht wieder versinken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannet würde. Aber der Theolog soll uns Christen sein gelehrtes Bibelstudium nur nicht für Religion aufdringen wollen. Er soll nur nicht gleich über Unchristen schreyen, wenn er auf einen ehrlichen Layen stößt, der sich an dem Lehrbegriffe begnügt, den man längst für ihn aus der Bibel gezogen, und diesen Lehrbegriff nicht sowohl deßwegen für wahr hält, weil er aus der Bibel gezogen, sondern weil er einsieht, daß er Gott anständiger, und dem menschlichen Geschlechte ersprießlicher ist, als die Lehrbegriffe aller andern Religionen; weil er fühlt, daß ihn dieser christliche Lehrbegriff beruhiget.

Er. — "Eben so vergeblich, als wenn man sagen wollte: man muß die Gesetze eines Gesetzgebers

„aus

„aus seiner innern Gerechtigkeit erklären. Umge„kehrt; die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers „muß aus seinem Gesetze erkannt, und beurtheilet „werden. „

Ich. Der Hr. Pastor sind doch in allen ihren Instanzen und Erläuterungen ganz sonderbar unglücklich. Umgekehrt! sage ich nun wiederum. Und wenn die Wahrheit kein Wetterhahn ist, so wird sie es hoffentlich wohl bey meinem Kommando bewenden lassen. Was? die Gesetze eines Gesetzgebers müßten nicht aus seiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchstabe des Gesetzes einen trift, den der Gesetzgeber zu treffen unmöglich kann die Absicht gehabt haben; wenn, dem Buchstaben nach, Strafe auf einen fällt, auf dessen in ihrer Art einzige Handlung, die der Gesetzgeber nicht vorher sehen können, vielmehr Belohnung als Strafe stehen müßte: verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchstaben, und hohlt seinen Ausspruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß sie dem Gesetzgeber beygewohnet habe? — Was? die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers müsse aus seinen Gesetzen erkannt und erklärt werden? Solon war doch wohl auch Gesetzgeber? Und Solon würde sehr unzufrieden gewesen seyn, wenn man ihm nicht eine lautrere vollkommnere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als

aus seinen Gesetzen sichtbar war. Denn als man ihn fragte, ob er seinen Bürgern die besten Gesetze gegeben habe: was antwortete er? Ὅτι ἐ τὺς καλλιστους, ἀλλ' ἀν ἐδύναντο τὺς καλλιστους. „Die „besten schlechterdings nun freylich nicht: aber doch „die besten, deren sie fähig waren.„ Also: —.

Doch ich bin es herzlich satt, mit einem Tauben länger zu reden. Sonst könnte ich hier nicht unschicklich einer Anwendung dieser Worte des Solon noch gedenken, die dem Hrn. Pastor höchst ärgerlich seyn würde, wenn er nicht etwa schon wüßte, daß sie ein Kirchenvater gemacht hat. Und doch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchenväter für Wischer von unsern lutherischen Pastoren bekommen, wenn sie jetzt schrieben! Dieser nämliche Kirchenvater entbricht sich nicht, eine zweyfache christliche Religion gelten zu lassen: eine für den gemeinen Mann, und eine andere für den feinern gelehrtern Kopf, die unter jener nur verborgen liege. So weit gehe ich doch noch lange nicht. Bey mir bleibt die christliche Religion die nämliche: nur daß ich die Religion von der Geschichte der Religion will getrennet wissen. Nur daß ich mich weigere, die historische Kenntniß von ihrer Entstehung und ihrer Fortpflanzung; und eine Ueberzeugung von dieser Kenntniß, die schlechterdings bey keiner historischen Wahrheit seyn kann, für un-

entbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Historische der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre; sie mögen beantwortet werden können, oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerey des Theologen nicht leiden kann, welcher dem gemeinen Manne weiß macht, jene Einwürfe wären alle schon längst beantwortet. Nur daß ich den kurzsichtigen Hermeneutiker verschmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten thürmet, um die Möglichkeit zu erhärten, daß diese Schwächen auch wohl keine Schwächen seyn könnten; der eine kleine Bresche, welche der Feind geschossen, nicht anders zu stopfen weiß, als durch einen weit größern Wallbruch, den er anderwärts mit eignen Händen macht.

Und damit soll ich mich an der christlichen Religion versündiget haben? Damit? damit, daß ich geschrieben: "Was gehen den Christen des Theologen Hy„pothesen, und Erklärungen, und Beweise an? Ihm „ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er „so wahr, in welchem er sich so selig fühlet. Wenn „der Paralytikus die wohlthätigen Schläge des elek„trischen Funken erfährt: was kümmert es ihn, ob „Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von „beyden Recht hat?„

Doch, daß ich auch das geschrieben habe, läßt der Hr. Pastor seinen Zeitungslesern zu melden wohl bleiben. Gleichwohl ist nur zur Rechtfertigung eines Christen solcher Art, die ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen so kauderwelschen Kommentar zu machen für gut befunden. Nur dieses war die Absicht dieser Stelle. Nur dem fühlenden Christen sollt darinn eine Schanze versichert werden, in welche er sich getrost werfen könne, wenn er mit seinen muthigern Theologen das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theologen, und die Theologen einer jeden Sekte, den Wahlplatz nicht sobald räumen, auch nicht sobald zu räumen brauchen; besonders, wenn sie sich nur mit ihres gleichen herumschlagen: wer weiß das nicht? Habe auch ich, es nicht genug gesagt? Habe ich nicht mit ausdrücklichen Worten bekannt, daß jeder Theolog in dem Geiste seines angenommenen Systems, Antworten genug haben werde? Habe ich nicht selbst einen Versuch gemacht, ihm mit einigen dieser Antworten vorzugreifen? Taugt dieser mein Versuch nicht viel; wie leicht möglich ist: so mach es besser, wer kann! Das wünsche ich ja nur. Blos darum machte ich ja nur die Fragmente bekannt. Oder meynt man, weil ich völlig befriedigende Antworten wünschte und hoffte: hätte ich meinen Trost auf den Fall, daß dergleichen

Antworten nicht erfolgten, lieber zurück behalten sollen? Warum das? Wollte ich denn durch diesen Trost im voraus alle Antworten für überflüßig erklären? Er war ja blos dem einfältigen Christen, und nicht dem Theologen gegeben, dieser Trost: wenigstens nur demjenigen Theologen zugleich gegeben, der über seine höhere Weisheit nicht verlernt hat, auch bloß einfältiger Christ zu seyn.

Daß diesen Trost, den ich für das unersteiglichste Bollwerk des Christenthums halte, der Hr. Pastor einen strohernen Schild nennt, thut mir seinetwegen sehr leid. Er ist, fürchte ich, in seinen theologischen Kriegen von der Heterodoxie des Feindes nicht unangesteckt geblieben; mehr davon angesteckt worden, als er sich auf einer Hamburgischen Kanzel wird wollen merken lassen; mehr, als er sich vielleicht noch selbst abgemerkt hat. Denn auch er muß also alles innere Gefühl des Christenthums leugnen. Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören, "Gefühl! „Was Gefühl? Gefühl ist ein strohherner Schild. Un„sere Hermenevtik, unsere symbolischen Bücher, das, „das sind das alles schirmende, undurchdringliche, „diamantene Schild des Glaubens!„ so kömmt es vermuthlich nur daher, weil selbst in den symbolischen Büchern auf den strohernen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer seyn;

denn es giebt dort mehr ſtroherne Schilde. Wenn er nur nicht zugleich ſo ſchmahl wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Menſch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was ſoll ein Paſtor damit, wenn er nicht auch ſeine Bibel, nicht auch ſeine ganze liebe Gemeinde mit eins darunter bergen kann?

Wie treuherzig der Hr. Paſtor auch ſonach allen ſeinen werthen Herren Kollegen anräth, lieber offenbar feldflüchtig zu werden, als ſich dieſes Schildes zu bedienen: iſt wohl noch werth, mit ſeinen eignen Worten gehört zu werden. "Ich würde, ſagt er mit „bebender Stimme, den Chriſten, der zugleich Theo„log iſt, ſehr betauren, wenn er ſich aus Mangel „andrer Gründe, in der traurigen Nothwendigkeit ſe„hen ſollte, dieſen aus Stroh geflochtenen Schild den „in den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen ent„gegen zu halten.„ — Das würde gewiſſermaaſſen auch ich thun. Wenigſtens würde ich die Achſeln über ihn zucken, daß er ſein Handwerk ſo ſchlecht verſtünde. Aber wer ſprach denn von einem Chriſten, der zugleich Theolog iſt? Sollen denn, müſſen denn alle Chriſten zugleich Theologen ſeyn? Ich habe noch immer die beſten Chriſten unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigſten wußten. Warum können die nicht einen ſtrohernen Schild haben, die unter feurige Pfeile nicht kommen? Hilft

ein strohherner Schild gegen feurige Pfeile nicht: so hilft er doch gegen Hiebe. — Der entschlossene Hr. Pastor fährt fort: "Ich würde ihm (dem Christen, „der zugleich Theolog ist) lieber rathen, gar die Flucht „zu nehmen.„ — Wenn er glaubt, daß er schlechterdings den Theologen seiner Sekte beybehalten muß: Glück auf den Weg! Genug, daß diejenigen bey der Fahne halten, die nur Christen sind. — "Denn „durch Anwendung dieser von dem Hrn. Herausgeber an die Hand gegebnen Sätze, würde er die „Bibel Preis geben, um die Religion zu retten: aber welche Religion?„ — Welche? Die nehmlich, aus welcher die Bibel entstand. Die nehmliche, die man in spätern Zeiten, als sie in ihrer ursprünglichen Lauterkeit sollte verloren gegangen seyn, wieder aus der Bibel zog. Oder ist noch keine zuverläßig daraus gezogen worden? Ist die daraus gezogene, nur provisorie, nicht wirklich die christliche? Daß muß wohl; denn der Hr. Pastor sagt so ganz entscheidend: "Gewiß nicht die christliche, als welche „mit der Bibel steht und fällt.„ — Das thut mir leid! Und die Bibel steht und fällt? Doch wohl mit ihrer Theopneustie? Allerdings muß er sagen: wenn ohne Bibel kein Christenthum ist; so ist ohne Theopneustie keine Bibel.

Und hier sey mir erlaubt, mich auf die Stelle ei-

nes Andern zurück zu ziehen, an welche mich die nehmlichen Worte stehen und fallen erinnern, Die Frage, sagt ein Mann, *) der sich um die Bibel zu verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach des Hrn. Pastors eigner Art zu folgern, nicht mit der christlichen Religion ein Ernst seyn sollte — "Die Frage, „ob die Bücher des N. Testaments von Gott einge„geben sind, ist der christlichen Religion nicht völlig „so wichtig, als die vorige, ob sie ächt sind? Sie „steht und fällt nicht so schlechterdings mit ihr. „Gesetzt, Gott hätte keines der Bücher des N. Te„staments inspirirt, sondern Matthäum, Marcum, „Lucam, Johannem, Paulum blos sich selbst über„lassen, zu schreiben, was sie wußten, die Schriften „wären aber nur alt, ächt und glaubwürdig, so wür„de die christliche Religion die wahre bleiben. Die „Wunder, durch die sie bestätiget ist, würden ihre „Wahrheit eben so gut beweisen, wenn auch die Zeu„gen derselben nicht inspirirte, sondern blos mensch„liche Zeugen wären, denn ohne hin sehen wir bey „Untersuchung der Wahrheit dieser Wunder gar nicht „das göttliche Ansehen der Schriftsteller zum voraus, „sondern betrachten sie blos als menschliche Zeugen. „Wären die Wunder wahr, die der Evangelist er-

*) Michaelis, in s. Einleitung in die Schriften des N. T. S. 73. u. f.

„zählte, so würden auch die Reden Christi, die da„durch bestätiget sind, ein untrügliches Gottes Wort „seyn, doch mit dieser kleinen Furcht und Ausnahme, „daß der Erzähler vielleicht etwas nicht recht gefasset, „und es uns nicht völlig richtig aufbehalten haben „könnte: und aus den Briefen der Apostel, gesetzt, „sie hätten in Nebensachen gefehlt, würden wir doch „die so oft wiederhohlten Hauptsachen der christlichen „Religion, die zu predigen Christus sie ausſandte, „so gut lernen können, als etwa aus Büllingern Wol„fens Lehrsätze der Philosophie. Es wäre also ganz „wohl möglich, daß iemand an der göttlichen Eingeb„ung der sämtlichen Schriften des N. T. einen Zwei„fel hätte, oder sie sogar leugnete, und doch die christ„liche Religion von Herzen glaubte: ja es giebt wirk„lich so denkende, zum Theil in der Stille, zum „Theil auch öffentlich, die man nicht sogleich zu den „Unchristen rechnen darf. Gar nicht zu ihrer Ver„unglimpfung, sondern bloß als Faktum sey es ge„sagt: manche alte Kätzer, die die Schriften des N. „Testaments für ächt, aber doch nicht für untrügli„ches principium cognoscendi gelten ließen, sondern „sich zu Richtern über die Apostel aufwarfen, könn„ten wohl eben so gedacht haben. —

Wie weit würde der Schutz dieser Stelle über mich heraus reichen, wenn ich unter dieser Stelle

Schutz ſuchen müßte! Aber das brauche ich nicht: und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Bettelleute hiermit nachmachen wollen, die ſich einen haſtigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wiſſen, als dadurch, daß ſie ihn auf einen andern hetzen. Denn wenn ich den Hrn. Paſtor Goeze kenne: ſo verſteht er ſeinen Vortheil zu wohl, daß er nicht lieber mich feſtbehalten, als friſcherdings auf einen Michaelis losgehen ſollte.

IV.

Anti-Göze. *)

Avolent quantum volent paleæ levis fidei quocunquæ afflatu tentationum, eo purior massa frumenti in horrea domini reponetur.
Tertulli.

Ueber die Vortheile, welche die Religion objektive aus den Zweifeln und Einwürfen ziehet; und von der Freyheit die Religion zu bestreiten. **)

—Ich habe die Fragmente drucken lassen: und ich würde sie noch drucken lassen, wenn mich auch aller Welt Gözen darüber in den tiefsten Abgrund der Hölle verdammten. Die Gründe, warum ich es mit gutem Gewissen thun zu können geglaubt, habe ich verschiedentlich auch schon beygebracht. Aber Hr. Göze will mir nicht eher zugestehen, daß diese Gründe das geringste verfangen, als bis ich ihn überführe, daß die nämlichen Gründe mich rechtfertigen würden, wenn ich Fragmente drucken liesse, in welchen die

*) D. i. Nothgedrungene Beyträge zu den freywilligen Beyträgen des Hrn. Pastor Göze. Braunschweig 1778

**) Anti-Göze III. IV. V. VI.

„Gerechtſame des hohen Hauſes, dem ich diene, die „Ehre und Unſchuld der ehemaligen großen und un„beſcholtenen Miniſter deſſelben, und ſelbſt des regie„renden Herrn, ſo angegriffen würden, als dort, „in jenen Fragmenten, die Wahrheit der chriſtlichen „Religion, die Ehre und Unſchuld der h. Apoſtel, „und ſelbſt unſers ewigen Königs, angegriffen wirk„lich werde.„

Wie kindiſch! und wie pfiffig, wie boshaft zugleich! — Denn laſſen Sie uns doch, Hr. Hauptpaſtor, vor allen Dingen die Sache auf beyden Theilen erſt gleich machen. Sie haben eine Kleinigkeit auch in die andre Waagſchale zu legen vergeſſen: und Sie wiſſen wohl, im Gleichgewichte giebt jede Kleinigkeit den Ausſchlag. Alſo nur dieſes erſt berichtiget; und ich hoffe, Sie werden mir das beyzubringende glaubwürdige Zeugniß meiner Obern gütigſt erlaſſen.

Nämlich; nehmen Sie doch nur an, daß dergleichen hiſtoriſche und politiſche Fragmente, als durch deren Druck Sie mich gern auf das Eis führen möchten, von der Beſchaffenheit wären, daß ihr Ungrund nicht allein klar und deutlich in die Augen leuchte, ſondern ſie zugleich auch einen unverhofften Anlaß und Stoff gäben, die Ehre und die Gerechtſamen des nämlichen Hauſes noch von mehrern Seiten zu ver-

herrlichen und zu erhärten: was ist sodenn Ihr Zweifel, ob ich dergleichen Fragmente wohl dürfe drucken lassen? worauf gründet er sich? Darauf: daß es doch wohl mit jener Ehre, und jenen Gerechtsamen noch so ausgemacht nicht sey? Darauf: daß man einen wandelbaren Grund nicht noch mehr untergraben müsse? selbst in der Absicht nicht, ihn zu verstärken? — O, Herr Hauptpastor, das Durchlauchtigste Haus meines Herrn ist Ihnen für diese Schmeicheley, für diese Besorgniß recht sehr verbunden! recht sehr! — Darüber getraue ich mir allenfalls, Ihnen ein glaubwürdiges Zeugniß von meinen Obern beyzubringen.

Oder darf ich, was ich bey den Gerechtsamen des Hauses annehme, dem ich diene, bey der Wahrheit der Religion nicht annehmen, die ich bekenne? Darf ich nicht darauf rechnen, daß alle Einwendungen gegen diese, wenigstens eben sowohl zu beantworten sind, als gegen jene? Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe neue Erörterungen, geschärftere Zweifel, geschärftere Auflösungen veranlassen werden? Nicht?

"Allerdings! ruft der Hr. Hauptpastor, allerdings! „Die Religion, betrachtet als Inbegriff der zu unsrer „Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten, gewinnet aller„dings, je aufrichtiger und scharfsinniger sie bestritten

"wird. Aber, das ist nur die objektive Religion; nur „die objektive! Mit der subjektiven ist es ganz anders. „Die subjektive Religion verlieret unwidersprechlich, „durch dergleichen Bestreitungen, unendlich mehr, „als jene nur immer dadurch gewinnen kann!„ Folglich — —

Und was ist diese subjektive Religion? — "Die „Gemüthsverfassung der Menschen, in Absicht auf „die Religion, ihr Glaube, ihre Beruhigung, ihr „Vertrauen auf uns, ihre Lehrer. Die, die perikli„tiren bey jedem Worte, das in deutscher Sprache „gegen unsere allerheiligste Religion geschrieben wird.„

So? Bey Gott! ein tiefgedachter Unterschied, den ich ja in seinen Schulterminis zu lassen bitte, wenn er nicht ausgepfiffen, und gerade gegen seine Bestimmung gebraucht werden soll.

"Denn, wenn es wahr ist, daß die Religion bey „allen und jeden Anfällen, die auf sie geschehen, ob„jektive gewinnt, und nur subjektive verliert: wer „will behaupten, daß es also nach dem größern Ge„winne, oder nach dem größern Verluste entschieden „werden müsse, ob dergleichen Anfälle überhaupt zu „dulden sind, oder nicht. Ja, wenn Gewinn und „Verlust hier völlig homogene Dinge wären, die man „nur von einander abzuziehn brauche, um sich durch „den Ueberrest bestimmen zu lassen! Aber der Ge-

„winn ist wesentlich: und der Verlust ist nur zufällig. „Der Gewinn erstreckt sich auf alle Zeiten: der Ver„lust schränkt sich nur auf den Augenblick ein, so lange „die Einwürfe noch unbeantwortet sind. Der Ge„winn kömmt allen guten Menschen zu statten, die „Erleuchtung und Ueberzeugung lieben: der Verlust „trift nur wenige, die weder wegen ihres Verstandes, „noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen „verdienen. Der Verlust trift nur die paleas levis „fidei; nur die leichte christliche Spreu, die bey je„dem Windstosse der Verzweiflung von den schweren „Körnern sich absondert, und auffliegt.„

„Von dieser, sagt Tertullian, mag doch ver„fliegen so viel als er will! Avolent quantum vo„lent! — Aber nicht so unsre heutigen Kirchenleh„rer. Auch von der christlichen Spreu soll kein Hüls„chen verloren gehen! Lieber wollen sie die Körner „selbst nicht lüften und umwerfen lassen.„

Ueberhaupt läßt sich alles, was Tertullian *) von den Ketzereyen seiner Zeit, mit so vieler Scharfsinnigkeit sagt, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freygeister unsrer Zeit anwenden. Was sind diese Schriften auch anders als Ketzereyen? Nur daß ihnen gerade noch das gebricht, was die

*) *De præscript. hæreticorum.*

eigentlichen Ketzereyen so fürchterlich macht. Sie zielen unmittelbar auf keine Spaltung und Trennung; sie machen keine Partheyen und Rotten. Die alten Ketzer lehrten mehr mündlich als schriftlich, und fiengen immer damit an, daß sie sich Anhänger zu verschaffen suchten, welche ihren vorzutragenden Lehren sogleich ein politisches Gewicht geben könnten. Wie viel unschädlicher schickt jetzt ein Mißgläubiger seine Grille blos in die Druckerey, und läßt sie so viel Anhänger sich machen, als sie ohne sein weiteres Zuthun, sich zu machen vermögen. —

Die freygeisterischen Schriften sind also offenbar das kleinere Uebel: und das kleinere Uebel sollte verderblicher seyn, als das große? Wenn das größere Uebel seyn muß, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar werden, — ut fides, habendo tentationem, haberet etiam probationem: warum wollen wir das kleinere nicht dulden, und eben dieses Gute hervorbringen?

O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anders am felsigten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch: Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert: euch ist lediglich um euer eignes Gärtchen zu thun;

um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergetzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt; da eure ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bey eurem Zaune vorbey? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt?

Wenn Tertullian von denen, die sich zu seiner Zeit an den Ketzereyen so ärgerten, über deren Fortgang so wunderten, sagt: vane & inconsiderate hoc ipso scandalizantur, quod tantum hæreses valeant: was würde er von Ihnen sagen, Herr Hauptpastor, der Sie um die papierne Grundlage einer möglichen Ketzerey so ein Lärmen anfangen? Um Fragmente eines Ungenannten! Würde er nicht auch sagen: "Kurzsichtiger, — nihil valebunt, si illa tantum „valere, non mireris? Dein Lärmen selbst ist Schuld, „wenn diese Fragmente mehr Schaden anrichten, als „sie anzurichten bestimmt sind. Der Ungenannte „wollte sich keinen Namen erschreiben: sonst hätte er „sich genannt. Er wollte sich kein Häufchen sammlen: „sonst hätte ers bey seinen Lebzeiten gethan. Mit ei-

„nem Worte: der dieſe Fragmente drucken ließ, hat „weit weniger Verantwortung, als Du, der du das „laute Zeter über ſie anſtimmſt. Jener hat nur ge„macht, daß mehrere ſie leſen können: Du machſt, „daß mehrere ſie wirklich geleſen haben, und nun „leſen müſſen. „—

Vielleicht, daß der Herr Hauptpaſtor dieſen Verweis aus dem Munde eines Kirchenvaters lieber hört, als aus meinem! —

Wenn doch indeß das eine ohne dem andern ſehr füglich ſeyn könnte? — Wenn es gar wohl möglich wäre: "daß die chriſtliche Religion objektive allen „Vortheil aus den Einwürfen der Freygeiſter ziehen „könnte, ohne ſubjektive den geringſten Schaden zu „beſorgen? „

Das wäre allerdings das Beſſere. Aber wie? wodurch? — Hier iſt es, wo man mit einem Einfalle aufgezogen kömmt, der pedantiſch genug klingt, um gründlich ſeyn zu können. Ein andrer würde ihn blos lächerlich machen: ich, ich will ihn prüfen. Denn mir iſt das Pedantiſche faſt Empfehlung.

Es dürfte, ſagt man, nur ausgemacht ſeyn, daß der Streit nie anders, als in der Sprache der Gelehrten geführt würde. "Schreibt lateiniſch, ihr

„Herrn! schreibt lateinisch! — Ja! wer fleissiger „in den Klassen gewesen wäre! wer lateinisch könnte!„ — Nicht weiter, Herr Subkonrektor: oder man merkt Ihre wahre Absicht. Sie möchten Ihrem lieben Latein nur gern eine Empfehlung mehr verschaffen. „Lernt Latein Jungens, lernt Latein! Alle „Einwürfe gegen die Religion sind lateinisch geschrie„ben! Wenn ihr auch selbst keine schreiben wollt: „müßt ihr die geschriebenen doch kennen.„ — Und nun lernen die Jungens Latein, daß Ihnen der Kopf raucht.

Doch ich habe gesagt, daß ich den Einfall nicht blos lächerlich machen: sondern prüfen will. — Es wäre denn, wie ich fast besorge, daß dieses auf jenes hinaus liefe. Und das wäre doch meine Schuld wohl nicht. Genug, ich will ernsthaft und ordentlich zu Werke gehen.

Also: wer gegen die Religion schreiben will, soll nicht anders, als lateinisch schreiben dürfen; damit der gemeine Mann nicht geärgert werde. —

Und in den Ländern, wo der gemeine Mann ziemlich Latein verstehet, als in Pohlen, Ungarn — da müssen wohl sonach die Einwürfe gegen die Religion griechisch geschrieben werden? — Natürlich! Was für ein schöner pädagogischer Handgrif, nun auch die

griechische Sprache in diesen Ländern gemein zu machen! Denn es versteht sich, daß die in andern Ländern wider die Religion geschriebenen lateinischen Bücher in diese Länder nicht kommen.

Aber schon wieder auf das Lächerliche zu, das ich so gern vermeiden möchte! — "Was läge daran, „wenn der Vorschlag in Pohlen und Ungarn nicht „hülfe? er hülfe doch vors erste in Deutschland.„ —

Gewiß? er hülfe? — Kann ein Vorschlag helfen, der weder thulich, noch billig, noch klug, noch christlich ist? — Das ist, was ich so ernsthaft erweisen will, als möglich.

Zwar, daß er thulich wäre, müßte ich wohl voraussetzen lassen. Ich müßte zugeben, daß ein Reichsgesetz darüber gemacht werden könne und dürfe. Denn ein geringers Verbott, als ein Reichsgesetz, würde nichts fruchten. Der Kopf, oder wenigstens ewige Gefangenschaft bey Wasser und Brod, und ohne Dinte und Feder, müßte im ganzen heiligen römischen Reiche darauf stehen, wenn jemand wider heilige Sachen anders als römisch schriebe. Das Gesetz läge schon in dem Namen des heiligen römischen Reichs, und sollte nicht thulich seyn?

Nun gut; so sey es thulich: aber wäre es denn billig? — Kann überhaupt ein Gesetz billig seyn, das eben so viel unfähige Leute zu etwas berechtigen,

als fähige davon ausschlieſſen würde? — Und wer sieht nicht, daß dieſes hier geſchähe? Oder iſt es das Latein ſelbſt, welches die Fähigkeit gewähret, Zweifel gegen die Religion zu haben, und vorzutragen? Iſt es die Unkunde des Lateins ſelbſt, welche dieſe Fähigkeit allen Menſchen ohne Ausnahme aberkennet? Iſt kein gewiſſenhafter, nachdenklicher Mann ohne Latein möglich? Giebt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des de Roras nicht beſtehen, daß das Latein erſt den rechten Narren macht: aber den rechten Philoſophen macht es doch auch nicht. — Darzu; von was für einem Latein können iſt die Rede? Von dem, bis zum ſchreiben. Wenn nun Baco, der kein Latein ſchreiben konnte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte: ſo hätte auch Baco dieſe Zweifel unterdrücken müſſen? So hätte jeder Schulkollege, der ein lateiniſches Programma zuſammen raſpeln kann, eine Erlaubniß, die Baco nicht hatte? Ich finde zwar nicht, daß Baco wie Huart dachte, der es geradezu für das Zeichen eines ſchiefen Kopfes, eines Stümpers hielt, zu glauben, daß er ſich in einer fremden Sprache beſſer werde ausdrücken können, als in ſeiner. Aber Baco konnte vielleicht doch denken: wie ich Latein ſchreiben möchte, kann ich nicht; und wie ich kann, mag ich nicht. — Wenn mehrere wüßten,

welch Latein sie schrieben: so würden noch wenigere Latein schreiben. Es wäre denn freylich, daß sie müßten. Ein Muß, das vielleicht der Sprache zuträglich seyn könnte; aber nimmermehr den Sachen.

Und wenn schon in diesem Betracht, daß man sonach dem kleinern Nutzen den größern aufopferte, das unbillige Gesetz auch nicht klug wäre, wäre es nur in diesem Betracht unklug? Wäre es nicht auch darum unklug, weil es dem gemeinen Manne nothwendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erwecken müßte, die man sich unter seinen Augen zu behandeln nicht getraute? von deren Prüfung ihm die lateinischen Männer durch ihre Dollmetscher nur so viel mittheilen liessen, als sie für dienlich erachteten? — Wäre es nicht auch darum unklug weil es den Schaden, dem es vorbauen soll, gerade vermehrt? Die Einwendungen gegen die Religion sollen lateinisch geschrieben werden, damit sie unter weniger Leuten Schaden anrichten. Unter wenigern? Ja, unter wenigern in jedem Lande, in welchem das Lateinische nur bey einer gewissen Klasse von Leuten üblich wäre: aber auch in ganz Europa? in der ganzen Welt? Schwerlich wohl. Denn sollten auch nur in Europa zusammen, nicht mehr Menschen seyn, welche Lateinisch könnten, und doch nicht im Stande

wären, jedem übeln Eindruck wahrscheinlicher Zweifel zu widerstehen und zu begegnen: als dergleichen schwache Menschen, die nicht Lateinisch könnten, in jedem einzeln Lande? Seele ist für den Teufel Seele: oder, wenn er einen Unterschied unter Seelen macht, so gewänne er ja wohl noch dabey. Er bekäme, z. E. für die Seele eines deutschen Michels, der nur durch deutsche Schriften hätte verführt werden können, die Seele eines studirten Franzosen oder Engländers. Er bekäme für einen trocknen Braten, einen gespickten.

Sein Votum also, das Votum des Teufels, hätte das unkluge Gesetz gewiß: wenn es auch nicht, noch oben darein, unchristlich wäre; wie schon daraus zu vermuthen, daß es unbillig ist. — Ich verstehe aber unter unchristlich, was mit dem Geiste des Christenthums, mit der letzten Absicht desselben streitet. Nun ist, so viel ich, mit Erlaubniß des Herrn Hauptpastor Goeze, davon verstehe, die letzte Absicht des Christenthums nicht unsere Seligkeit, sie mag herkommen woher sie will: sondern unsre Seligkeit, vermittelst unsrer Erleuchtung; welche Erleuchtung nicht blos als Bedingung, sondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendig ist; in welcher am Ende unsre ganze Seligkeit besteht. Wie ganz also dem Geiste des Christenthums zuwider, lieber zur Erleuchtung so vieler nichts beytragen, als wenige viel.

leicht ärgern wollen! Immer müssen diese Wenige, die niemals Christen waren, niemals Christen seyn werden, die blos unter dem Namen der Christen ihr undenkendes Leben so hinträumen; immer muß dieser verächtliche Theil der Christen vor das Loch geschoben werden, durch welches der bessere Theil zu dem Lichte hindurch will. Oder ist dieser verächtlichste Theil nicht der wenigste? Muß er wegen seiner Vielheit geschont werden? — Was für ein Christenthum hat man denn bisher geprediget, daß dem wahren Christenthume noch nicht einmal der größere Haufe so anhängt, wie sichs gehöret? — Wenn nun auch von diesen Namenchristen sich einige ärgerten; einige von ihnen, auf Veranlassung in ihrer Sprache geschriebener freygeisterischen Schriften, so gar erklärten, daß sie nicht länger seyn wollten, was sie nie waren: was wäre es denn nun mehr? Tertullian fragt, und ich mit ihm: Nonne ab ipso Domino quidam discentium scandalizati diverterunt? Wer, ehe er zu handeln, besonders zu schreiben, beginnt, vorher untersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht durch seine Handlungen und Schriften, hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Bösewichte, der Feigenblätter sucht, dergleichen in die Hände spielen werde: der entsage doch nur gleich allem Handeln, allem

Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorsetzlich zertreten; aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, wenn ich einen von ungefehr zertrete: so weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre; keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet; zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstöret, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt: soll lieber kein Tod seyn, und keine Bewegung? oder lieber, Tod und Bewegung?

Und so ist es mit diesem Wunsche beschaffen, daß die Feinde der Religion sich nie einer andern, als der lateinischen Sprache bedienen dürften; mit diesem Wunsche, der so gern Gesetz werden möchte! So ist es schon jetzt damit beschaffen: und wie meynet man, daß es mit aller Untersuchung der Wahrheit überhaupt aussehen würde, wenn er nun erst Gesetz wäre? — Man urtheile aus den Krallen, welche die geistliche Tyranney in einem ihrer grimmigsten, zum Glück noch gefesselten Tyger, bereits zu entblössen wagt!

Ich ziele hiermit auf das, was der Herr Hauptpastor S. 79 und 80 über diesen Punkt sagt: und wer es noch nicht riecht, wohin alle die Einschränkungen und Bedingungen abzielen, mit und unter welchen es vergönnt bleiben könne, Einwürfe gegen

die Religion zu machen: der hat den Schnupfen ein wenig zu stark.

"Verständigen, — heißt es alldort — ver„ständigen und gesetzten Männern kann es vergönnt „bleiben, bescheidene Einwürfe gegen die christliche „Religion, und selbst gegen die Bibel zu machen.„ — Aber von wem soll die Entscheidung abhangen, wer ein gesetzter und verständiger Mann ist? Ist der blos ein verständiger Mann, der Verstand genug hat, die Verfolgung zu erwägen, die er sich durch seine Freymüthigkeit zuziehen würde? Ist der blos ein gesetzter Mann, der gern in dem bequemen Lehnstuhle, in den ihn sein Amt gesetzt hat, ruhig sitzen bliebe, und daher herzlich wünscht, daß auch andre, wenn sie schon so weich nicht sitzen, dennoch eben so ruhig sitzen bleiben möchten? Sind nur das bescheidene Einwürfe, die sich bescheiden, der Sache nicht ans Leben zu kommen? die sich bescheiden, nur so weit sich zu entwickeln, als ohngefehr noch eine Antwort abzusehn ist?

Das letztere muß wohl. Denn der Herr Hauptpastor fährt fort: „Es wird solches nöthig seyn, „um die Lehrer in Othem zu erhalten„ — So? nur darum? So soll alle Bestreitung der Religion nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefechte seyn? Sobald der Präses dem Opponenten einen Wink

giebt; sobald der Opponent merkt, daß der Respondent nichts zu antworten haben werde, und daß den Hrn. Präses zu sehr hungert, als daß dieser selbst mit gehöriger Ruhe und Umständlichkeit, darauf antworten könne: muß die Disputation aus seyn? müssen Präses Opponent freundschaftlich mit einander zum Schmause, eilen? — Doch wohl, nein: denn der Herr Hauptpastor setzt ja noch hinzu: "und um sol„che Zeiten der Ruhe zu verhüten, unter welchen die „Christenheit von dem 9ten bis zum 15ten Jahrhun„dert beynahe völlig zu Grunde gegangen wäre.„ — Vortrefflich! Aber weiß der Herr Hauptpastor wohl, daß selbst in diesen barbarischen Zeiten doch noch mehr Einwürfe gegen die christliche Religion gemacht wurden, als die Geistlichen zu beantworten Lust hatten? Bedenkt er wohl, daß diese Zeiten nicht darum der christlichen Religion so verderblich wurden, weil niemand Zweifel hatte: sondern darum, weil sich niemand damit an das Licht getrauen durfte? darum, weil es Zeiten waren, wie der Herr Hauptpastor will, daß unsere werden sollen?

— Die Klausel, in Ansehung der Sprache, habe ich genugsam beleuchtet. Auch habe ich die Klausel in Ansehung der Personen und der Absicht, berühret.

Aber noch ist die Klausel in Ansehung der Punkte selbst übrig, welche die Einwürfe nur sollen treffen können; und diese verdient um so mehr, daß wir uns einen Augenblick dabey verweilen, je billiger sie klingt, je weniger man, dem ersten Ansehen nach, etwas dagegen einzuwenden haben sollte.

"Nur müßte, sind die Worte des Herrn Haupt„pastors, der angreifende Theil die Freyheit nicht „haben, die heiligen Männer Gottes, von welchen „die ganze Christenheit glaubt, daß sie geredet und „geschrieben haben, getrieben von dem heiligen Gei„ste, als Dummköpfe, als Böswichter, als Lei„chenräuber zu lästern."

Wie gesagt, dieses klingt so billig, daß man sich fast schämen sollte, eine Erinnerung dagegen zu machen. Und doch ist es im Grunde mehr nicht, als Pfiff, oder Armseligkeit. Denn verstehen wir uns nur erst recht!

Will der Herr Hauptpastor blos, daß der angreifende Theil die Freyheit nicht haben müßte, dergleichen Schimpfworte, als er ihm in den Mund legt, anstatt aller Gründe, zu gebrauchen? Oder will er zugleich, daß der angreifende Theil auch die Freyheit nicht haben müßte, solche Dinge und Thatsachen zu berühren, aus deren Erweisung erst folgen würde, daß den Aposteln jene Benennungen gewissermaas-

sen zukommen? Das ist die Frage, deren er sich wohl nicht versehen hat.

Will er blos jenes: so ist seine Forderung höchst gerecht; aber sie betrift eine Armseligkeit, über die sich der Christ lieber hinwegsetzt. Leere Schimpfworte bringen ihn nicht auf; sie mögen wider ihn selbst, oder wider seinen Glauben gerichtet seyn. Ruhige Verachtung ist alles, was er ihnen entgegen setzt. Wehe seinem Gegner, der nichts anders hat, womit er ihn bestreite, und ihn doch bestreitet! —

Will der Herr Hauptpastor aber auch zugleich dieses: so geht er mit Pfiffen um, deren sich nur eine theologische Mämme schuldig macht; und jeder muß sich ihm widersetzen, dem die Wahrheit der christlichen Religion am Herzen liegt. — "Wie? So hat die christliche Religion kranke Stellen, die schlechterdings keine Betastung dulden? die man selbst der Lust nicht auslegen darf? Oder hat sie keine solche Stellen: warum sollen ihre Freunde immer und ewig den Vorwurf hören, "daß man nur nicht alles sagen „dürfe, was man gegen sie sagen könnte? „ Dieser Vorwurf ist so erniedrigend, ist so marternd! Ich wiederhohle es: nur eine theologische Mämme kann ihm nicht ein Ende gemacht zu sehen wünschen, kann durch ihr Betragen länger dazu berechtigen. Nicht, daß mir der theologische Renomist lieber wäre, wel-

cher mitten vom Pflaster dem leuteſcheuen Freygeiſt, der ſich an den Häuſern hinſchleicht, ein Schnippchen ſchlägt, und trotzig zuruft: "komm heraus, wenn „du was haſt„! Ich kann beyde nicht leiden; und das ſonderbarſte iſt, daß auch hier nicht ſelten Mämme und Renomiſt in Einer Perſon ſind. Sondern ich glaube, daß der wahre Chriſt weder den einen noch den andern ſpielt: zu mißtrauiſch auf ſeine Vernunft; zu ſtolz auf ſeine Empfindung. —

— Wenn nun hieraus erhellet, daß die Kirche auch nicht einmal das Recht muß haben wollen, die Schriften, die gegen ſie geſchrieben worden, von welcher Beſchaffenheit ſie auch ſeyn mögen, in ihrer Geburt zu erſticken, oder zu ihrer Geburt gar nicht gelangen zu laſſen; es ſey denn durch die beſſere Belehrung ihrer Urheber; wenn ſelbſt dieſe Urheber, in welchen ſie nur den Irrthum verfolget, alle die Schonung von ihr genieſſen, welche man denjenigen ſo gern wiederfahren läßt, die uns, wider ihren Willen, dernur auf unſer Verderben geht, Gutes erzeigen: wie kann ſie denn für ihren Feind erkennen, in welchem ſie nicht einmal den eignen Irrthum zu verfolgen hat, welcher blos fremde Irrthümer bekannt macht, um ihr den daraus zu erwartenden Vortheil je eher je

lieber zu verschaffen? Wie kann der Herausgeber eines freygeisterischen Buches eine Ahndung von ihr zu befürgen haben, mit der sie nicht einmal den Verfasser desselben ansehen würde? —

— *) Gott weiß es, ich habe nichts dagegen, daß Sie und alle Schulrektores in Niedersachsen gegen meinen Ungenannten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; denn eben darum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht viele prüfen, recht viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu seyn scheinet: und so dann glaube ich wirklich der christlichen Religion durch seine Bekanntmachung einen größern Dienst erwiesen zu haben, als Sie, mit allen Ihren Postillen und Zeitungen.

Wie? weil ich der christlichen Religion mehr zutraue, als Sie, soll ich ein Feind der christlichen Religion seyn? Weil ich das Gift, das im Finstern schleichet, dem Gesundheitsrathe anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben? Denn kurz, Herr Pastor — Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre,

*) Anti-Göze I.

wenn ich ihm nicht herein geholfen hätte. Vernehmen Sie, daß das Buch ganz existiret, und bereits in mehrern Abschriften existiret, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des ersten Entwurfs, sich in die Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freylich nutzbarer hätte machen können, wenn ich alle darinn befindlichen plattdeutschen Bibeln, für Sie von Wort zu Wort konferiret hätte.

Versichern Sie indeß nicht selbst, daß diese leidigen Fragmente schon ein Paar Werke hervorgebracht haben, deren Nutzen den besorglichen Schaden derselben unendlich überwiege? Und ich, ich, der ich die causa sine qua non dieser vortrefflichen Werke bin, sollte desfalls ein Reichshofrathsconclusum zu besorgen haben? Vielmehr verspreche ich mir eine Belohnung von dem Reichshofrathe, so bald es nicht blos die traurige Pflicht des Reichshofraths seyn wird, Unrecht zu steuren, und böse Handlungen zu ahnden, — so bald aufgeklärtere tugendhaftere Zeiten, wie wir unter einem Joseph II. sie uns immer mehr und mehr versprechen dürfen, auch dem Reichshofrathe Muße und Stoff geben werden, verborgene Tugend aufzusuchen, und gute Thaten zu belohnen. Bis dahin hat es wenigstens keine Noth, daß nur Einer in den ersten Gerichten des Reichs seyn sollte, der so dächte — wie Göze.

Schön,

Schön, vortrefflich, ganz in Luthers Geiste, ist es von diesem Lutherschen Pastor gedacht, daß er den Reichshofrath zu einem Schritte gern verhetzen möchte, der, vor zweyhundert und funfzig Jahren mit Ernst gethan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doktor der Theologie hat? Wenn es jetzt keinem Doktor der Theologie erlaubt seyn soll, die Bibel aufs neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann: so war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu: so war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit: nämlich gegen die, daß es besser sey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Den Ungrund dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erst erweisen; er mußte die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten; er mußte sie als schon erfochten voraussetzen: ehe er sich an seine Uebersetzung machen konnte. Das alles braucht ein jetziger protestantischer Uebersetzer nicht; die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundsatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht

genug lesen könne. Er thut also etwas, was ihm niemand streitig macht, daß er es thun könne: anstatt daß Luther etwas that, wobey es noch sehr streitig war, ob er es thun dürfe. — Das ist ja sonnenklar. — — — — — — —

— "Der wahre Lutheraner will nicht bey Luthers Schriften, er will bey Luthers Geiste geschützt seyn; und Luthers Geist erfodert schlechterdings, daß man keinen Menschen, in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen, hindern muß." Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzeln, ist kein Fortgang im Ganzen möglich.

"Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere lutherschen Pastores unsere Päbste werden; — daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; — daß diese unserm Forschen, der Mittheilung unsers Erforschten, Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, der die Päbstchen wieder mit dem Pabste vertauscht." Hoffentlich werden mehrere so entschlossen denken, wenn gleich nicht viele so entschlossen reden dürften. Und nun, Herr Pastor, arbeiten Sie nur darauflos, so viele Protestanten, als möglich wieder in den

Schoos der katholischen Kirche zu scheuchen. So ein lutherscher Eifer ist den Katholiken schon recht. Sie sind ein Politikus wie ein Theolog. —

— *) Ich habe nirgend gesagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten, völlig so wie sie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie gesagt, vielmehr habe ich gerade das Gegentheil gesagt. Ich habe gesagt und erwiesen, daß wenn der Ungenannte auch noch in so viel einzeln Punkten Recht habe und Recht behalte, im Ganzen dennoch daraus noch nicht folge, was er daraus folgern zu wollen scheine.

Ich darf kühnlich hinzusetzen, was einer Art von Prahlerey ähnlich sehen wird. Genug, daß billige Leser Fälle kennen; wo dergleichen abgedrungene Prahlerey nöthig ist; und Leser von Gefühl wohl empfinden, daß ich mich hier in einem nicht der geringsten dieser Fälle befinde. — Ich habe es nicht allein nicht ausdrücklich gesagt, daß ich der Meynung meines Ungenannten zugethan sey: ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das geringste geschrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein heimlicher Feind der christlichen

*) Anti-Göze VII.

Religion zu seyn. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, in welchen ich nicht allein die christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlichlutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidiget habe.

Diese Kleinigkeiten kennt der Herr Hauptpastor gröſtentheils selbst, und er hat mir ehedem mündlich und gedruckt seinen Beyfall darüber zu bezeigen beliebt. Wie erkennt er denn nun erst auf einmal den Teufel in mir, der sich, wo nicht in einen Engel des Lichts, doch wenigstens in einen Menschen von eben nicht dem schlimmsten Schlage verstellt hatte? Sollte ich wirklich umgeschlagen seyn, seitdem ich die nämliche Luft mit ihm nicht mehr athme? Sollten mich mehrere und bessere Kenntnisse und Einsichten, die ich seit unsrer Trennung zu erlangen, eben so viel Begierde als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzsichtiger und schlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem stürmischen Alter brausender Aufwallungen vermieden habe, jetzt erst nachläßig scheitern, da sanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich eben so freudig zu landen hoffe, als Er? — Gewiß nicht, gewiß nicht; ich bin noch der nämliche Mensch: aber der Herr Haupt-

paſtor betrachtet mich nicht mehr mit dem nämlichen Auge. Die Galle hat ſich ſeiner Sehe bemeiſtert, und die Galle trat ihm über — Wodurch? Wer wird es glauben, wenn ich es erzähle! Tantæne animis cœleſtibus iræ? — Doch ich muß meinen Nachtiſch nicht vor der Suppe aufzehren.

Der wahre eigentliche Advokat meines Ungenannten, der mit ſeinem Klienten über den anhängigen Streit Ein Herz und Eine Seele wäre, bin ich alſo nicht, kann ich alſo nicht ſeyn. Ja, ich kann auch nicht einmal der ſeyn, der von der Gerechtigkeit der Sache ſeines Klienten nur eben einen kleinen Schimmer hat, und ſich dennoch, entweder aus Freundſchaft oder aus andern Urſachen, auf gutes Glück mit ihm auf das Meer der Chikanebe giebt; feſt entſchloſſen, jeden Windſtoß zu nutzen, um ihn irgendwo glücklich ans Land zu ſetzen. Denn der Ungenannte war mein Freund nicht; und ich wüßte auch ſonſt nichts in der Welt, was mich bewegen können, mich lieber mit ſeinen Handſchriften, als mit funfzig andern abzugeben, die mir weder ſo viel Verdruß noch ſo viel Mühe machen würden: wenn es nicht das Verlangen wäre, ſie ſo bald als möglich, ſie noch bey meinen Lebzeiten widerlegt zu ſehen.

Bey Gott! die Verſicherung dieſes Verlangens, weil ich bis jetzt noch wenig Parade damit machen

wollen, ist darum keine leere Ausflucht. Aber freylich eigennützig ist dieses Verlangen; höchst eigennützig. Ich möchte nämlich gar zu gern, noch selbst etwas von der Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig; und daß sie mich an mehrern Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten so mancherley Dinge, welche mein Bißchen Scharfsinn und Gelehrsamkeit gehörig auseinander zu setzen, nicht zureicht. Ich sehe hier und da, auf tausend Meilen, keine Antwort; und der Herr Hauptpastor wird sich freylich nicht vorstellen können, wie sehr eine solche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüth beunruhiget.

Bin ich mir denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich selbst, meine Beruhigung zu suchen, wo ich sie zu finden glaube? Und wo konnte ich sie besser zu finden glauben, als bey dem Publiko? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum seine einzelne zeitliche Wohlfahrt der Wohlfahrt mehrerer aufzuopfern schuldig ist. Aber auch seine ewige? Was vor Gott und dem Menschen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreyen zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung

Schwachgläubige zu ärgern? — Darauf antwortete mir der Herr Hauptpastor. —

— *) Hier lasse man mich nur noch hinzufügen, was ich mich nicht schämen darf zu wiederhohlen, da es einmal gestanden ist. Ich habe den Ungenannten auch darum in die Welt gestossen, weil ich mit ihm allein nicht länger unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne nochmals, daß ich seinen Zumuthungen nicht immer so viel entgegen zu setzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen, oder weiter aus einander bringen: und dieser Dritte kann niemand seyn als das Publikum.

Verliere ich nun aber nicht alle den Nutzen, den ich mir aus diesem Schritte versprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerksam bin, mit welcher man ihn im Publiko empfängt? Ich muß jeden fragen, der über ihn stutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erschrickt, oder über ihn poltert: wie verstehen Sie das? wie beweisen Sie das? Auch werd ich mich mit der ersten der besten Antwort des ersten des besten Gegners schwerlich

*) Anti-Göze VI.

begnügen können. Denn wenn sie auch wirklich die beste wäre: so ist das Beste doch nicht immer gut; und ich kenne für tausend Zweifel die besten Antworten sehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden.

Daß man mir aber nur nicht eine so schwer zu befriedigende Nachforschung als einen Beweis dessen vorwerfe, was ich so eifrig abzulehnen suche! Ich erzeige mich auch dadurch so wenig als den Advokaten des Ungenannten, daß ich mich vielmehr, (weil es doch einmal Advokat heissen soll) als den Advokaten der Religion damit erweise, die der Ungenannte angreift. Denn was hat er zu thun, der rechtschaffene Advokat, ehe er eine Sache übernimmt? Nachdem er seinen Clienten lange genug angehöret, sich ein Langes und Breites von ihm vorsagen lassen, in die Länge und in die Queere ihn ausgefragt, in aliam rursus ei personam transeundum est, *agendusque adversarius*, proponendum, quidquid omnino excogitari contra potest, quicquid recipit in ejusmodi disceptatione natura. Gerade so, auch ich! Aber wer den Vertheidigern der Religion sodann am schärfsten widersprechen wird, wird es darum mit der Religion nicht am schlimmsten meynen. Denn ich werde nur darum die Vertheidiger der Religion interrogare quam *infestissime*, ac premere,

weil auch hier, dum omnia quaerimus, aliquando ad verum, ubi minime expectavimus, pervenimus; weil auch hier optimus est in dicendo patronus incredulus.

Nun habe ich freylich dieser Pflicht gegen mich selbst zur Zeit noch wenig Genüge leisten können. Aber ich hoffe, in Zukunft es besser zu thun; und es mit aller der Kälte, mit alle dem Glimpfe gegen die Personen zu thun, die mit jener Strenge und Wärme für die Sache bestehen können, welche allein Quinktilian bey seinem infestissime kann gedacht haben.

— *) Ich habe das Werk des Ungenannten ein freymüthiges, ensthaftes, gründliches, bündiges, gelehrtes Werk genannt: lauter Eigenschaften, aus welchen die Wahrheit der darinn abgehandelten Materie noch keines Weges folget; und die ich gar wohl auf den Verfasser übertragen dürfen, ohne ihn deswegen als einen Mann anzunehmen oder zu empfehlen, auf den man sich in allen Stücken verlassen könne. Es setzen daher auch diese Lobsprüche im geringsten nicht voraus, daß ich ihn näher, oder aus mehrern Werken kenne; noch weniger, daß ich ihn persönlich kenne, oder gekannt habe. — — — —

*) Anti-Göze IX.

— Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein Paar Buchstaben, die so oder so geordnet sind! Ich lasse es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen, und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugnisse eines Nichtscheus trauen können. Aber da, wo von Zeugnissen, von Dingen, die lediglich auf Zeugnissen beruhen, gar nicht die Rede ist; wo die Vernunft auf ihren eignen Wege nur Gründe prüfen soll: was soll da der Name des, der das bloße Organ dieser Gründe ist? Er nutzt nicht allein nichts; sondern schadet auch wohl öfters, indem er einem Vorurtheile Raum giebt, welches alle vernünftige Prüfungen so jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch sonst weder an Willen noch an Kraft die Wahrheit zu erkennen, gefehlt hat: und sogleich läßt sich der Pöbel, dem das Denken so sauer wird, von ihm blindlings hinreissen. Oder es findet sich, daß der Ungenannte schon sonst wo übel bestanden: und sogleich will eben der Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu schaffen haben; der festen schönen Meynung, daß dem, der an einen Sinne verwahrloset ist, nothwendig alle fünfe mangeln müssen. —

— *) Hat mein Ungenannter nicht aus Ueberzeugung geschrieben; nicht aus innerm Drang, was er für wahr hielt, auch seinem Nächsten mitzutheilen: so kann er keinen andern Bewegungsgrund gehabt haben, als unselige Ruhmsucht, gloriæ cupiditatem sacrilegam; und ich finde in der ganzen Geschichte ihn mit niemanden zu vergleichen, als mit dem Unsinnigen, der den Tempel der Diana zu Ephesus verbrennen wollte, ut opere pulcherrimo consumpto, nomen ejus per totum terrarum orbem disjiceretur. Als nun der Fantast diesen seinen Schwindel auf der Folter bekannte: was thaten die Epheser? Sie beschlossen, um ihn von der empfindlichsten Seite zu strafen, daß niemand seinen Nahmen nennen solle; und wir würden es noch nicht wissen, wie der stolze Narr geheissen, hätte sich Theopomp in seinen Geschichtbüchern dieser klugen Verfügung unterwerfen wollen. Ich folge den weisen Ephesern; nenne, Trotz dem Theopomp, nach dem Beyspiel des Valerius, den ungeheuren Geck auch noch nicht; und trage an: wie, wenn wir ein gleiches unter uns aus machten, und den Frevler nie nennten, (gesetzt, daß wir seinen Namen wüßten, oder erführen) der aus Ehrsucht den Felsen sprengen wollen, auf welchen Christus seine Kirche gegründet? — Ich

*) Anti-Göze X.

ſtelle mir vor, ich ſammle die Stimmen, fange an von den Patribus conſcriptis des Lutherthums einem Erneſti, einem Semmler, einem Teller, einem Jeruſalem, einem Spalding ꝛc. und komme herab bis auf den kleinſten Dorfprieſter; und alle, alle ſtimmen für Ja.

Nur einer, einer nur, der Hauptpaſtor Göze, ſtimmet für Nein. Nein! donnert er; und nochmals Nein! Nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden: er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen! fügt er hinzu; Amen!

— *) Und hier noch über meine Aequivoken und Wortſpiele: — Vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpaſtor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden iſt. Jeder Menſch hat ſeinen eignen Stil, ſo wie ſeine eigne Naſe; und es iſt weder artig noch chriſtlich, einen ehrlichen Mann mit ſeiner Naſe zum beſten zu haben, wenn ſie auch noch ſo ſonderbar iſt. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünſtle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlich-

*) Anti-Göze VIII.

sten Kaskaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir schreiben: aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdruckes bedienet? daß, den kalten, symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerdt zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit welche die Wahrheit einen Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt ächten Glanz; und muß auch bey Spötterey und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen.

Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns

sprechen, und nicht vom Stil. — Ich gebe den meinen aller Welt Preiß; und freylich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichen soll: und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler: er ist seine Erbsünde. Nämlich: er verweilt sich bey seinen Metapheren, spinnt sie häufig zu Gleichnissen, und macht gar zu gern mit unter eine in Allegorie aus; wodurch er sich nicht selten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatische Arbeiten mit verstärkt haben: denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben; weil es wohl gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umgangs, deren Lauf selten die Vernunft, und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange

und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am besten weiter bringen kann! Und so wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den besten prosaischen Schriftsteller bilde. Ich denke sogar, selbst Cicero, wenn er ein bessrer Dialogist gewesen wäre, würde in seinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften so wunderbar nicht seyn. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die sich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfodern einen gesetzten, immer gleichen Schritt; dieser verlangt mit unter Sprünge: und selten ist ein hoher Springer, ein guter ebner Tänzer.

Aber, Herr Hauptpastor, das ist mein Stil, und mein Stil ist nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings soll auch meine Logik seyn, was mein Stil ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber sagen Sie was Sie wollen: die gute Logik ist immer die nämliche, man mag sie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, sie anzuwenden, ist überall die nehmliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen: so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne

wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht: denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Moliere und Shakespear vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn sie, anstatt des Theaters, die Kanzel hätten besteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schloßer wegen seiner Komödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? Wenn er kann. Die zweyte: darf ein Komödienschreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will. —

— *) Was meine Art zu streiten anbelangt, nach welcher ich nicht sowohl den Verstand meiner Leser durch Gründe zu überzeugen, sondern mich ihrer Phantasie durch allerhand unerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen suchen soll: so habe ich mich schon zur Hälfte darüber erklärt. Ich suche allerdings, durch die Phantasie mit, auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für nothwendig,

Grün-

*) Anti-Göze VIII.

Gründe in Bilder zu kleiden; und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und versteht, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. Lächerlich also ist es, wenn der Herr Hauptpastor etwas verschreyen will, was er nicht kann, und weil er es nicht kann. Und noch lächerlicher ist es, wenn er gleichwohl selbst überall so viel Bestreben verräth, es gern können zu wollen. Denn unter allen nüchtern und schalen Papierbesudlern braucht keiner mehr Gleichnisse, die von nichts ausgehen, und auf nichts hinaus laufen, als Er. Selbst witzig seyn und spotten, möchte er manchmal gern; und der Reichspostreiter, oder dessen Pferd, hat ihm auch wirklich das Zeugniß gegeben, "daß er die satyrische Schreibart gleichfalls "in seiner Gewalt habe." — Worauf sich aber wohl dieses gleichfalls beziehen mag? — Ob auf die anständige Schreibart, welche sonst in der Schrift des Herrn Hauptpastors herrschen soll? Ob auf die Gründe, mit welchen er streiten soll? — Darüber möchte ich mir denn nun wohl kompetentere Richter erbitten, als den Postreiter und sein Pferd. — Oder ob auf mich? Ob der Postreiter sagen wollen, daß der Herr Hauptpastor eben so gut als ich die satyri-

ſche Schreibart in ſeiner Gewalt habe? — Ja, darinn kann der Poſtreiter und ſein Pferd leicht Recht haben. Denn ich habe die ſatyriſche Schreibart, Gott ſey Dank, gar nicht in meiner Gewalt; habe auch nie gewünſcht, ſie in meiner Gewalt zu haben. Das einzige, was freylich mehrere Pferde-Satyre zu nennen pflegen, und was mir hierüber zu Schulden kömmt, iſt dieſes, daß ich einen Poſtreiter einen Poſtreiter, und ein Pferd ein Pferd nenne. Aber wahrlich, man hat unrecht, wenn man Offenherzigkeit, und Wahrheit mit Wärme geſagt, als Satyre verſchreyet. Häckerling und Haber können nicht verſchiedner von einander ſeyn, mein gutes Pferd! Ich will dich beſſer lehren, was Satyre iſt. Wenn dein Reiter, — ſonſt genannt der Schwager; weil er ſchwägerlich die Parthey eines jeden hält, dem er vorreitet) — ſagt, daß eine anſtändige Schreibart, in den Schriften des Herrn Hauptpaſtors herrſche; wenn er ſagt, daß der Herr Hauptpaſtor mit Gründen ſtreite: glaube mir; das, das iſt Satyre. Das iſt eben ſo platte Satyre, als wenn er dich einen Pegaſus nennen wollte, indem du eben unter ihm in die Knie ſinkeſt. Glaube mir, Scheckchen, du kennſt dieſen abgefeimten Schwager noch nicht recht: ich kenne ihn beſſer. Er hat ſonſt auch mir vorgeritten; und du glaubſt nicht, was für hämiſche Lobſprüche ſein ironiſches Hörnchen da

vor mir hergeblasen. Wie er es mir gemacht hat, so macht er es allen; und ich bedaure den Herrn Hauptpastor, wenn er durch so ein boshaftes Lob eingeschläfert, sich nicht im Ernst auf die Gründe gefaßt hält, die der Schwager in ihm schon will gefunden haben. Er kann ja allenfalls den Schwager auch nur fragen, welches diese Gründe sind. — Denn komm an, Scheckchen, — weil ich doch angefangen habe, mit einem Pferde zu raisonniren. — Sage du selbst, edler Houyhnhnm — (man muß seinen Richter auch in einem Pferde ehren) — sage du selbst, mit was für Gründen kann der Mann streiten, der sich auf meine Gegengründe noch mit keinem Worte eingelassen hat? der, anstatt zu antworten, nur immer seine alte Beschuldigungen wörtlich wiederholt, und höchstens ein Paar neue hinzusetzt, die er eben so wenig gut zu machen gedenkt? Seit der Zeit, da du sein erstes Kartel in die weite Welt getragen, daß du großmüthig einem noch stumpf gerittenern Pferde abnahmest, hat er nicht aufgehört, mich mündlich und schriftlich zu schmähen, ob ich ihm gleich auf jenes sein Kartel, wie ein Mann geantwortet zu haben glaube. Warum widerlegt er meine Axiomata nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Lästerungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen

so tückisch auf, und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, sondern als einem Buschklepper zu begegnen? Ist das guter Krieg, wenn er den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder desselben ungestört würgen zu können? Der Begriff ist der Mann; das sinnliche Bild des Begriffes ist das Weib; und die Worte sind die Kinder, welche beyde hervorbringen. Ein schöner Held, der sich mit Bildern und Worten herumschlägt, und immer thut, als ob er den Begriff nicht sähe, oder immer sich einen Schatten von Mißbegriff schafft, an welchem er zum Ritter werde.

Nacherinnerung eines Dritten.

Man weiß, daß die Fragmente eines Ungenannten vom Zweck Jesu und seiner Jünger, welche Hr. Leßing herauszugeben für nützlich gefunden, nichts geringeres beweisen sollen, als daß die Lehre Jesu seit siebzehnhundert Jahren noch nicht recht verstanden worden, und es mit ihr gar nicht so beschaffen sey, als sie die Christen von Anfang her bis auf den heutigen Tag geglaubt haben. Der Ungenannte unternimmt es also, die Welt eines Bessern zu belehren, und will zeigen, daß Jesus keinesweges eine sittliche und allgemeine Religion stiften wollen; sondern blos die Absicht gehabt habe, ein irdisches Reich für die Juden und nach jüdischem Sinn zu errichten, nachdem er aber darüber verunglückt sey, hätten es seine Jünger nicht für rathsam erachtet in eben dem Ton fortzufahren; sondern das, was Jesus irdischer Weise verstanden und zur Absicht gehabt, geistlicher Weise gedeutet, und was Jesus blos um die Juden an sich zu ziehen, gethan und vorgespiegelt, erst nach und nach in eine geistliche Religion umgeformet, um sich desto sicherer einen Anhang zu machen: wo es ihnen denn auch gelungen ihren Zweck zu erreichen; ja ihr Vorhaben hätte noch dazu

*) Allg. d. Bibliothek 4ten Bandes 1tes St. p. 417. u. f.

den sonderbaren Erfolg gehabt, daß ein Theil des menschlichen Geschlechts, ohne ihren Plan durchzuschauen und ihre Absicht zu errathen, bis auf den heutigen Tag von ihrer neuerfundenen Lehre, als von einer göttlichen und heilsamen Anordnung wäre bethöret worden.

Diese Behauptung streitet zwar wider den Augenschein, und widerspricht dem Leben und Charakter Jesu und seiner Jünger; der Sinn und Geist, der in ihren Lehren und Bestrebungen herrscht, und sich dem ehrlichen und aufmerksamen Forscher ihrer Geschichte und ihrer Schriften aufdringt, steht auch einer solchen Meynung gerade entgegen. Indessen da sich der Ungenannte alles erlaubt, was in seinen Kram dient; da er die Geschichte und Vorträge im N. T. woraus er seinen Beweiß führen will, bald bezweifelt und läugnet, bald verdrehet oder verstümmelt, bald nicht weiß oder wissen will, so wie er es nur seiner Absicht gemäß findet; da er endlich vieles mit einmischt, das wohl Meynungen, Lehrsätze und Erklärungen verschiedener Theologen, aber nicht die Lehren und das Verfahren Jesu und seiner Jünger treffen kann; und da auf der andern Seite, wenn es auf die Sache der Religion ankömmt, nur wenig ehrliches und gewissenhaft-sorgfältiges Forschen unter den Menschen erwartet werden kann: so haben diese Fragmente sehr viel Aufsehen gemacht, viele Leser verwirret, viele leichtsinnige Gemüther hingerissen, und bey vielen, die ihre Religion ehren, oder sie doch äusserlich aufrecht erhalten wollen, Anstoß, Aergerniß und Geschrey verursacht.

Man darf nur dreust und unverschämt gegen heilige

haltene Dinge heut zu Tage auftreten, sie grade zu läugnen, und das Gegentheil von dem, was vielen Menschen glaubwürdig scheinet, behaupten: so kann man schon auf den lauten Beyfall und Triumph eines Haufens, und auf die geheime Einwilligung des andern, gewisse Rechnung machen. Ein Theil Menschen hat das Joch der Religion bereits abgeschüttelt; ein Theil des heranwachsenden Geschlechts möchte es gern abschütteln, um seinen Trieben ungestört zu folgen; ein Theil hängt nur noch durch die verstümmerte Halfter daran, die aus dem mühseligen Catechismuszwange zurückgeblieben ist. — Wie willkommen muß denen ein Reformator seyn, der sie vollends loshalftert, oder sie in ihrer Zügellosigkeit bestätigen will! Und unter denen, die es mit ihrem Christenthum treu meinen, finden sich auch noch viele, die nicht untersucht haben, noch untersuchen können; die auf guten Glauben für Religion annehmen, was ihnen von Jugend auf als Religion eingeprägt worden; die sich an eine Reihe von Lehrsätzen festhalten, sie mögen nun wesentlich zum Christenthum gehören oder nicht, menschliche Erklärungen und Zusätze enthalten, oder klare und unmittelbare Belehrungen ihres göttlichen Lehrers seyn; die endlich das, was sie glauben, zur Stimmung und Aenderung ihres Sinnes nicht angewandt, oder nicht gleichförmig und anhaltend angewandt haben: die folglich auch in ihrem Glauben nicht völlig und innerlich sicher sind. Bey solchen allen kann es denn aber nicht fehlen, ihr Religionsgebäude muß durch jeden dreusten Angriff erschüttert werden; und sie selbst müssen zusammenfahren und erschre-

ken, wenn sie mit dem seichten und lockern, das auf den ersten Stoß dahin sinkt, auch das feste und hauptsächlichste seinen Fall drohen sehen, und in Furcht gerathen alles zu verlieren, und nichts übrig zu behalten, worauf sie sich verlassen, oder womit sie sich schützen könnten. Da muß freylich eine solche Schrift, als des Ungenannten seine, viel Besorgnisse, Bangigkeit, lautes Klagen und Angstgeschrey über die dem Christenthum drohende Gefahr nach sich ziehen.

Wären aber alle, die noch Christen seyn wollen, mit dem großen Werth der simplen und wesentlichen Lehren Jesu, wie sie es seyn könnten und sollten, vertraut bekannt; wüßten sie aus dem treuen Gebrauch derselben in den Angelegenheiten ihres Geistes und ihres Lebens, was sie daran haben; fühlten sie die trostlose Bedürfniß und die finstere Verwirrung, darin sie gerathen würden, wenn der Ungenannte recht haben sollte: so würden sie zwar über manche seiner Wendungen und Vorstellungen stutzig werden; aber deswegen überhaupt an ihrem Glauben keinen Schiffbruch leiden. Im Ganzen werden sie die Falschheit seines Vortrags und seiner Absicht durchschauen; seine Unwissenheit und Geringschätzung der ehrwürdigsten Lehren des Evangelii wahrnehmen; seine Bitterkeit gegen Jesum und seine Lehre, wodurch doch so viel Gutes für die Sitten und Angelegenheiten der Menschen gestiftet worden, unbegreiflich und beynahe unmenschlich finden; sein vorsetzliches Bestreben, alles daran zu vernichten, und als widersinnigen Betrug darzustellen, mit den ersten Grundtrieben menschlicher Sittlichkeiten nicht zu vereinigen wis-

en; und das, was ihnen etwa in seinem Vortrage unbeantwortlich und schwer aufzulösen vorkommen möchte, ruhig stehen lassen: weil es ihre Ueberzeugung in der Hauptsache nicht stört; weil sie dem ohngeachtet wissen und erfahren haben, was ihnen die Lehre Jesu werth sey; und weil sie zu einem Schriftsteller kein Vertrauen haben, und auf seine Worte kein Gewicht legen können, der so handgreiflich alles offenbar gute und würdige an dem Stifter der christlichen Religion übersieht und auf die Seite schiebt, und mit dem innigsten Bestreben alles, zum Theil ohne Wahl und mit Selbstwiderspruch, zusammenrafft, was seinem Leben, seiner Lehre und seinen Gesandten einen nachtheiligen oder verächtlichen Anstrich geben kann. Die Wahrheit spricht und handelt nicht so.

Aber, wird man sagen, nur wenige von denen, die Christen heissen, sind so, wie du sie schilderst. Ein Theil der Christen ist vielmehr schon ungläubig; ein anderer möchte es gern werden; und sehr viele glauben nur, was sie von andern gehört haben, wissen selbst nicht recht was sie glauben, haben nie ihren Glauben auf sichere Gründe erbauet, noch sich um die Wahrheit und den Werth desselben sorgfältig bekümmert. Was für Schaden müssen die Fragmente des Ungenannten unter allen diesen Leuten anrichten, und wie wichtig und heilig ist die Pflicht demselben zu steuren! —— Recensent weiß nicht, ob dem Schaden durch Widerlegungen gesteuert werden möchte. Der Ungläubige liest sie nicht, und wird auch selten durch Widerlegungen gebessert; der Gläubige bedarf ihrer nicht; und wer von seinem Glauben keine rechte Ueberzeugung

hat, wird oft durch das Lesen der Schriften für und wider das Christenthum, nur noch mehr mit unbestimmten Vorstellungen angefüllt, und verworrener, zweifelmüthiger und kaltsinniger in seinem Glauben gemacht, als er zuvor war. Das Christenthum beweiset seine Kraft und Wahrheit in der Anwendung auf Sinn und Leben: da wirket es Ueberzeugung, die von Gelehrsamkeit, Geschichtkenntniß, und weitläuftig zusammengesuchtem Stoff unabhängig ist; und das ist christliche Ueberzeugung, die der Gelehrte gar nicht bedarf, und zu vielem wirklichen Schaden mit ihr hat verbunden werden sollen. Darf Rec. offenherzig seine Meynung sagen, so glaubt er, das viele Widerlegen dieser Fragmente habe am Ende vielleicht mehr geschadet als gefruchtet. Das Aufsehen, das sie gemacht, haben sie großentheils dem Gewicht zu danken, das sie nicht in sich selbst, sondern durch die herandrängende Widerlegungen erhalten haben. Man hätte sie nur für so unbedeutend achten sollen, als sie es wirklich sind: denn Andichtungen, Verdrehungen, und eigenwillige phantastische Schilderungen des Sinnes und Karakters solcher Männer, die sich in ihren Lehren und Schriften ganz anders zeigen; oder Chikanen und bittere Spöttereyen über die Umstände solcher Begebenheiten, die vor mehr als siebzehnhundert Jahren geschehen sind, geben doch wohl keinen bedeutenden Werth! —— so würde sich das Aufsehen, das sie machten, wohl bald verloren haben.

Oder, wenn ja widerlegt seyn sollte, warum in dicken Bänden, die grade von denen nicht gelesen oder verstanden werden, für die sie geschrieben seyn sollten? Warum

nun kein Jota und keinen Tüttel übergangen? Warum so viel hineingewebt, das nicht zur Sache gehört? Warum denn nun alles erklären, vergleichen, heben wollen, was man doch nach so langer Zeit nicht mehr zuverlässig erklären, vergleichen und heben kann, und es auch nicht nöthig hat? Warum alle Aussprüche und Beweißarten unserer Schriftgelehrten und Aeltesten dabey vertheidiget? Und wie viel warum könnte man noch hersetzen! Wäre es nicht besser gewesen, wenn man sich eben des Rechts, dessen sich der Ungenannte gegen Jesum und seine Jünger anmaßt, auch gegen ihn bedient, und wo nicht mit gleicher Bitterkeit, doch mit nicht minder dreusten Anmaßung, über den Zweck des Ungenannten etwas gesagt hätte? Oder könnte man nicht, wenn einmal gekämpft werden sollte, die beyden Fechter, die sich auf dem Kampfplatz vordrängten, einer mit academischer Kunst, und der andere mit aller Ausharrung der Streitsucht bewaffnet, — beyde berühmt in ihrer Art! — allein den Streit ausmachen lassen? Wahrscheinlicher Weise hätte der Zuschauer über den künstlichen Fechterstreichen des einen, und den schwerfälligen Hieben des andern, die Veranlassung des Kampfs vergessen, und, wie es bey Schauspielen zu gehen pflegt, zuletzt satt und ermüdet den Kampfplatz verlassen ꝛc. ꝛc.

— Fragmente und Antifragmente. Zwey Fragmente eines Ungenannten, aus H. Leſſings Beyträgen zur Litteratur abgedrukt mit Betrachtungen darüber. Nebſt einigen Landkarten, Nürnberg 1778.

Fragmente und Antifragmente. Einige von H. Leſſing herausgegebene Fragmente abgedrukt mit Betrachtungen darüber zweyter Theil. Nürnberg 1779.

"Von H. Dokt. Döderlin in Altdorf herausgegeben. Noch habe ich unter allen Antifragmenten, die mir vorgekommen ſind, keines geleſen, welches mit ſo reichhaltiger Kürze dem Forſcher der Wahrheit in dieſem Streit Genüge thäte, und den ehrlichen Zweifler beruhigen könte. — Ich muß es allen, welche durch die Fragmente ſtuzig gemacht ſind, zum eigenen Nachleſen und ohne Einſchränkung empfehlen."

Ankündigung und Prüfung der Philosophischen Aufsätze von Karl W. Jerusalem. *)

*) Braunschweig 1776.

Der Verfasser dieser Aufsätze war der einzige Sohn des würdigen Mannes, den alle, welchen die Religion eine Angelegenheit ist, so verehren und lieben. Seine Laufbahn war kurz; sein Lauf schnell. Doch lange leben, ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein, viel leben ist: so war seiner Jahre nur für uns zu wenig.

Den Verlust eines solchen Sohnes, kann jeder Vater fühlen. Aber ihm nicht unterliegen, kann nur ein solcher Vater.

Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von Einer Seite kennen.

Allerdings zwar war das gleich diejenige Seite, von der sich, meines Bedünkens, so viel auf alle übrige schliessen läßt. Es war die Neigung, das Talent, mit der sich alle gute Neigungen so wohl vertragen, welches kein einziges Talent ausschließt; nur daß man bey ihm so viele andere Talente lieber nicht haben mag, und wenn man sie hat, vernachläßiget.

Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntniß;

das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und so viel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte; nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte.

Da wir einander selten, oder nie, als unter vier Augen, sprachen: so war unser Gespräch immer sogleich gefunden. Das Näheste brachte uns immer auf das Entfernteste. Die Grundsätze einer gewissen ersten Philosophie, deren man sich lieber jetzt, schämte, waren ihm sehr geläufig, und er hatte einen sonderbaren Hang, sie bis auf die gemeinsten Dinge des Lebens anzuwenden. Am liebsten kam er auf sie zurück wenn ihm in dem Gebiete des Schönen, in dem Reiche der Empfindungen, irgend eine räthselhafte Erscheinung aufstieß.

In solchen Gesprächen giebt es Uneinigkeit, und nicht selten wird wenig oder nichts damit ausgemacht. Aber was that das uns? Das Vergnügen einer Jagd ist ja allezeit mehr werth, als der Fang; und Uneinigkeit, die bloß daher entstehet, daß jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle auspaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache, und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hochachtung, auf die allein Männer Freundschaft bauen.

Das

Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Gesundheit allzubesorgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwickelung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen, so gern verschreyen, war ihm nicht im mindesten fürchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines solchen Geschäffts dem jungen Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflössen, weil ein zu voreiliger Kunstrichter dann und wann krude Regeln daraus abstrahiret, schien ihm eine sehr mißliche Sache zu seyn. Und wie sollte es nicht? Man hintergeht, oder ward selbst hintergangen, wenn man die Regeln sich als Gesetze denket, die unumgänglich befolgt seyn wollen; da sie weiter nichts als guter Rath sind, den man ja wohl anhören kann. Wer leugnet, daß auch ohne sie das Genie gut arbeitet? aber ob es mit ihnen nicht besser gearbeitet hätte? Es schöpfe immer nur aus sich selbst, aber es wisse doch wenigstens, was es schöpft. Das Studium des menschlichen Gerippes macht freylich nicht den Mahler: aber die Versäumung desselben wird sich an dem Koloristen schon rächen.

Wie empfindbar, wie warm, wie thätig, sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war: das wissen seine übrigen Freunde noch besser, als ich. Ich glaube ih-

nen alles, was sie davon sagen. Wer zu deutlichen Begriffen sich zu erheben gewohnt ist, kann ja leicht sich wieder zu klaren herabstimmen, und es bey diesen bewenden lassen. Aber warum wollen einige von ihnen mir nicht glauben? daß dieser feurige Geist nicht immer sprüete und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog; daß dieses immer beschäfftigte Herz nicht zum Nachtheil seiner höhern Kräfte beschäfftiget war; und daß diesen Kopf eben so wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten.

Wenn ich auch also mit Bekanntmachung dieser Ueberbleibsel seines hellen Verstandes, weiter nichts suchte, als in dem Andenken derer, die ihn liebten, sein Bild völlig zu ründen: wer wollte mich tadeln? Oder vielmehr, wessen Tadel wollte ich nicht über das Vergnügen verschmerzen, auf einen kleinen Dank aus jener Welt rechnen zu dürfen?

Doch weit gefehlt, daß der innere Werth dieser Ueberbleibsel mich nicht auch bey denen rechtfertigen sollte, denen mein junger Freund nichts war, die jetzt bloß den Schriftsteller in ihm suchen, wozu ich, mehr auf meine, als auf seine Gefahr, ihn mache. Ein näheres Wort über diesen innern Werth erlaube man mir, am Schlusse derselben zu sagen.

Hier füge ich nichts mehr hinzu: aber wie vieles wünschte ich, errathen zu lassen!

Inhalt.

I.

Daß die Sprache dem erſten Menſchen durch Wunder nicht mitgetheilt ſeyn kann.

II.

Ueber die Natur und den Urſprung der allgemeinen und abſtrakten Begriffe.

III.

Ueber die Freyheit.

IV.

Ueber die Mendelsſohniſche Theorie vom ſinnlichen Vergnügen.

V.

Ueber die vermiſchten Empfindungen.

— Der Stoff dieser Aufsätze ist mehrmalen der Stoff unsrer Gespräche gewesen. Wenn ich mich jetzt auf alles besinnen könnte, was darüber abgeredet worden: so könnte ich vielleicht einige nicht unbeträchtliche Zusätze liefern. Zusätze, welche weder dem einen noch dem andern, sondern beyden gehören würden; so wie es sich von allen Resultaten freundschaftlicher Unterredungen verstehet, die kein Sokrates anspinnt und heimlich leitet. Einiges wird mir beyfallen.

Der erste Aufsatz beziehet sich auf die damalige Aufgabe der Akademie zu Berlin, über den Ursprung der Sprache; und ich glaube, was er erweisen soll, erweiset er bündig. Die Sprache kann dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgetheilet *seyn*. Und folglich? — Man traue dem Verfasser nicht zu, daß er nunmehr so fort weiter werde geschlossen haben: Folglich hat sich der Mensch die Sprache selbst erfunden. Dieses würde allerdings ein Drittes überspringen heissen, welches ohne ein Wunder gar wohl möglich gewesen wäre, und ohne Zweifel das ist, welches diejenigen, die dem Menschen die Selbsterfindung der Sprache absprechen,

vornehmlich im Sinne haben. Die Sprache kann den erſten Menſchen ſeyn gelehret worden: er kann eben ſo dazu gelanget ſeyn, wie noch jetzt alle Kinder dazu gelangen müſſen. Fragt man: wodurch? durch wen? Durch Umgang mit höhern Geſchöpfen; durch Herablaſſung des Schöpfers ſelbſt: können die Vertheidiger dieſer Meynung antworten. Laßt es ſeyn, können ſie ſagen, daß dieſer Umgang, dieſe Herablaſſung ſelbſt ein Wunder war: das, was durch dieſes Wunder bewirket wurde, war doch kein Wunder, und es gieng alles dabey ſo natürlich zu, als es bey Vokalmachung der Kinder noch zugeht. Dieſes, wenn man billig ſeyn will, muß man gelten laſſen. Die Sache iſt nur, daß ſodann die ganze Aufgabe von dem Urſprunge der Sprache, keiner reinen philoſophiſchen Auflöſung mehr fähig iſt: indem der mittlere Fall ſich lediglich durch hiſtoriſche Gründe erhärten oder verwerfen läßt. Der Philoſoph kann nur höchſtens eine ſehr geringe Wahrſcheinlichkeit dazu beytragen: dieſe nämlich. Zugegeben, daß die Menſchen die Sprache ſelbſt erfinden können; wenn gleichwohl auf die Erfindung derſelben, wie ſich vermuthen läßt, eine ſo geraume Zeit, vielleicht ſo viele viele Jahrhunderte vergehen müſſen: ſo war es ja wol der Güte des Schöpfers gemäſſer, zum Beſten derer, welche in dieſen ſprachloſen Zeiten ein ſo küm-

merkliches, kaum Leben zu nennendes Leben gelebt hätten, dem Dinge seinen langsamen ganz natürlichen Lauf nicht zu lassen, sondern den Weg jenes Unterrichts zu wählen. Wie viel dieser Wahrscheinlichkeit durch die in den ältesten Geschichtschreibern aufbewahrte Tradition zuwächst; was für Winke oder Andeutungen hierüber sich in dem Buche finden, das in allem Verstande immer so schätzbar bleibet: dieses aufs Reine zu bringen, wäre auch immer eine sehr interessante Untersuchung. Nur ist es keine Untersuchung für den Philosophen, den nichts nöthigen kann, sich darauf einzulassen. Sobald der Philosoph erwiesen hat, daß dem ersten Menschen die Sprache durch Wunder nicht mitgetheilet seyn kann; und er nunmehr zeiget, wie und wodurch sie auf die Erfindung derselben nicht wohl anders als fallen müssen, zugleich noch beyfügt, was die Anbauung und Ausbildung dieser Erfindung erleichtern und beschleunigen können: so hat er nicht allein alles gethan, was man von ihm erwarten darf, sondern hat auch hinlänglich den Folgerungen vorgebaut, für welche Einige die Hypothese des höhern Unterrichts gern brauchen möchten.

Auch der zweyte Aufsatz ist durch jene nämliche Aufgabe veranlaßt worden. Er sollte den Weg bahnen, eine der vornehmsten Schwierigkeiten zu heben, die man gegen die natürliche Entstehung der Sprache

zu machen pflegt. Weil sich ohne Zeichen allgemeiner Begriffe keine Sprache denken lasse; allgemeine Begriffe aber nur die Frucht einer mühsamen Abstraktion seyn sollen, welche ohne Gebrauch symbolischer Zeichen kaum möglich sey; so müsse, sagt man, der Mensch ja wohl eine Sprache schon gehabt haben, um die Sprache zu erfinden. Aus diesem Zirkel ist man auf einmal heraus, wenn man die Erklärung unsers Verfassers annimmt, nach welcher es zu allgemeinen Begriffen der Abstraktion gar nicht bedarf. Denn, gesetzt auch, daß diese Erklärung nicht auf alle und jede allgemeine Begriffe passe, so paßt sie doch gewiß auf einen großen Theil derselben, welches zu der Anwendung hinreichend ist, die er davon machen wollte. In allen Fällen nämlich, wo das Aehnliche sofort in die Sinne fällt, das Unähnliche aber so leicht nicht zu bemerken ist, entstehen allgemeine Begriffe, ehe wir noch den Vorsatz haben, dergleichen durch die Absonderung zu bilden. Und daß daher dieser ihre Zeichen in der Sprache eben so früh werden gewesen seyn, als die Zeichen der einzelnen Dinge, die in ihnen zusammen treffen, ist wohl ganz natürlich. Ja früher; Baum ist sicherlich ältern Ursprungs, als Eiche, Tanne, Linde.

Der dritte Aufsatz zeiget, wie wohl der Verfasser ein System gefaßt hatte, das wegen seiner gefährli-

chen Folgerungen so verschrieen ist, und gewiß weit allgemeiner seyn würde, wenn man sich so leicht gewöhnen könnte, diese Folgerungen selbst in dem Lichte zu betrachten, in welchem sie hier erscheinen. Tugend und Laster so erklärt; Belohnung und Strafe hierauf eingeschränkt: was verlieren wir, wenn man uns die Freyheit abspricht? Etwas — wenn es Etwas ist — was wir nicht brauchen; was wir weder zu unserer Thätigkeit hier, noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Etwas, dessen Besitz weit unruhiger und besorgter machen müßte, als das Gefühl seines Gegentheils nimmermehr machen kann. — Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirket, wie viel willkommner sind sie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß; das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viel Fehltritte noch thue: was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet, und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel, in mir selbst hat? — Also, von der Seite der Moral ist dieses System geborgen. Ob aber die Spekulation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könne? Und solche Einwen-

dungen, die ſich nur durch ein zweytes, gemeinen Augen eben ſo befremdendes Syſtem heben lieſſen? Das war es, was unſer Geſpräch ſo oft verlängerte, und mit wenigen hier nicht zu faſſen ſtehet.

Was in dem vierten Aufſatze erinnert wird, kömmt jetzt freylich zu ſpät. Herr Mendelsſohn hat in der neuen Ausgabe ſeiner philoſophiſchen Schriften *), in den Zuſätzen zu den Briefen über die Empfindungen, (S. 24) es ſelbſt bemerkt, daß die Sinnenluſt noch etwas anders ſey, als Gefühl der verbeſſerten Beſchaffenheit des Körpers, welche die Seele bloß als Zuſchauerinn wahrnehme. Er ſetzt hinzu, daß den harmoniſchen Bewegungen in den Gliedmaſſen der Sinne, zu Folge der Verknüpfung zwiſchen Seele und Körper, ja auch wohl harmoniſche Empfindungen in der Seele entſprechen müſſen. Aber wenn durch dieſen Zuſatz die Frage unſers Verfaſſers: woher es die Seele erfahre, daß der Körper in einen verbeſſerten Zuſtand verſetzt worden? beantwortet iſt: ſo iſt ſie auch dadurch gerechtfertiget. So nothwendig der Zuſatz war: ſo ſcharfſinnig war die Frage. Auch iſt es nur dieſe Frage, worauf er würde beſtanden haben, wenn er, nach reifer Ueberlegung, ohne Zweifel die vermeynten zwey Erfahrungen (S. 61.) zurückgenommen hätte.

*) Von 1771, welche unſerm Verf. nicht zu Geſichte gekommen.

Und so dürften auch wohl, in dem fünften Aufsatze, verschiedene einzelne Behauptungen richtiger zu bestimmen, verschiedene Erfahrungen genauer zu erwägen seyn. Z. E. ob es wahr ist, daß der Zorn zu den vermischten Empfindungen nicht gehöre, indem wir uns des Zustandes, darein wir durch ihn versetzt worden, nie ohne Unlust erinnerten? Aber dem ohngeachtet bleibt auch dieser Aufsatz noch immer sehr schätzbar. Der Unterschied des Objektiven und Subjektiven ist wichtig, und unser Verfasser ist wenigstens der erste, der es zu erklären gesucht hat, warum die vermischten Empfindungen so angenehm sind, so anziehender sind, als die einfachen angenehmen Empfindungen; welches nur immer bloß als unstreitige Erfahrung angenommen worden. —

Man stößt sich nicht an einige unförmliche Posten, welche der Bildhauer in einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tode abgerufen, müssen stehen lassen. Man schätzt ihn nach dem, was der Vollendung darinn am nächsten kommt.

Revision.

I.

Ueber das Luſtſpiel die Juden. *)

Unter den Beyfall, welchen die zwey Luſtſpiele in dem vierten Theile meiner Schriften **) gefunden haben, rechne ich mit Recht die Anmerkungen, deren man das eine, die Juden, werth geſchätzt hat. Ich bitte ſehr, daß man es keiner Unleidlichkeit des Tadels zuſchreibe, wenn ich mich eben jetzt gefaßt mache, etwas darauf zu antworten. Daß ich ſie nicht mit Stillſchweigen übergehe, iſt vielmehr ein Zeichen, daß ſie mir nicht zuwider geweſen ſind, daß ich ſie überlegt habe, und daß ich nichts mehr wünſche, als billige Urtheile der Kunſtrichter zu erfahren, die ich auch alsdenn, wenn ſie mich unglücklicher Weiſe nicht überzeugen ſollten, mit Dank erkennen werde.

Es ſind dieſe Anmerkungen in dem 70ten Stücke der Göttingſchen Anzeigen von gelehrten Sachen, dieſes Jahres, gemacht worden, und in den Jenaiſchen gelehrten Zeitungen hat man ihnen beygepflich-

*) Theat. Bibl. 2tes St. **) Aeltere Ausgabe von 1754.

tet. Ich muß sie nothwendig hersetzen, wenn ich denjenigen von meinen Lesern, welchen sie nicht zu Gesichte gekommen sind, nicht undeutlich seyn will. "Der Endzweck dieses Lustspiels, hat mein Hr. Gegner die Gütigkeit zu sagen, ist eine sehr ernsthafte Sittenlehre, nämlich die Thorheit und Unbilligkeit des Hasses und der Verachtung zu zeigen, womit wir den Juden meistentheils begegnen. Man kann daher dieses Lustspiel nicht lesen, ohne daß einem die mit gleichem Endzweck gedichtete Erzählung von einem ehrlichen Juden, die in Hrn. Gellerts Schwedischer Gräfin stehet, beyfallen muß. Bey Lesung beyder aber ist uns stets das Vergnügen, so wir reichlich empfunden haben, durch etwas unterbrochen worden, das wir entweder zu Hebung des Zweifels oder zu künftiger Verbesserung der Erdichtungen dieser Art bekannt machen wollen. Der unbekannte Reisende ist in allen Stücken so vollkommen gut, so edelmüthig, so besorgt, ob er auch etwann seinem Nächsten Unrecht thun und ihn durch ungegründeten Verdacht beleidigen möchte, gebildet, daß es zwar nicht unmöglich, aber doch allzu unwahrscheinlich ist, daß unter einem Volke von den Grundsätzen, Lebensart und Erziehung, das wirklich die üble Begegung der Christen auch zu sehr mit Feindschaft, oder wenigstens mit Kaltsinnigkeit gegen die Christen erfüllen muß, ein solches edles Ge-

müth sich gleichsam selbst bilden könne. Diese Unwahrscheinlichkeit stört unser Vergnügen desto mehr, jemehr wir dem edeln und schönen Bilde Wahrheit und Daseyn wünscheten. Aber auch die mittelmäßige Tugend und Redlichkeit, findet sich unter diesem Volke so selten, daß die wenigen Beyspiele davon den Haß gegen dasselbe nicht so sehr mindern, als man wünschen möchte. Bey den Grundsätzen der Sittenlehre, welche zum wenigsten der größte Theil derselben angenommen hat, ist auch eine allgemeine Redlichkeit kaum möglich, sonderlich da fast das ganze Volk von der Handlung leben muß, die mehr Gelegenheit und Versuchung zum Betruge giebt, als andre Lebensarten.„

Man sieht leicht, daß es bey diesen Erinnerungen auf zwey Punkte ankömmt. Erstlich darauf, ob ein rechtschafner und edler Jude an und vor sich selbst etwas unwahrscheinliches sey, zweytens ob die Annehmung eines solchen Juden in meinem Lustspiele unwahrscheinlich sey. Es ist offenbar, daß der eine Punkt den andern hier nicht nach sich zieht; und es ist eben so offenbar, daß ich mich eigentlich nur des letztern wegen in Sicherheit setzen dürfte, wenn ich die Menschenliebe nicht meiner Ehre vorzöge, und nicht lieber eben bey diesem als bey den erstern verlieren wollte. Gleichwohl aber muß ich mich über den letztern zuerst erklären.

Habe ich in meinem Lustspiele einen rechtschafnen und edlen Juden wider die Wahrscheinlichkeit angenommen? — Noch muß ich dieses nur bloß nach den eignen Begriffen meines Gegners untersuchen. Er giebt zur Ursache der Unwahrscheinlichkeit eines solchen Juden die Verachtung und Unterdrückung, in welcher dieses Volk seufzet, und die Nothwendigkeit an, in welcher es sich befindet, blos und allein von der Handlung zu leben. Es sey; folgt aber also nicht nothwendig, daß die Unwahrscheinlichkeit wegfalle, so bald diese Umstände sie zu verursachen aufhören? Wenn hören sie aber auf, dieses zu thun? Ohne Zweifel alsdann, wenn sie von andern Umständen vernichtet werden, das ist, wenn sich ein Jude im Stande befindet, die Verachtung und Unterdrückung der Christen weniger zu fühlen, und sich nicht gezwungen sieht, durch die Vortheile eines kleinen nichtswürdigen Handels ein elendes Leben zu unterhalten. Was aber wird mehr hierzu erfordert, als Reichthum? Doch ja, auch die richtige Anwendung dieses Reichthums wird dazu erfordert. Man sehe nunmehr, ob ich nicht beydes bey dem Karakter meines Juden angebracht habe. Er ist reich: er sagt es selbst von sich, daß ihm der Gott seiner Väter mehr gegeben habe, als er brauche; ich lasse ihn auf Reisen seyn; ja, ich setze ihn so gar aus derjenigen Unwissen-

heit,

heit, in welcher man ihn vermuthen könnte; er lieſet, und iſt auch nicht einmal auf der Reiſe ohne Bücher. Man ſage mir, iſt es alſo nun noch wahr, daß ſich mein Jude hätte ſelbſt bilden müſſen? Beſteht man aber darauf, daß Reichthum, beſſere Erfahrung, und ein aufgeklärterer Verſtand nur bey einem Juden keine Wirkung haben könnten: ſo muß ich ſagen, daß dieſes eben das Vorurtheil iſt, welches ich durch mein Luſtſpiel zu ſchwächen geſucht habe; ein Vorurtheil, das nur aus Stolz oder Haß flieſſen kann, und die Juden nicht blos zu rohen Menſchen macht, ſondern ſie in der That weit unter die Menſchheit ſetzt. Iſt dieſes Vorurtheil nun bey meinen Glaubensgenoſſen unüberwindlich, ſo darf ich mir nicht ſchmeicheln, daß man mein Stück jemals mit Vergnügen ſehen werde. Will ich ſie denn aber bereden, einen jeden Juden für rechtſchaffen und großmüthig zu halten, oder auch nur die meiſten dafür gelten zu laſſen? Ich ſage es gerade heraus; noch alsdenn, wenn mein Reiſender ein Chriſt wäre, würde ſein Karakter ſehr ſelten ſeyn, und wenn das Seltene blos das Unwahrſcheinliche ausmacht, auch ſehr unwahrſcheinlich.——

Ich bin ſchon allmählich auf den erſten Punkt gekommen. Iſt denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, vor ſich ſelbſt unwahrſcheinlich? Und warum iſt er es? Man wird ſich wieder auf die obigen Urſa-

chen berufen. Allein können denn dieſe nicht wirklich im gemeinen Leben eben ſo wohl wegfallen, als ſie in meinem Spiele wegfallen? Freylich muß man, dieſes zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem lüderlichen Geſindel, welches auf den Jahrmärkten herumſchweift. — Doch ich will lieber hier einen andern reden laſſen, dem dieſer Umſtand näher an das Herz gehen muß; einen aus dieſer Nation ſelbſt. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben ſo witzigen, als gelehrten und rechtſchafnen Mannes verſagen könnte. Folgenden Brief*) hat er bey Gelegenheit der Göttingiſchen Erinnerung, an einen Freund in ſeinem Volke, der ihm an guten Eigenſchaften völlig gleich iſt, geſchrieben. Ich ſehe es voraus, daß man es ſchwerlich glauben, ſondern vielmehr dieſen Brief für eine Erdichtung von mir halten wird; allein ich erbiethe mich, demjenigen, dem daran gelegen iſt, unwiderſprechlich von der Authenticität deſſelben zu überzeugen. Hier iſt er:

Mein Herr,

"Ich überſchicke Ihnen hier, das 70te Stück der Göttingſchen gelehrten Anzeigen. Leſen Sie den Artickel von Berlin. Die Herren Anzeiger rezenſiren den 4ten Theil der Leßingſchen Schriften, die wir ſo oft mit Vergnügen geleſen haben. Was glauben

*) Von Moſes Mendelsſohn.

Sie wohl, daß ſie an dem Luſtſpiele, die Juden, ausſetzen? Den Hauptkarakter, welcher, wie ſie ſich ausdrücken, viel zu edel und viel zu großmüthig iſt. Das Vergnügen, ſagen ſie, daß wir über die Schönheit eines ſolchen Karakters empfinden, wird durch deſſen Unwahrſcheinlichkeit unterbrochen, und endlich bleibt in unſrer Seele nichts, als der bloſſe Wunſch für ſein Daſeyn übrig. Dieſe Gedancken machten mich ſchamroth. Ich bin nicht im Stande alles auszudrücken, was ſie mich haben empfinden laſſen. Welche Erniedrigung für unſere bedrengte Nation! Welche übertriebene Verachtung! Das gemeine Volk der Chriſten hat uns von je her als den Auswurf der Natur, als Geſchwür der menſchlichen Geſellſchaft angeſehen. Allein von gelehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine billigere Beurtheilung; von dieſen vermuthete ich die uneingeſchränkte Billigkeit, deren Mangel uns insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. Wie ſehr habe ich mich geirrt, als ich einem jeden chriſtlichen Schriftſteller ſo viel Aufrichtigkeit zutrauete, als er von andern fordert.

In Wahrheit! mit welcher Stirne kann ein Menſch, der noch ein Gefühl der Redlichkeit in ſich hat, einer ganzen Nation die Wahrſcheinlichkeit abſprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweiſen zu können? Einer Nation, aus welcher, wie ſich der Verfaſſer

der Juden ausdrückt, alle Propheten und die größesten Könige aufstanden? Ist sein grausamer Richterspruch gegründet? Welche Schande für das menschliche Geschlecht! Ungegründet? Welche Schande für ihn!

Ist es nicht genug, daß wir den bittersten Haß der Christen auf so manche grausame Art empfinden müssen; sollen auch diese Ungerechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertiget werden?

Man fahre fort uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig mitten unter freyen und glückseligen Bürgern eingeschränkt leben, ja man setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus; nur die Tugend, den einzigen Trost bedrengter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht gänzlich abzusprechen.

Jedoch man spreche sie uns ab, was gewinnen die Herren Rezensenten dabey? Ihre Kritik bleibet dennoch unverantwortlich. Eigentlich soll der Karakter des reisenden Juden (ich schäme mich, wann ich ihn von dieser Seite betrachte) das wunderbare, das unerwartete in der Komödie seyn. Soll nun der Karakter eines hochmüthigen Bürgers der sich zum türkischen Fürsten machen läßt, so unwahrscheinlich nicht seyn, als eines Juden, der großmüthig ist? Laßt einen Menschen, dem von der Verachtung der jüdischen Nation nichts bekannt ist, der Aufführung die-

ses Stückes beywohnen; er wird gewiß, während des ganzen Stückes für langer Weile gähnen, ob es gleich für uns sehr viele Schönheiten hat. Der Anfang wird ihn auf die traurige Betrachtung leiten, wie weit der Nationalhaß getrieben werden könne, und über das Ende wird er lachen müssen. Die guten Leute, wird er bey sich denken, haben doch endlich die große Entdeckung gemacht, daß Juden auch Menschen sind. So menschlich denkt ein Gemüth, das von Vorurtheilen gereinigt ist.

Nicht daß ich durch diese Betrachtung dem Leßingschen Schauspiele seinen Werth entziehen wollte; keineswegs! Man weis, daß sich der Dichter überhaupt, und insbesondere wenn er für die Schaubühne arbeitet, nur nach der unter dem Volke herrschenden Meynung zu richten haben. Nach dieser aber muß der unvermuthete Karakter des Juden eine sehr rührende Wirkung auf die Zuschauer thun. Und in so weit ist ihm die ganze jüdische Nation viele Verbindlichkeit schuldig, daß er sich Mühe giebt, die Welt von einer Wahrheit zu überzeugen, die für sie von großer Wichtigkeit seyn muß.

Sollte diese Rezension, diese grausame Seelenverdammung nicht aus der Feder eines Theologen geflossen seyn? Diese Leute denken der christlichen Religion einen großen Vorschub zu thun, wenn sie alle

Menschen, die keine Christen sind für Meichelmörder und Strassenräuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der christlichen Religion so schimpflich zu denken; das wäre ohnstreitig der stärkste Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man sie festzustellen alle Menschlichkeit aus den Augen setzen müßte.

Was können uns unsere strengen Beurtheiler, die nicht selten ihre Urtheile mit Blute versiegeln, erhebliches vorrücken? Laufen nicht alle ihre Vorwürfe auf den unersättlichen Geitz hinaus, den sie vielleicht durch ihre eigene Schuld, bey dem gemeinen jüdischen Haufen zu finden, frohlocken? Man gebe ihnen diesen zu; wird es denn deswegen aufhören wahrscheinlich zu seyn, daß ein Jude einem Christen der in räuberische Hände gefallen ist, das Leben gerettet haben sollte? Oder wenn er es gethan, muß er sich nothwendig das edle Vergnügen, seine Pflicht in einer so wichtigen Sache beobachtet zu haben, mit niederträchtigen Belohnungen versaltzen lassen? Gewiß nicht! Zuvoraus wenn er in solchen Umständen ist, in welche der Jude in Schauspiele gesetzt worden.

Wie aber, soll dieses unglaublich seyn, daß unter einem Volke von solchen Grundsätzen und Erziehung, ein so edles und erhabenes Gemüth sich gleichsam selbst bilden sollte? Welche Beleidigung! so ist alle unsere Sittlichkeit dahin! so regt sich in uns kein Trieb mehr

für die Tugend! so ist die Natur stiefmütterlich gegen uns gewesen, als sie die edelste Gabe unter den Menschen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit bist du, gütiger Vater, über solche Grausamkeit erhaben!

Wer sie näher kennt, theuerster Freund! und ihre Talente zu schätzen weiß, dem kann es gewiß an keinem Exempel fehlen, wie leicht sich glückliche Geister, ohne Vorbild und Erziehung empor schwingen, ihre unschätzbaren Gaben ausarbeiten, Geist und Herz bessern, und sich in den Rang der größten Männer erheben können. Ich gebe einem jeden zu bedenken, ob sie, großmüthiger Freund! nicht die Rolle des Juden im Schauspiel übernommen hätten, wenn sie auf ihrer gelehrten Reise, in seine Umstände gesetzt worden wären. Ja ich würde unsere Nation erniedrigen, wenn ich fortfahren wollte, einzelne Exempel von edeln Gemüthern anzuführen. Nur das ihrige konnte ich nicht übergehen, weil es so sehr in die Augen leuchtet, und weil ich es allzuoft bewundere.

Ueberhaupt sind gewisse menschliche Tugenden den Juden gemeiner, als den meisten Christen. Man bedenke den gewaltigen Abscheu, den sie für eine Mordthat haben. Kein einziges Exempel wird man anführen können, daß ein Jude, (ich nehme die Diebe von Profession aus) einen Menschen ermordet haben sollte,

Wie leicht wird es aber nicht manchem sonst redlichen Christen seinem Nebenmenschen für ein blosses Schimpfwort das Leben zu rauben? Man sagt, es sey Niederträchtigkeit bey den Juden. Wohl! wenn Niederträchtigkeit Menschenblut verschont; so ist Niederträchtigkeit eine Tugend.

Wie mitleidig sind sie nicht gegen alle Menschen, wie milde gegen die Armen beyder Nationen? Und wie hart verdient das Verfahren der meisten Christen gegen ihre Arme genennt zu werden? Es ist wahr, sie treiben diese beyden Tugenden fast zu weit. Ihr Mitleiden ist allzu empfindlich, und hindert beynahe die Gerechtigkeit, und ihre Mildigkeit ist beynah Verschwendung. Allein, wenn doch alle, die ausschweifen, auf der guten Seite ausschweifeten.

Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, von ihrer bewundernswürdigen Mäßigkeit, von ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzusetzen. Doch schon ihre gesellschaftlichen Tugenden sind hinreichend genug, die Göttingsche Anzeigen zu widerlegen; und ich bedaure den, der eine so allgemeine Verurtheilung ohne Schauern lesen kann.„ Ich bin ꝛc.

Ich habe auch die Antwort auf diesen Brief vor mir. Allein ich mache mir ein Bedenken, sie hier drucken zu lassen. Sie ist mit zu viel Hitze geschrieben, und die Retorsionen sind gegen die Christen ein wenig

zu lebhaft gebraucht. Man kann es mir aber gewiß glauben, daß beyde Korrespondenten, auch ohne Reichthum, Tugend und Gelehrsamkeit zu erlangen gewußt haben, und ich bin überzeugt, daß sie unter ihrem Volke mehr Nachfolger haben würden, wenn ihnen die Christen nur vergönnten, das Haupt ein wenig mehr zu erheben. —

Der übrige Theil der Göttingschen Erinnerungen, worinn man mich zu einem andern ähnlichen Lustspiele aufmuntert, ist zu schmeichelhaft für mich, als daß ich ihn ohne Eitelkeit wiederhohlen könnte. Es ist gewiß, daß sich nach dem daselbst angegebnen Plane, ein sehr einnehmendes Stück machen liesse. Nur muß ich erinnern, daß die Juden alsdenn bloß als ein unterdrücktes Volk und nicht als Juden betrachtet werden, und die Absichten, die ich bey Verfertigung meines Stücks gehabt habe, größtentheils wegfallen würden.

II.

Vorrede

zu dem 1ten und 2ten Theile der ersten Ausgabe der vermischten Schriften, Berlin 1753. *)

So sind die Schriftsteller. Das Publikum giebt ihnen einen Finger, und sie nehmen die Hand.

Meine Freunde — es versteht sich, daß meine Eigenliebe mit darunter gehört — wollen mich bereden, daß einige Bogen von mir den Beyfall der Kenner erlangt hätten. Daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabey finde, ist natürlich. Und daß ich mich jetzt der Gefahr aussetze, dasjenige Alphabetweise zu verlieren, was ich Bogenweise gewonnen habe, ist zwar auch natürlich, ob es aber eben so gar klug sey, das ist eine andere Frage. Wann der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten schnappt, auch zu meinem Vorbilde wird, so mag ich es haben.

Die Bogen, deren ich jetzt gedacht, sind eine Sammlung kleiner Lieder. Sie erschienen vor zwey Jahren unter dem Titel Kleinigkeiten. **) Man darf nicht glauben, daß ich sie eben deßwegen so nennte,

*) Diese und die folgende Vorrede sind der spätern Ausgabe nicht beygedruckt.

**) Stehen nun in den vermischten Schriften, 1ter Th. neue Ausg. 1771. S. 329. u. f.

damit ich der unerbittlichen Kritik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte schon damals, daß ich der erste seyn wolle, dasjenige mit zu verdammen, was sie verdammt; sie, der zum Verdruß ich wohl einige mittelmäßige Stücke könnte gemacht haben; der zum Trotze ich aber nie diese mittelmäßige Stücke für schön erkennen würde. Ich griff ihr so gar vor, und bat meine Leser gewisse Blätter zu überschlagen, die ich damit entschuldigte, daß die Handschrift schon seit drey Jahren nicht mehr in meiner Gewalt gewesen sey.

Ob diese Versicherung unter die Autorstreiche gehörte, wird man jetzt aus dem zweyten Drucke sehen. Ich habe geändert; ich habe weggeworfen, und bin so strenge gewesen, als es nur immer meine Einsicht hat zulassen wollen. Es ist wahr, ich hätte noch strenger seyn können; wenn ich nämlich alles durchgestrichen, oder wenigstens alles, ohne mich jemals zu entdecken, so wie es war, gelassen hätte: Denn das elende streicht sich selbst durch, und schlechte Verse, die niemand lieset, sind so gut, als wären sie nicht gemacht worden. Doch es mag drum seyn; ich bekenne es, daß ich gegen die kleinen Denkmähler meiner Arbeit nicht ganz ohne Zärtlichkeit bin; und daß sich diese Zärtlichkeit doppelt fühlen läßt, wenn ich sie namenlos ein Raub des ersten des besten werden sehe.

Aber überlege ich es auch? Diese Lieder enthalten nichts als Wein und Liebe; nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernsthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? — Was man will. Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leichtsinnigen Moral, oder man nenne sie poetische Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darinnen verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darinnen solcher Ausschweifungen, zu welchen ich nicht einmal geschickt sey; man gebe ihnen entweder einen allzuwahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerley seyn. Genug sie sind da, und ich glaube, daß man sich dieser Art von Gedichten, so wenig als einer andern zu schämen hat.

Ich weiß, daß auch andre so denken, und wenigstens bin ich es von einem gewissen Herrn H** überzeugt. Dieser Herr hat meine Kleinigkeiten mit dem allerausserordentlichsten Beyfalle beehrt, indem er sie für seine Arbeit ausgegeben. Und wann es nicht darauf ankäme, daß entweder er oder ich ein Lügner seyn müßte, so würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm niemals zu widersprechen; denn die Ehre, die ihm daraus hätte zufliessen können, wäre ohne Zweifel so klein gewesen, daß sie meinen

Neid nicht würde erweckt haben. Damit ich ihn aber nicht durch diese Erklärung gänzlich zu Schanden mache, so will ich ihm dasjenige, was er sich wider mein Wissen angemaßt hat, hier vor den Augen der ganzen Welt schenken. Ich würde dieses am besten in einer Zueignungsschrift haben thun können, und würde es auch wirklich gethan haben, wann ich von dem Zueignen nicht ein allzu abgesagter Feind wäre. Diese Schenkung, wann es ihm beliebt, kann er auch auf alles das übrige erstrecken, und ich will gar nicht böse werden, wenn ich höre, daß auch meine Oden, meine Fabeln, meine Sinnschriften, und meine Briefe ein andrer gemacht hat.

Doch ich eile von diesen allen meinen Lesern nur einige Worte zu sagen. Wann durch das Ausstreichen in den Liedern keine Lücken entstanden wären, und wann ich diese Lücken zu erfüllen nicht meinen ganzen poetischen Vorrath hätte durchlaufen müssen, so würde ich vielleicht an eine Sammlung aller meiner Versuche noch lange nicht gedacht haben; und sie würden noch lange zerstreut und verstümmelt in der Irre und im Vergessen geblieben seyn. Doch so gehts; wenn man ein Schriftsteller werden soll, so muß sich alles schicken. Die väterliche Liebe ward auf einmal bey mir rege, und ich wünschte meine Geburthen beysammen zu sehen. Ich weiß nicht was es für ein

Geschicke ist, daß solche Wünsche immer am ersten erfüllt werden; das aber weiß ich, daß wir oft durch die Erfüllung unsrer Wünsche gestraft werden. Ob mir es auch so gehen soll, wird die Aufnahme dieser zwey Theile entscheiden, von welchen ich dem Publiko ganz im Vertrauen eröfne, daß sie nichts als ein Paar verwegne Kundschafter sind.

Der erste enthält dasjenige, was ich in den kleinen Gattungen von Gedichten versucht habe. Der Lieder habe ich schon gedacht, und die verschiednen neuen Stücke, welche darzu gekommen sind, haben mich genöthiget, sie in zwey Büchern abzutheilen. Für diese bin ich am wenigsten besorgt, weil sie größtentheils das Licht schon kennen, und bey diesem Abdrucke mehr gewonnen, als verlohren haben.

Den wenigen Oden, *) welche darauf folgen, gebe ich nur mit Zittern diesen Nahmen. Sie sind zwar von einem stärkern Geiste als die Lieder, und haben ernsthaftere Gegenstände; allein ich kenne die Muster in dieser Art gar zu gut, als daß ich nicht einsehen sollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen ist. Und wenn zum Unglücke gar etwa nur das Oden seyn sollten, was ich, der schmalen Zeilen ungeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anstatt der Para-

*) Vermischte Schriften, neue Ausgabe, 2ter Theil 1784. S. 1.

graphen in Strophen eingetheilet hat; so werde ich vollends Ursache mich zu schämen haben.

Die Fabeln, *) die ich gemacht habe, sind von verschiedener Art, und ich begreife unter diesem Nahmen auch die Erzehlungen, weil ich finde, daß sie selbst Phädrus mit darunter begriffen hat. Andere mögen dem Beyspiele des Fontaine folgen, welcher freylich Ursache hatte, seine Erzehlungen von den Fabeln, die der Unterweisung gewidmet sind, zu unterscheiden. Die ganze Sache ist eine Kleinigkeit. In Ansehung der Erfindung, glaube ich, werden sie gröſtentheils neu seyn, und ich will es andern überlassen, dasjenige noch besser zu erzehlen, was hundert andere schon gut erzehlt haben. Was wird man aber von dem Ausdrucke sagen? Ich hätte der Art des nun gedachten französischen Dichters folgen müssen, wann ich die Mode hätte mitmachen wollen. Allein ich fand, daß unzählige, weil sie ihm ohne Geschicklichkeit nachgeahmet haben, so läppisch geworden sind; daß man sie eher für alte Weiber, als für Sittenlehrer halten könnte; ich sahe, daß es nur einem Gellert gegeben sey, in seine Fußstapfen glücklich zu tretten. Ich band mich also lieber an nichts; und schrieb sie so auf, wie es mir jedesmal am besten gefiel. Daher

*) Vermischte Schriften, neue Ausgabe, 2ter Theil 1784. S. 37.

kommt es, daß einige niedrig genug sind; andere aber ein wenig zu poetisch. Daher kommt es sogar, daß ich verschiedene lieber in Prosa habe erzehlen wollen, als in Versen, zu welchen ich vielleicht damals nicht aufgelegt war.

Ich komme auf die Sinngedichte. *) Ich habe hierinnen keinen andern Lehrmeister als den Martial gehabt, und erkenne auch keinen andern, es müßten denn die seyn, die er für die seinigen erkannt hat, und von welchen uns die Anthologie einen so vortrefflichen Schatz aufbehalten. Aus ihm also und aus dieser Sammlung, wird man verschiedene übersetzt, und sehr viele nachgeahmt finden. Daß ich zu beissend und zu frey darinnen bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können: ob ich gleich beynahe in der Meynung stehe, daß man beydes in Sinnschriften nicht genug seyn kann. Ich habe bey den wenigsten gewisse Personen im Sinne gehabt, und ich verbitte also im voraus alle Erklärungen.

Den Schluß in dem ersten Theile machen Fragmente; **) solche Stücke nämlich, die ich entweder nicht ganz zu Stande gebracht habe, oder die ich dem Leser nicht ganz mitzutheilen für gut befinde. Ich hätte sie also wohl ganz und gar zurück behalten können?

*) Vermischte Schriften, neue Ausg. 1ter Th. S. 1.
**) Vermischte Schriften, neue Ausg. 2ter Th. S. 85.

nen? Vielleicht; und es kömmt darauf an, ob man nicht etwas darunter findet, welches gleichwohl der Erhaltung nicht unwerth ist.

Anfangs war ich willens einige kleine Stücke durch ein Zeichen merklich zu machen. Diejenigen nämlich, die ich mir nicht ganz zuschreiben kann, und wovon ich die Anfange aus dem oder jenem französischen Dichter geborgt zu haben, mir nicht verbergen kann. Doch da dieser Zeichen nur sehr wenige geworden wären, und ich ausserdem überlegte, daß es dem Leser sehr gleichgültig sey, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, wenn der Einfall ihm nur Vergnügen macht; so habe ich es gar unterlassen. Ich werde ohnedem der Gefahr nicht ausgesetzt seyn, daß man auch aus meinen Poesien, zur Ehre des deutschen Witzes, Proben ins Französische übersetzt, und zum Unglück gleich auf solche fällt, die von einem Franzosen entlehnt sind.

Der zweyte Theil enthält Briefe. *) Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuthen. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu schreiben. Mit Korrespondentinnen zu erdichten, und an Schönheiten zu schreiben, die nicht existiren, schien mir in Prosa ein wenig zu poetisch zu seyn. Es sind also nichts als

*) Vermischte Schriften, neue Ausg. 4r Theil 1784.

Briefe an Freunde, und zwar an solche, an die ich etwas mehr als Komplimente zu schreiben gewohnt bin. Ich schmeichle mir sogar, daß in den meisten etwas enthalten ist, was die Mühe sie zu lesen belohnt. Wenn man an Freunde schreibt, so schreibt man ohne ängstlichen Zwang, und ohne Zurückhaltung. Beydes wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber, ein wenig nachläßig und frey scheinen, als ihnen diese Merkmahle abwischen, welche sie von erdichteten Briefen unterscheiden müssen. Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrath, und die, welche ich hier ohne Wahl, so wie sie mir in die Hände gerathen, mit getheilt, sind die wenigsten. Es wird mir angenehm seyn, wenn meine Freunde nicht die einzigen sind, die etwas darinnen zu finden glauben.

Ich habe gesagt, daß diese beyden Theile nichts als Kundschafter sind. Einige ernsthafte Abhandlungen, und verschiedene größere Poesien, wozu ich die dramatischen Stücke vornehmlich rechne, möchten ihnen gerne folgen. Unter den letzten sind einige, welche schon die Probe der öffentlichen Vorstellung ausgehalten, und wenn ich sie selbst rühmen darf, auch Beyfall gefunden haben. Die Probe des Drucks ist die letzte und wichtigste.

Ich kann hier meine Vorrede beschliessen, und muß den Leser um Verzeihung bitten, daß ich von nichts als von mir geredet habe.

III.

Vorrede

zu dem 3ten und 4ten Theile der vermischten Schriften, 1754.

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beyfalls zu rühmen, welchen die zwey ersten Theile meiner Schriften, hier und da, erhalten haben. Ich würde dem Publiko ein sehr abgeschmaktes Kompliment machen, wann ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben bekennen wollte. Eine solche Erniedrigung schimpft seine Einsicht, und man sagt ihm eine Grobheit, anstatt eine Höflichkeit zu sagen. Es sey aber auch ferne von mir, seine schonende Nachsicht zu verkennen, und die Aufmunterung, die es einem Schriftsteller wiederfahren läßt, welcher zu seinem Vergnügen etwas beyzutragen sucht, für ein schuldiges Opfer anzusehen.

Ob mir nun also der erste Schritt schon nicht mißlungen ist: so bin ich doch darum nicht weniger furchtsam, den zweyten zu wagen. Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleyen aus der Szene her-

vor, um ihn mit einem deſto ſpöttiſchern Gelächter wieder hineinzutreiben.

Ich nennte es einen zweyten Schritt, aber ich irrte mich: es iſt eben ſowohl ein erſter, als jener. Ein zweyter würde es ſeyn, wenn ich die Bahn nicht verändert hätte. Aber wie ſehr habe ich dieſe verändert! Anſtatt Reime, die ſich durch ihre Leichtigkeit und durch einen Witz empfehlen, der deßwegen keine Neider erweckt, weil jeder Leſer ihn eben ſo gut als der Poet zu haben glaubt, anſtatt ſolcher Reime, bringe ich lange proſaiſche Aufſätze, die zum Theil noch dazu eine gelehrte Mine machen wollen.

Da ich mir alſo nicht einmal eben denſelben Leſer wieder verſprechen kann, wie ſollte ich mir eben denſelben Beyfall verſprechen können? Doch er erfolge, oder erfolge nicht; ich will wenigſtens auf meiner Seite nichts verſäumen, ihn zu erhaſchen. Das iſt, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen, und mit den höflichſten Wendungen, ſo nachdrücklich als möglich, zu verſtehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, daß man dasjenige, was man nun bald wahrſcheinlicher Weiſe leſen, noch wahrſcheinlicherer Weiſe aber nicht leſen wird, betrachten möge.

Ich ſage alſo, daß ich den dritten Theil mit einem Miſchmaſch von Kritik und Litteratur angefüllt habe, der ſonſt einen Autor deutſcher Nation nicht übel zu

kleiden pflegt. Es iſt Schade, daß ich mit dieſem Bändchen nicht einige zwanzig Jahre vor meiner Geburt, in lateiniſcher Sprache habe erſcheinen können! Die wenigen Abhandlungen deſſelben ſind alle, Rettungen *), überſchrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darinnen gerettet habe? Lauter verſtorbene Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Faſt gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein ſauer Geſichte dafür machen werden. Wenn das klug iſt, ſo weiß ich nicht, was unbeſonnen ſeyn ſoll. — Man erlaube mir, daß ich nicht ein Wort mehr hinzuſetzen darf.

Ich komme vielmehr ſogleich auf den vierten Theil, von deſſen Inhalte ſich mehr ſagen läßt, weil er niemanden, oder welches einerley iſt, weil er alle und jede angehet. Er enthält Luſtſpiele.

Ich muß es der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, geſtehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödien dasjenige iſt, an welches ich mich am erſten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menſchen aus Büchern kannte — Beneidenswürdig iſt der, der ſie niemals näher kennen lernt! — beſchäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Daſeyn mir nichts gelegen war. Theo-

*) Vermiſchte Schriften 1784. 3ter Theil.

phrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule, mit aller Bequemlichkeit studierte. — Wie gerne wünschte ich mir diese Jahre zurück; die einzigen in welchen ich glücklich gelebt hatte.

Von diesen ersten Versuchen, schreibt sich zum Theil der junge Gelehrte her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernstlicher auszuarbeiten, mir die Mühe gab. Diese Mühe ward mir durch das dasige Theater, welches in sehr blühenden Umständen war, ungemein versüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich sagen, weil ich vor demselben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatischer Dichter kennen muß, und aus der blossen Lesung seiner Muster nimmermehr lernen kann.

Ich glaubte etwas zu Stande gebracht zu haben, und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, dessen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu geniessen das Glück hatte. Wird man sich nicht wundern, als den Kunstrichter eines Lustspiels einen tiefsinnigen Weltweisen und Meßkünstler genannt zu finden? Vielleicht wenn es ein anderer, als Hr. Prof. Kästner wäre. Er würdigte mich einer Beurtheilung, die mein Stück zu einem Meisterstücke würde gemacht haben, wenn ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit so vielen Verbesserungen unterdessen, als

ich nur immer hatte anbringen können, kam mein junger Gelehrte in die Hände der Frau Neuberin. Auch ihr Urtheil verlangte ich; aber anſtatt des Urtheils erwieß ſie mir die Ehre, die ſie ſonſt einem angehenden Komödienſchreiber nicht leicht zu erweiſen pflegte; ſie ließ ihn aufführen. Wann nach dem Gelächter der Zuſchauer und ihrem Händeklatſchen die Güte eines Luſtſpiels abzumeſſen iſt, ſo hatte ich hinlängliche Urſache das meinige für keines von den ſchlechteſten zu halten. Wann es aber ungewiß iſt, ob dieſe Zeichen des Beyfalls mehr für den Schauſpieler, oder für den Verfaſſer gehören; wenn es wahr iſt, daß der Pöbel ohne Geſchmack am lauteſten lacht, daß er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten; ſo will ich gerne nichts aus einem Erfolge ſchlieſſen, aus welchem ſich nichts ſchlieſſen läßt.

Dieſes aber glaube ich, daß mein Stück ſich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der Frau Neuberin wäre verwickelt worden. Es verſchwand mit ihr aus Leipzig, und folglich gleich aus demjenigen Orte, wo es ſich, ohne Widerrede, in ganz Deutſchland am beſten ausnehmen kann.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Druckes verſuchen. Aber was liegt dem Leſer an der Urſache, warum ſich dieſer bis jetzt verzögert hat! Ich werde

beschämt genug seyn, wenn er finden sollte, daß ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrückte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie sie sich für einen bescheidenen Schriftsteller schickt! Aber man gebe Acht, ob ich nicht gleich wieder alles verderben werde! — Man nenne mir doch diejenigen Geister, auf welche die komische Muse Deutschlands stolz seyn könnte? Was herrscht auf unsern gereinigten Theatern? Ist es nicht lauter ausländischer Witz, der so oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den unsrigen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die deutsche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art selbst, wie man unsere Bühne hat verbessern wollen, daran Schuld seyn? Sollte wohl die Menge von Meisterstücken, die man auf einmal, besonders den Franzosen abborgte, unsere ursprünglichen Dichter niedergeschlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, so zu reden, alles erschöpft, und setzte sie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas Gutes, sondern etwas Bessers zu machen. Dieser Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herrn Kunstrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen sollten, bleiben aus.

Was soll aber diese Anmerkung? Vielleicht meine Leser zu einer gelindern Beurtheilung bewegen? — Gewiß nicht; sie können es halten wie sie wollen. Sie

mögen mich gegen meine Landsleute, oder gegen Ausländer aufwägen; ich habe ihnen nichts vorzuschreiben. Aber das werden sie doch wohl nicht vergessen, wenn die Kritik den jungen Gelehrten insbesondere angeht, ihn nur immer gegen solche Stücke zu halten, an welchen die Verfasser ihre Kräfte versucht haben?

Ich glaube die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beygetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrte, war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt seyn konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satyrischen Waffen wider dasselbe wandte?

Das zweyte Lustspiel, welches man in dem vierten Theile finden wird, heißt die Juden. Es war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meynen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden, und jetzt zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sey? Meine Lust zum Theater war damals so groß, daß sich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall, zu versuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde,

wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermuthet. Ich bin begierig mein Urtheil zu hören.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob diese zwey Proben einige Begierde nach meinen übrigen dramatischen Arbeiten erwecken werden. Ich schliesse davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglücklicher Weise schon das Licht gesehen haben. Ein besserer Vorrath, bey welchem ich mehr Kräfte und Einsicht habe anwenden können, erwartet nichts als die Anlegung der letzten Hand. Diese aber wird lediglich von meinen Umständen abhangen. Ein ehrlicher Mann, der nur einigermaassen gelernt hat, sich von dem Aeusserlichen nicht unterdrücken zu lassen, kann zwar fast immer aufgelegt seyn, etwas ernsthaftes zu arbeiten, besonders wenn mehr Anstrengung des Fleisses, als des Genies dazu erfodert wird; aber nicht immer etwas witziges, welches eine gewisse Heiterkeit des Geistes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt als in der unsrigen stehet. — Es rufen mir ohnedem fast versäumte wichtigere Wissenschaften zu:

Satis est potuisse videri!

IV.

Vorrede

zu Gleims Preußischen Kriegsliedern.

Die Welt kennet bereits einen Theil von diesen Liedern; und die feinern Leser haben so viel Geschmack daran gefunden, daß ihnen eine vollständige und verbesserte Sammlung derselben ein angenehmes Geschenk seyn muß.

Der Verfasser ist ein gemeiner Soldat, dem eben so viel Heldenmuth als poetisches Genie zu Theil geworden. Mehr aber unter den Waffen, als in der Schule erzogen, scheinet er sich eher eine eigene Gattung von Ode gemacht, als in dem Geiste irgend einer schon bekannten gedichtet zu haben.

Ich besitze noch ein ganz kleines Lied von ihm, welches in der Sammlung keinen Platz finden konnte: ich werde wohl thun, wenn ich diesen kurzen Vorbericht damit bereichere. Er schrieb mir aus dem Lager vor Prag: "Die Panduren lägen nahe an den Werken der Stadt in den Hölen der Weinberge; als er einen gesehen, habe er nach ihm hingesungen: „

Was liegst du, nackender Pandur!
Recht wie ein Hund im Loch?
Und weisest deine Zähne nur?
Und bellst? So beisse doch!

Es könnte ein Herausforderungslied zum Zweykampf mit einem Panduren heissen.

Ich hoffe übrigens, daß er noch nicht das letzte Siegeslied soll gesungen haben. Zwar falle er bald oder spät; seine Grabschrift ist fertig:

Εἰμὶ δ'ἐγὼ Στεφάνων μὲν Ἐνυαλίοις ἀνακτος
Καὶ Μούσαιν ἑκατὸν δοῦρ' ἐκτημένος.

V.

Beurtheilung

der Duschischen Schilderungen aus dem Reiche der Natur und Sitten.

Die Frühlingsmonathe. *)

(Man sehe den 1ten Theil der Analekten, pag. 310.)

—"Unser Verfasser glaubt, man sollte weder in der Sittenlehre noch in der Physik demonstrieren, weil die Erkenntniß ohne Annehmlichkeit des Vortrags, gar zu mühsam und zu verdrießlich ist. Er habe also einen angenehmen Vortrag zu seinem Vorhaben gewählt. — Laßt uns sehen, was unser Schriftsteller durch einen angenehmen Vortrag versteht? „—

"Ich wünschte, sagt er: zu schildern, und durch „Hülfe aller Dichterkünste auf die Einbildungskraft „dieses so nützlichen Vermögen der Seele, zu wirken. „Meine Arbeit mußte also das Ansehen eines Gedich„tes annehmen; und um sie der Poesie so ähnlich zu „machen, als möglich wäre, schrieb ich selbst meinem „Perioden, wo es ohne Zwang geschehen konnte,

*) Bibl. der sch. W. u. f. Künste, 3ten B. 1tes St. P. 96.

„ein Sylbenmaas vor; doch fand ich es nicht für „gut mich beständig daran zu binden.„

Unsere Leser wissen nunmehr vermuthlich, was sie sich von unserm Verfasser zu versprechen haben. Schilderungen gewisser Gegenstände, nebst zufälligen Betrachtungen in einer poetischen Prose, oder in einem prosaischen Gedichte, wie sich der Herr Verfasser auszudrücken beliebt, oder in einer ungelenken Prose, wie wir es nennen, die von halben und ganzen Hexametern strotzet, und mit so vielen langweiligen Beywörtern belastet, schwerfällig einherstolpert, daß man ohne Angstschweiß kaum drey Perioden lesen kann.

Diese Art des angenehmen Vortrags drohet seit einiger Zeit die deutsche Prose gänzlich zu verderben. Wir haben schon moralische Abhandlungen, akademische Reden, Predigten, Briefe und wer weiß was sonst in diesem Geschmacke zu lesen bekommen. Bald wird man im gemeinen Leben auch nicht mehr reden, sondern alles in halbgebrochenen Hexametern herausſingen wollen.

Damit unsere Leser selbst urtheilen können, wollen wir nur einige Perioden aus der angezeigten Schrift anführen, und zwar die ersten, die wir aufschlagen werden.

S. 9. "Schau, schon führet sie (die Sonne) „über den Erdkreis bessere Tage. — O! gewiß die

„bessern Tage! Noch steigen sie selten über dir auf. „Laß sich nicht den flüchtigen Stern umsonst aus „dicken Nebeln hervorarbeiten! (O was muß die Zun„ge hier herausarbeiten.) Noch dickerer Nebel, schwe„rer belastete Wolken und Schneegestöber werden den „folgenden Tag dir diesen frohen beseelenden Stern „wieder verbergen.„ Welches Ohr ist geduldig genug dergleichen Perioden auszuhalten? Sollte man glauben, daß sich ein Mensch so weit vergehen könne, sie für wohlklingend zu halten? Was ist das: „Geize mit den heiligen Stunden„, u. s. w. — "Der Geiz ist edel, und der kroch unter den Thieren, der **bloß war und vergieng**.„ Muß man nicht ein Oedipus seyn, um dieser Konstruktion durch die Umkehrung ihre wahre Gestalt wieder zu geben. Was heißt das: "**Eine Sanduhr eröfnet Augen und Ohren**? Was sind **süsse Schauer des Schreckens**?

S. 80. "Schau, dort wartet auf dich (den „Wollüstling) auf seinem marmornen Tische der silberne Topf, und dampfet Gerüche aus der Pfeife. — „Nun ertönet der donnernde Tisch, die silberne Teller „läuten zur Mahlzeit, die fliegenden Diener tragen „die dampfende Schüssel schon auf. Wirst du allein „dieß Opfer verzehren? Schau dein Windspiel ladet „sich ein; schmeichelnd kommt es herein, steht, schaut „aufmerksam dich an, und bewegt den niedlichen „Schweif, u. s. w.„

S. 193. Von dem goldenen Weltalter. "Da „wurden nicht die Tiefen ihrer seltenen Bewohner „beraubt, nicht aus dem Himmel durch den Donner „der Kunst, der in Fernen den Tod hin versendet, „die steigende Lerche mitten in der Entzückung des „Lobgesanges heruntergeschlagen, nicht das flüchtige „zitternde Reh durch ein geflügeltes Bley im Laufe „gestürzt, nicht der indianische Herbst seiner Früchte „beraubt, die die Weichlichkeit auf fliegenden Schlös„sern von der Morgenröthe auf ihrer wollüstigen „Tafel versammelt.„ Welch eine gigantische Periode? Was vor kräftige Beywörter, seltene Bewohner der Tiefen, Donner der Kunst, die steigende Lerche heruntergeschlagen, geflügeltes Bley, indianischer Herbst, fliegende Schlösser? Fliegende Schlösser! Was sind das für Geschöpfe?

Mit diesen wenigen Exempeln dürfte es vermuthlich genug seyn unsern Lesern von dieser neumodischen Schreibart einen Begriff zu machen, wenn sie irgend so glücklich seyn sollten, noch keine Schriften in diesem Geschmack gelesen zu haben. Wir wollen uns bemühen, die Ursachen zu finden, warum dieser ungewöhnliche Numerus so rauh und unangenehm klinge.

Man schliesset insgemein folgender Gestalt: da das Sylbenmaas in Versen so vollstimmig und so wohlklingend ist; so müßte auch die Prose desto harmo-

nischer

nischer seyn, je näher sie der heroischen Versart käme, und je mehr man Gelegenheit nähme, ganze Verse oder wenigstens die Schlußfällen derselben in die Prose einzuflechten. Nichts ist betrüglicher als dieser Schluß. Man findet nach einiger Ueberlegung, daß die bewährtesten Kunstrichter nicht ohne Grund gewarnet haben, in Prose eine Periode einfliessen zu lassen, die einem Verse ähnlich sieht.

Das Sylbenmaas ist eine abgemessene Regel der Ordnung, die den Wohlklang auf den Gipfel der Vollkommenheit bringt, wann sie durchgehends befolget und genau beobachtet wird. Wird aber allzuoft von dieser Regel abgewichen; so dienet sie vielmehr uns den Mangel der Ordnung als die Ordnung selbst fühlen zu lassen. Wenn eine Periode bis in die Hälfte nach einem richtigen Sylbenmaasse fortläuft; so ist es unsern Ohren eine Marter, wenn sich die zwote Hälfte an keine Ordnung bindet, und der Freyheit der Prose bedienen will. Es kömmt uns beynahe vor als wenn ein Schauspieler, der in der Oper wahrgenommen, daß das Singen den Ausdruck der Leidenschaften öfters befördert, gewisse Stellen in einem Trauerspiele absingen, die übrigen aber hersagen wollte.

Das poetische Sylbenmaas, und vornehmlich der Hexameter, erfordert einen etwas gesetzten und

langsamen Ton. Er geht mit gemessenen Schritten feyerlich, ernsthaft und majestätisch fort. Da hingegen die Prose schon etwas freyer, geschwinder und gleichsam ohne Tackt ausgesprochen seyn will. Wirft man nun diese beyde Gattungen auf Geradewohl durcheinander; so müssen wir bald laufen, bald ernsthaft gehen und bald hinken.

Bald geben wir der Aussprache ein Gewicht, indem uns das anscheinende Sylbenmaaß dazu berechtiget, bald aber finden wir uns betrogen, und fahren nachher desto nachläßiger fort, je weniger wir fähig sind, uns sogleich wieder in die gehörige Verfassung zu setzen. Nichts ist dem Ohre unerträglicher als diese unregelmäßige Wiederkehr von abgemessener und freyer, schwerfälliger und fliessender Bewegung, davon die Seele weder das Vorhergegangene behalten, noch das künftige mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen kann.

Einige gute Köpfe haben diese vermischte Schreibart gewählt, wenn sie Gedichte aus einer andern Sprache und vornehmlich aus dem Englischen haben ins Deutsche übersetzen wollen, und bey einer solchen Gelegenheit ist sie weniger zu tadeln. Der Zwang eines richtigen Sylbenmaasses verträgt sich selten mit den Pflichten einer guten Uebersetzung und man müßte öfters das ganze Wesen einer poetischen Periode ver-

ändern, wenn man ihr den freyen fliessenden Schwung der Prose ertheilen wollte. Bey einigen Engländern gehet dieses noch weit weniger an. Diese haben die Gewohnheit, daß sie alles bis auf die kleinsten Züge ausmahlen, und ihre Gedichte mit einer großen Menge Beywörter anfüllen. Man muß wenigstens den größten Theil derselben mit übersetzen, wenn man der Urkunde treu bleiben will, und wie geht dieses an, ohne der angebundenen Schreibart die Flüßigkeit zu benehmen, die ihr eigen ist? Man hat also aus Noth zu dieser vermischten Gattung seine Zuflucht nehmen müssen, die wirklich dasienige ist, was der bürgerliche Edelmann des Moliere verlangte, weder Verse noch Prose.

Man tadele diese Uebersetzer nicht. Man empfehle ihnen nur, sich in ihren Schranken zu halten, und sich, so viel möglich, dem Genie der deutschen Sprache zu nähern, damit der deutsche Leser zwar merke, er lese übersetzte Gedichte, aber nicht in die Versuchung gerathe zu zweifeln ob er auch deutsch lese.

Wenn wir aber selbst schreiben und nicht übersetzen wollen, wenn wir die Freyheit haben, unsere Gedanken mit dem Genie der Muttersprache übereinstimmend zu machen, und eine Art des Vortrags zu wählen, die für beyde die bequemste ist, warum wollen wir uns in eine so unnatürliche Form zwin-

gen, bey welcher gewiß weder die Schönheit der Gedanken noch die Harmonie etwas gewinnet? Man will schildern sagt man, man will die Sprache der Einbildungskraft redee Wohl! So hat denn die prosaische Beredsamkeit keine Gemählde, keine Erdichtungen, keine Einbildungskraft? Ohne einen Plato einen Cicero und andere große Geister des Alterthums anzuführen, haben nicht in neuern Zeiten ein Shaftesbury, ein Fenelon, ein Mosheim, ein Sulzer, ein Spalding, die Sprache der Einbildungskraft in der allerwohlklingendsten Prose geredet? Sind ihre Perioden deßwegen ungelenke, holpericht und roh worden, weil sie die allervortrefflichsten Schilderungen vorzubringen hatten?

Wir haben uns wider unsere Gewohnheit allzusehr bey allgemeinen Betrachtungen aufgehalten. Jedoch der verderbte Geschmack in der ungebundenen Schreibart hat seit einiger Zeit so sehr überhand genommen, daß man nicht genug dawider eifern kann. Ehe noch die englischen Schriften in Deutschland so sehr bekannt waren, wollten viele deutsche Schriften immer das Ansehen haben, als wenn sie aus dem Französischen übersetzt wären, und jetzt haben die vielen Uebersetzungen aus dem Englischen, womit wir seither überschwemmt worden, einen ganz entgegengesetzten Geschmack, eingeführt. Das schlimmste da-

bey ist, daß wir mehr geneigt sind uns das Tadelhafte der Ausländischen Schriftsteller als ihre Schönheiten zu eigen zu machen.

Es ist Zeit, wieder auf unsern Schriftsteller zurück zu kommen. Er hat ausser dem angeführten Fehler annoch die tadelhafte Gewohnheit, alles ohne Unterscheid verblümt sagen zu wollen. Den gemeinsten Gedanken kleidet er öfters in einen Pomp ein, darunter man etwas Erhabenes vermuthen sollte. Er sagt z. B. S. 184 in der Note; "Hobbes spottete des Ta„ges über, über den Teufel, und brachte die Nächte „in grosser Angst zu.„ Dieses ist ein bekannter Vorwurf, dadurch man diesen misantropischen Weltweisen hat lächerlich zu machen gesucht. In dem Text hingegen erscheinet eben dieser Gedanke in einer so aufgeblasenen Gestalt, daß er das Spitzfündige verliehret, und kindisch wird. "Also verlacht beym Tage „ein Hobbes die Teufel, aber die Nacht, die erschreck„liche Nacht! Welche Schauer und Todesangst schaf„fen ihm da die höllischen Geister, die er nicht glau„bet, u. s. w.„

Von einem bekannten deutschen Schriftsteller, der zu seiner Zeit vielleicht ohne Verdienst, die Bewunderung Deutschlands auf sich gezogen, hernach aber seinen Ruhm überlebt hat, sagt unser Verfasser S. 264. "Von Stufe zu Stufe ward der Götze her-

„unter geschleppt. Wie ringt er gegen den Tod, und „schaut mit Sehnsucht nach der Höhe zurück, von „der man ihn riß, und kämpft und stämmet die Füsse „gegen den Rand des Abgrunds, wohin man ihn „zieht. Vergebens sucht er Zuflucht in den Schulen; „die Schulen speyen ihn aus, u. s. w.„ Wie eckelhaft, wie kindisch wird hier der kleine satyrische Einfall unter der Folter gedehnt, und über seine natürliche Gränzen hinaus gezerrt? Was mag das wohl heissen: aber noch schläft die tripolitanische Schöne? Antwort: Noch hat sich die Ranunkel nicht geöffnet. Dunkler sinnreich kann man nicht seyn!

Die Begierde zu mahlen und bilderreich zu reden, hat unsern Verfasser öfters verleitet Beywörter zusammen zu setzen, die kein Ganzes ausmachen, und sich zuweilen sogar widersprechen. Z. B S. 270. "Die steigende Höhe weinet Bäche, die, wie zit„ternde Thränen, irrend herunter beben.„ Welcher Unsinn! Alle Worte dieser Periode mahlen, aber jedes einen andern Gegenstand. S. 281. "Der Kreis„lauf der Dinge hatte die erhabenen Schultern „der Berge nöthig, ihnen die schiffenden Lasten von „Wassern zu vertrauen.„ Was für ein widersinnisches Bild der erhabenen Schultern, mit den schiffenden Lasten von Wassern.

Jedoch man wird kaum eine Seite finden, wo

nicht öfters die besten Bilder durch die Häufung der Beywörter entstellt und ihrer natürlichen Schönheit beraubt worden wären. Wir haben nur diejenigen anführen wollen, die uns ganz von ungefähr in die Augen gefallen sind.

Wir müssen unserm Verfasser indessen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wenn man von der wunderlichen gezierten Schreibart abstrahirt; so findet man in dieser Schrift öfters schöne Gemählde und Beschreibungen, nicht selten Betrachtungen, welche Funken von Genie verrathen, und sogar die Satire wäre dem Verfasser vielleicht gelungen, wenn er seine Gedanken so ausgedrückt hätte, wie er sie gedacht hat. Unter andern haben uns die Beschreibungen einer Aussicht an der Elbe, einer Feuersbrunst und eines bäurischen Leichenbegängnisses in dem Märzmonathe; die Beschreibung des Landguts eines Geizigen im April und die Beschreibung eines Gartens im Maymonath vorzüglich gefallen. Vielleicht sind noch einige Stellen darinn anzutreffen, die gelobt zu werden verdienen. Allein wir müssen es gestehen, daß es uns nicht möglich gewesen ist, die ganze Schrift in der Folge durchzulesen. Wir möchten gern einige schöne Stellen hier anführen; aber die gezierte Schreibart ist uns zuwider; es gehet uns wie einst Malherben mit seinem Prediger.

Wir wünschen, daß der Herr Verfasser mit diesen Schilderungen fortfahren möge. Seine Absicht ist eine der löblichsten, und er hat wirklich Talente, sich in dem Felde, welches er betreten, mit Vortheil zu zeigen. Wir wünschten aber auch, daß er das gezwungene stolzierende Wesen in seiner Schreibart verliesse, sich für der Schwulst und für der Begierde allenthalben zu glänzen, hüte, und zugleich seine Beschreibungen und Gemählde mit einiger Fiktion unterbreche, damit der Leser durch die Abwechselung auf eine angenehme Art unterhalten werde. Das Einerley mißfällt uns allenthalben, und wenn Thomson gleich Stoff genug in den Gegenständen der Natur gefunden hatte, in vier Gesängen die Leser nicht zu ermüden; so zweifeln wir doch, ob es unser Verfasser durch vier nicht schwache Bände hindurch, aushalten werde. Die Natur ist unerschöpflich an Schönheiten; es ist wahr: aber nicht derjenige, der sie beschreibet.

Die Herbstmonathe. *)

Wir haben in der That eine Freude erlebt, deren selten ein Kunstrichter zu geniessen das Glück hat. Der Verfasser der obbenannten Schilderungen, ein

*) Bibl. d. K. 5ten B. 1tes St. p. 104. u. f.

Mann, dem wir weder Genie, noch Beleſenheit, noch eine Kenntniß verſchiedener Dinge abgeſprochen haben, hat ſich diejenigen Anmerkungen, die wir über ſeine Frühlingsmonathe gemacht haben, gefallen laſſen, und ſich bemüht, in der gegenwärtigen Fortſetzung diejenigen Fehler zu vermeiden, die wir nach ſeinem eignen in der Vorrede geäuſſerten Urtheile mit Recht getadelt haben. Es betraf ſolches die von halben und ganzen Hexametern ſtrotzende poetiſche Proſe, in welcher er ſeine Schilderungen vortrug, die, mit ſo viel langweiligen Beywörtern beladen, ſchwer einher ſtolperte und faſt nicht ohne Angſtſchweiß konnte geleſen werden. Er mißbilliget jetzo dieſe Schreibart ſelbſt, und wir haben in dem Erfolg mit einem wahren Vergnügen geſehen, daß er ſie wirklich ſehr geändert hat; aber ſich auch ungleich leichter und angenehmer leſen läßt, als in den vorhergehenden Monathen.

Der Inhalt derſelben ſchränket ſich hauptſächlich auf Beſchreibung aus der Natur nach den Umſtänden der Jahreszeit, und auf phyſikaliſche und moraliſche Betrachtungen ein, worunter der Verfaſſer auch bisweilen kleine Erzählungen und Beobachtungen aus der Naturgeſchichte und Sittenlehre mit eingeſtreuet hat. So unmöglich es uns vorher war, unſern Leſern etwas daraus anzuführen, ſo gern thun wir es

jetzt, da er uns diese Pflicht nicht mehr so sauer gemacht hat.*) — — —

Unsere Leser werden zwar in mehrern Beschreibungen die allzugehäuften Beywörter und oft wiederkommenden hexametrischen Perioden nicht gänzlich vermissen. Doch müssen wir gestehen, daß dieses nur Stellenweise vorkommt, und daß der Autor nur zuweilen von der vorigen Gewohnheit hingerissen zu seyn scheint, daß er sich vergißt, aber auch wieder zu sich selbst kömmt. Wir hören deswegen seine moralische oder physikalische Sprache am liebsten, weil er darinnen meistentheils der Natur am gemäßesten redet und da am meisten gefällt, wo er am wenigsten gefallen denkt. Hier ist ein Beyspiel von der Ergebung in den göttlichen Willen. "Wenn die Natur Schwierigkeiten vorlegt, die dein Verstand nicht auflösen kann; so hüte dich, die Weisheit und Güte Gottes lieber in Zweifel zu ziehen, als deiner Einsicht zu mißtrauen. In allen Fällen des Lebens herrschet seine Weisheit. Ohne daß es Gott weiß, streuet die Natur nicht ein einziges Saamenkorn der Pflanzen aus, die du verachtest: ohne sein Wissen wallet das Weltmeer nicht auf, und verschlingt nicht mit Menschen bewohnte Inseln, und ohne sein Wissen zertritt der Fuß des Wanderers kein unsichtbares Insekt im Staube. Mehr bist du gewiß, obgleich auch ein Geschöpf sei-

*) Bibl. der Künste, 5ten B. 1tes St. p. 105.

ner Hände, als der Wurm, der ungeachtet zertreten wird. Du hast es gesehen, daß die ganze Natur die Fülle, und den Ueberfluß aus allen ihren Gebiethen endlich auf dich ergießt; die, für welche der Wurm ein Gegenstand ist, sollte dich vergessen, und einem blinden Zufalle Preis geben? Dich, dem sie eine Seele von himmlischer Abkunft gegeben hat, wenn das Thier bloß den körperlichen Instinkt zum Führer hat, der mit ihm gebohren wird, und stirbt? Ach! vertraue der Hand, die die Sterne in ihren Bahnen wälzet, den Lauf der Sonne gleich gütig, gegen alle Bewohner der Erde, zeichnete: die die ganze unendliche Kette der erschaffenen Dinge zusammen flochte, und in ihrer Vollständigkeit so lange erhalten wird, bis die Sonne dieser Welt verlöscht, die das Jahr in Frühling und Sommer, Herbst und Winter theilet: in dieser Zeit Vergnügen, in der andern Reichthümer von Nahrung austheilet: die deine Felder mit diesen tausendfältigen Früchten beladet; der Hand vertraue, und ergieb dich dem Willen desjenigen Wesens, dessen Allmacht die äussersten Gränzen des ganzen Alles umfasset. Dein eigenes Glück, und deine Beruhigung beruhet auf dir selbst. Deine Vorstellung machet dich glücklich, oder unglücklich. Betrachte die Absicht deines Daseyns, und lerne aus ihr den Begierden und Wünschen ihr Ziel setzen, deine Weisheit für Thor-

heit zu schätzen, und dich allein der höchsten Weisheit zu überlassen.„ — Doch wir wollen unsern Lesern, die ein Vergnügen an den Schilderungen der Natur und Sitten finden, das Vergnügen nicht rauben, das viele Gute und Schöne im Zusammenhange zu lesen, und sich für die Zeit, die sie darauf wenden, selbst wohl zu belohnen. Wir können aber nicht umhin, noch etliche kleine Anmerkungen über dasjenige, was uns noch zu verbessern scheint, mit unsrer gewöhnlichen Freymüthigkeit hinzuzuthun und zugleich den Tadel zu rechtfertigen, den wir schon bey der Beurtheilung der ersten Monathe geäussert haben. Der Herr Verfasser ist ausnehmend in die Metapher verliebt und versäumt nicht leicht ein. Gelegenheit, wo er sich derselben bedienen kann. Wir loben dieses, zumal wo der Dichter mahlen, und die leblosen Dinge beseelen will, ob wir gleich auch darinnen des Quintilians Meynung sind: Vt modicus atque opportunus metaphorae vsus illustrat orationem: ita frequens & obscurat & taedio implet: Aber dieses wünschten wir wohl, daß der Herr Verfasser bey dem Gebrauche derselben die Regel mehr beobachtete, die alle Kunstrichter davon geben, daß man nicht aus einer Metapher in die andere fallen, und allezeit solche Beywörter und Prädikate wählen soll, die sich zum Subjekte der angenommenen Metapher schicken. Wir wundern

uns um ſo viel mehr, daß darinnen der Verfaſſer oft fehlet, da er in den griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern wohl bewandert iſt, und keine in dem Gebrauche derſelben ſtrenger ſind, als eben dieſelbe: denn es iſt die Regel der Natur und der geſunden Vernunft. Es iſt wahr, einem Dichter kann man bisweilen noch eher einen ſolchen Uebergang verzeihen, weil er von der Hitze des Genies hingeriſſen wird; doch muß noch ein Schein der Vergleichung übrig bleiben, ſonſt iſt es allezeit fehlerhaft. Wenn alſo Catull ſagt: tenuis ſub artus *flamma dimanat*; ſo drückt dieſes noch die Geſchwindigkeit des Feuers aus, von der die Lateiner das Wort fluere faſt im eigentlichen Verſtande gebrauchen: im Deutſchen würde es fehlerhaft ſeyn, weil wir das Wort flieſſen nicht in dem Verſtande ſagen, ſondern wir ſagen, es läuft. Aber wer z. E. ſolche Metaphern entſchuldigen können: p. 11 blaue Zügel mit krauſem Haare, p. 17 mit der Schar den ſtarken Rücken der Felder zerreiſſen und die Erde zu zähmen, p. 18 für wen empfieng dein natürlicher Acker in ſeinen braunen Wunden den mannichfaltigen Saamen, p. 19 das Band der Nationen wird aufgehoben, p. 20 aber Zwietracht frißt ihre eignen Kräfte, p. 29. Unmitgetheiltes Vergnügen erſtirbt in ſeiner Geburt in

der Bruſt, die ſich nicht gegen einen Freund eröffnen, und gleichſam von ihm den Wiederſchein ſeiner eignen Freuden zurück empfangen kann, p. 31. Am Fuß einer Kette von Hügeln in der vertieften Aue, p. 40. Wie viele Millionen von Gliedern folgen in einer richtigen Leiter von dem niedrigen Moſe bis zur hohen Eiche, p. 46. Von einer Leiter zur andern im Denken fortgehn, p. 53. Das wunderbare Gewebe der Gefäſſe, p. 54. Wer hieß jene Wälder aufwachſen, die den Rücken jener Kette von Bergen mit verſchiednem Grün bedecken? ebend. Wenn vor dem kältern Herbſte das Blut der Pflanzen in ihren Adern zu erſtarren beginnet, und der Hauch der Nordwinde den Schmuck von den Gipfeln der Bäume ſchütteln will, p. 60. Schwierigkeiten wetzen den Verſtand, p. 85. Dort laß mich an jenem Ufer der ſchiffreichen Elbe die krauſe Kette von Hügeln ſehen, p. 69. Die blaſſen Schiffer ſahen verzweifelnd in die aufgerührte Waſſerwüſten, p. 89. Früchte geißeln die Steine des Hagels zu Boden, p. 113. Rauſchend freſſen die glänzenden Rinder um ſich her und beſcheren den grünen Rücken

des Stoppelfeldes. Die aufsteigenden hellen Wände der Hügel, die ihre sandige Rücken dem Auge entgegen kehren, senden die Blicke nicht geblendet zurück, und die heißen Sonnenstrahlen tanzen und zittern nicht mehr auf der Fläche der Sandfelder. — Doch wir wollen das Register von solchen Redensarten nicht häufen, wo wir glauben, daß entweder die Metapher übel angebracht, übel fortgesetzt, oder eine gewisse Schwerfälligkeit und Dunkelheit verursachet. Wenn man einmal eine Metapher angefangen hat, warum bleibt man nicht bey derselbigen und führet sie fort? So macht es Homer, Virgil, Plato, Xenophon und Cicero, und alle gute Schriftsteller, die bestimmt und richtig schreiben. Sie streuen nicht Saamen in Wunden, geben einer Kette einen Rücken, oder kräuseln sie auf, oder machen aus Steinen Geißeln, oder Füsse, und theilen einer richtigen Leiter Glieder mit. Longin tadelt mit dem Hermogenes von Ideen, I. 6. den Gorgias, der von den Geyern gesagt hatte, sie wären lebendige Gräber; weil sich dieses nicht zusammen vertrüge; unsere deutschen Witzlinge vereinigen wohl noch andere Dinge zusammen, und am allermeisten diejenigen, die sich bemühen recht zierlich und bilderreich zu seyn. Der Verfasser sucht sich wegen des Gedan-

ken von der Sanduhr, daß sie Augen und Ohren eröffnet, den wir das letzte mal getadelt, in der Vorrede dadurch zu schützen, daß er es von der Zeit wolle verstanden wissen; aber wer kann diesen Satz: die Zeit wird diese Augen verschliessen und diese Ohren verstopfen, wenn eure Sanduhr verlaufen, die sie auf eine Zeitlang eröffnet: wohl anders als wir annehmen? Es ist natürlich, daß man das relativum die so verstehet, welche Uhr sie, d. i. eure Ohren auf eine Zeit lang eröffnet: es ist dieses keine Verdrehung, die wir aus diesem Ausdrucke erzwungen, sondern der Natur der Sprache gemäß. Wenn wir sagen: die Mode in hexametrischer Prose zu schreiben wird endlich auch aufhören, wenn sie die Kritik beleuchtet, die bisher geherrschet hat; wer wird das Herrschen nicht von der Kritik verstehen, obgleich die Mode darunter gemeynt ist? — Doch genug über ein Wort gestritten! Noch eine zwote Erinnerung müssen wir hinzufügen, dieses ist die allzugroße Einförmigkeit der metaphorischen Beywörter und Benennungen: diese verursacht wirklich einen Eckel, und wir wünschten, daß der Autor bey einer anderweitigen Ausgabe für mehr Abwechselung sorgete: er hat Lieblingswörter, die auf allen Seiten, zumal in dem ersten Monathe, wiederkommen, der Sturm zergeißelt, die Winde zergeißeln, der

Regen

Regen zergeißelt, die Steine zergeißeln, die Städter geißeln die Stunden fort ꝛc. Wir sehen auf den zerflügten Feldern nichts als Wunden, da sind krause Wälder, krause Hügel, krause Büsche, krause Spuren, krause gezeichnete Flächen, die Sichel schieret beständig, die Felder sind geschoren und die Weiden geschoren, auch die Ziegen bescheren die Hügel, und die Rinder die Stoppelfelder; wie oft sieht er nicht glänzende Rinder, die Wolken bleiben ihm ewig ein Vorhang, und der Himmel das hohe oder blaue Gewölbe, alles ist bey ihm durch Ketten verbunden; die reifen Aehren sind ihm nichts, als gülone Aehren, gülone Lasten, gülone Saaten, gülone Berge ꝛc. Einem Mann von seinem Genie kann es an Reichthum von mahlerischen und bilderreichen Beywörtern nie fehlen: denn er wird uns Recht geben, daß einerley Gegenstand, von verschiednen Seiten genahlt, weit besser gefällt, als ein vielfacher Abdruck von einer Platte.

Dritens wünschten wir hin und wieder mehr Bestimmtes im Ausdrucke, weil man oft nicht weiß, welches das Subjekt oder Prädikat ist. Wir wollen nur ein paar Proben davon anführen, die uns in die Augen fallen. S. 59 heißt es: Die unfruchtbaren Blätter der Dorngebüsche, welche die Ziegen an steilen Felsen bescheren, ergiessen durch ihre

hangenden Eyter (ein unangenehmes Wort!) kühle Ströme in deine Gefäße; bescheren die unfruchtbaren Blätter die Ziegen oder diese jene? S. 89. Früchte geißeln die Steine des Hagels zu Boden.

Endlich wird dasjenige oft wiederholet, was vorher schon gesagt worden, und die Gedanken bis zum Eckel ausgedehnet. Wir haben dieses hauptsächlich in seinen moralischen und physikalischen Betrachtungen gefunden; nur ein paar aus einem einzigen Monat und in wenig Blättern auf einander! S. 20 und 21 wird die Hülflosigkeit des Menschen bey seiner Geburt weitläuftig erwähnet, S. 34 wird es mit einer kleinen Veränderung wiederholet, S. 23 heißt es von der Verbindung der Menschen zur Eintracht: "Mit zehnfachen Fesseln hat die gütige Vorsehung, so wie sie die ganze Kette der Schöpfung in einander flochte, jedes Geschöpf an sein verwandtes Geschöpf gefesselt, und für jedweden Menschen alle andere Nebenmenschen gefesselt, und für jedweden Menschen alle Nebenmenschen erschaffen. S. 28. Dieses sind die Ketten, womit die Weisheit die verschiedenen Gemüther der Menschen zur Vereinigung zwingt, und alle Glieder der Erde zu einer Gesellschaft verbinden wollte, wenn es noch nicht genug war, daß sie den Seelen selbst den Saamen der Menschenliebe und Freundschaft eingepflanzet hatte. S. 41 und 46 kommen

Fast einerley Anmerkungen über die Mannichfaltigkeit der Natur in den verschiedenen Abänderungen der Pflanzen vor. Wir wollen nichts von der Wiederholung einzelner Gedanken sagen. So sagt er z. E. S. 32 fast in einem Perioden: "Freundschaft sammlet, wie ein Spiegel, alle Strahlen der Freude, und bricht sie auf das Herz der Freunde zurück;„ und gleich darauf: "ein Ausruf der Entzückung erweckt den andern wie die Stimme das Echo. Das Lächeln eines Antlitzes ist der Wiederschein des Lächelns eines andern, so wie die stille Wasserebne den güldnen Glanz der Morgenröthe zurücke giebt. S. 49. Noch sind unter den Buchenhaynen die Hügel nicht hinweg gesunken, und noch ist die Erde die Mutter und Ernährerinn so vieler Gewächse nicht unfruchtbarer. S. 51. Hohe Wälder sinken von den Rücken der Hügel, und der Hügel verliehrt sich nicht ꝛc.„ Es ist freylich sehr schwer, zwölf Monate auszufüllen, und immer etwas neues und für den Leser unterhaltendes zu finden: wir haben ihm dannenher schon zu Anfange gerathen, seine Beschreibungen und Gemählde durch kleine Erdichtungen zu erhalten. Wir finden auch in diesen Monaten etliche Erzählungen, in dem September die Geschichte des Euphronius und der Amelie nach dem Thomson, und den Alceſt, eine Erzählung; den Tempel der Natur, im Oktober; den

Tod Amintors und der Selima, und die gerechtfertigte Vorsehung in der Geschichte des Arist, im November. Sie scheinen uns aber zuweilen zu sehr aus einander gezerrt, und oft mit weitläuftigen Nebenbeschreibungen beladen. Vielleicht hätte der Verfasser noch mehr Abwechselungen finden können, wenn er bisweilen unter seine oft langen und ermüdenden moralischen Betrachtungen kleine Anekdoten aus der alten und neuern Geschichte, die für den Dichter und Redner eine so reiche Quelle von anmuthigen und lehrreichen Dingen ist, auf die Art gemischt hätte, wie er es mit physikalischen gemacht hat. Doch wir sind vielleicht zu begehrlich, und verlangen immer desto mehr, je mehr man uns giebt.

VI.

Ueber Thomsons Sophonisba,

übersetzt von J. H. Schlegel. *)

Thomson, der durch seine Jahrszeiten in Deutschland so berühmt ist, hat diesem Trauerspiele eine Vorrede vorgesetzt, aus der man sieht, daß dieses sein erster Versuch auf der Schaubühne gewesen ist, und Herr Schlegel kann sich hierbey nicht des Ausrufs enthalten: "was für ein Genie, dessen erster Versuch

*) Bibl. der Künste, 5ten B. 1tes St. p. 117.

dieses ist! Thomson hat in diesem Stücke gezeiget, daß gewisse Dichter in England der dramatischen Poesie so genau zu folgen wissen, als es jemals in Frankreich geschehen ist, daß sie, und das Unregelmäßige und Gewirre von Zufällen eben so gut vermeiden können, wenn sie nur wollen.„ Wir finden an diesem Stücke dieses besonders schön, daß der Verfasser, wie man es hauptsächlich an dem Corneille rühmt, jeder Person allezeit die ihrem Karakter gemäße Sprache zu geben weiß, und der Herr Sekretär giebt durch die angehängten historischen Abhandlungen jedem jungen tragischen Dichter eine Lehre, wie er diejenigen Karaktere, die er bearbeiten will, vorher wohl ausstudiren soll. Man darf nur des Herrn Schlegels Vorrede lesen, um einen guten Begriff von der Uebersetzung zu bekommen: man wird sich gleich von dem großen Fleiße, den er darauf gewandt, nichts anders, als etwas vollkommenes versprechen können, und wenn auch schon der Schlegelische Name, der unter den deutschen Musen schon so rühmlich bekannt ist, ein gutes Vorurtheil für ihn seyn sollte.

Er hat zweyerley Ausgaben von Thomsons Trauerspiele zusammen gehalten und von den Veränderungen und Verbesserungen, die er in den letztern gemacht, durch Anmerkungen den Leser unterrichtet: denn auch eine Zeile, die ein Thomson weggeworfen,

ist oft schöner, als ganze Bände von Alltagspoeten: sie sind zugleich ein Beyspiel, wie strenge große Dichter gegen sich selbst sind, und wie man mit seinen eignen Arbeiten verfahren müsse, wenn sie die Probe der Kritik aushalten sollen. Man wird oft zweifelhaft, ob nicht die verworfene Lesart die verbesserte übertrifft: Herr Schlegel giebt in der Vorrede davon etliche Proben, doch der Leser hat bey ihm die Wahl, weil er ihm beyde zu lesen giebt. Er giebt endlich in der Vorrede von der Versart, deren er sich in der Uebersetzung bedienet, Rechenschaft, und wir sind sehr zufrieden, daß er sich an ein gewisses Sylbenmaas gebunden und sie uns nicht in einer poetischen Prose zu lesen gegeben, weil wir gefunden, wie nachtheilig diese Arten von Uebersetzungen bisher unserer Sprache gewesen. Man hat schon vor ein paar Jahren eine dergleichen Uebersetzung von Thomsons sämmtlichen tragischen Werken erhalten; sie ist aber so wörtlich, und dadurch oft so fremde für ein deutsches Ohr, daß sie sich hin und wieder nicht ohne Eckel lesen läßt, zu geschweigen, daß auch Sprachfehler darinnen vorkommen, wie wir aus mehr, als aus einem Beyspiele zeigen könnten, wenn es hier der Ort wäre.

Herr Sekr. Schlegel hat sich nach der Art fast aller englischen großen Gedichte der fünffüßigen Verse bedienet, die er bald zehn- bald eilfsylbig machet, nach

Beschaffenheit der Endwörter, oder wie es zu sprechen eingeführt ist, bald männ- bald weiblicher, Verse. "Reime, spricht er, wird man vermuthlich von einer übersetzten Tragödie nicht fordern. Das höchste, das man einem Uebersetzer zuzumuthen pflegt, ist, daß er sich eben den Zwang, so viel als seine Sprache leidet, anthue, als der Urheber, und in Thomsons Sophonisba sind. — Ich habe es für das bequemste gehalten, dem englischen Sylbenmaaße mit allen seinen Regeln und Freyheiten zu folgen.

Es hat diese Versart in neuern Zeiten beydes in der französischen und deutschen Sprache große Nachahmer gefunden. Die Italiäner haben sich, wiewohl mit einigem Unterschiede, ihrer auch vorlängst und häufig bedient, und die so beliebten Hendekasyllaben der alten Römer stimmen, zwar nicht in Ansehung der Abmessung, aber doch in Ansehung der Anzahl der Sylben und des Fortlaufens der Zeilen damit überein."

Wir sind vollkommen seiner Meynung und glauben, daß, wenn man in ungereimten Versen schreiben will, diese Versart einen Vorzug vor den sonst bey Tragödien gebräuchlichen sechsfüßigen jambischen oder sogenannten alexandrinischen habe. Herr Schlegel giebt diesen Vorzug selbst an: vors erste hat man die Freyheit mit dem Abschnitte abzuwechseln,

welches so wohl bey Endigung des dritten Fußes, als bey Endigung des andern geschehen kann: vors zweyte vermißt man bey ihnen den Reim fast ganz und gar nicht, den in alexandrinischen die Gewohnheit fast nothwendig gemacht hat.

Die Leser werden von uns keinen Auszug von diesem Trauerspiele erwarten. Wer die Geschichte davon weiß, wird auch ziemlich die ganze Anlage davon wissen, denn die große Einfachheit dieses Stücks ist eins von seinen größten Verdiensten, und man muß das Genie bewundern, das ohne alle Episoden fünf Aufzüge mit gleichem Feuer auszufüllen gewußt, welches selbst der große Corneille nicht gewaget. Unsere Absicht ist hier bloß die Uebersetzung anzupreisen und den Lesern eine Probe davon vorzulegen. *)

Die Erfindung des ganzen Plans von der englischen Sophonisba, an der wir mit ihm die edle Einfalt bewundert haben, gehört dem Trißino; und Stellenweise hat Thomson selbst seine Sprache geborgt. **)

Aber nicht einmal Trißino ist der erste gewesen, der dieses vortreffliche Sujet in Italien auf das Theater gebracht hat: schon vor ihm schrieb Galeotto Marcheſe von Caretto ein Trauerspiel unter diesem Titel, das er 1502 der Isabelle Marcheſin von Man-

*) **) Bibl. der Künste, 1ten B. 1tes St. p. 120. u. f. 130.

tua zueignete: aber er entfernte ſich noch zu ſehr von ſeinen großen Vorgängern den Alten in der Tragödie, als daß man ihm einen Platz unter den guten tragiſchen Schriftſtellern einräumen wollen.

Auf das franzöſiſche Theater iſt ſie zuerſt vom Mont-Chretien, einem nicht unbekannten alten franzöſiſchen Dichter, gebracht worden. Der zweyte iſt Mairet, deſſen Sophonisba dreyßig Jahr älter iſt, als Corneille ſeine: wir überlaſſen es dem Leſer, den Plan von dieſer und die Vergleichung mit Thomſons ſeiner bey Herrn Schlegeln nachzuleſen, oder ſie ſelbſt anzuſtellen.

Unter den Deutſchen hat ſich Lohenſtein daran gewaget. "Es würde überflüßig ſeyn, ſagt Herr Schlegel, ſich in eine Beurtheilung von Lohenſteins Fehlern wider die Regeln des Theaters einzulaſſen, und viel Aufhebens darüber zu machen, daß ſich z. E. der Schauplatz in jeder Abhandlung nach Gelegenheit etlichemal verändert, daß die Anzahl der ſpielenden Perſonen, eine gute Menge ſtumme und ein Geſpenſt ungerechnet, ſich auf 20 erſtreckt, daß in den ſo genannten Reyen oder Zwiſchenſpielen bald von Sophonisben und bald von Kaiſer Leopold und ſeiner Gemahlin gehandelt wird. Die Kritik muß entweder die gegenwärtige Beſſerung zum Endzweck haben, oder der Schädlichkeit eines verführeriſchen Beyſpiels vorzubauen ſuchen.

Es hat dieſer Poet fährt er fort, dem es gewißlich an einer Art von Fleiße nicht gefehlt, einen großen Reichthum von Anmerkungen ſeinen Tragödien beydrucken laſſen. Wenn man durch dieſelben von ſeiner weitläuftigen Beleſenheit in den ſchönen Schriften der Alten überzeugt wird; ſo muß man erſtaunen, daß eben derjenige, der ſie ſo viel geleſen, ſich es ſo wenig hat einfallen laſſen, ſie nachzuahmen. Und wenn er doch nur den **Livius** mit Empfindung geleſen hätte, wie weit anders würde ſeine **Sophonisbe** ſeyn! Aber anſtatt einer livianiſchen **Sophonisbe** ſieht man hier die wollüſtigſte und die grauſamſte, die albernſte, ja die niedrigſte Perſon aus dem menſchlichen Geſchlechte, oder vielmehr ein ſolches Gemiſch von Thorheiten und Laſtern, dergleichen niemals in einem menſchlichen Herzen geweſen ſeyn kann, und doch wird unaufhörlich mit ihrem

felſenharten Herz, das des Gelückes Schläge
Kaum als ein Ambos fühlt, geprahlt.„

Man kann in der That nichts abgeſchmackters und lächerlichers leſen, als dieſe **Sophonisbe**, und es bleibt ein Paradoxon des menſchlichen Verſtandes, wovon wir noch täglich Proben ſehen, daß man die trefflichſten Sachen leſen und das elendeſte Zeug ſchreiben kann. "Ein Lohenſtein, ſagt Hr. **Schlegel**, lieſt die Regeln des **Ariſtoteles** und die Karaktere des **Livius**, er betrachtet die Beyſpiele des **Sophokles**, er hat **Corneillen** zum Zeitgenoſſen, und folgt keinem von ihnen.„

VII.

Ueber die

sogenannte Agrippine, unter den Alterthümern zu Dresden. *)

Eine weibliche sitzende Figur, über Natur Größe, das Haupt gestützet auf die rechte Hand, wird unter den Alterthümern zu Dresden für eines der schönsten und vollkommensten Werke gehalten, und hat, von langer Zeit, den Namen einer Agrippine geführt.

Winkelmann selbst ließ ihr diesen Namen; und sagte: "daß ihr schönes Gesicht eine Seele zeige, die „in tiefe Betrachtungen versenkt, und vor Sorge und „Kummer gegen alle äußere Empfindungen fühllos „scheine. Man könnte muthmaßen, setzte er hinzu, „der Künstler habe die Heldin in dem betrübten Au„genblicke vorstellen wollen, da ihr die Verweisung „nach der Insel Pandataria war angekündiget wor„den. „

Woran aber dann und wann ein Kenner nur gezweifelt, das hat vor kurzem Hr. Casanova (in sei-

*) Braunschw. Zeitung, von 1771. No. 58.

ner Abhandlung über verschiedne Denkmähler der Dresdner Antikensammlung) ausdrücklich bestritten; nicht ohne Verwunderung über Winkelmannen. "Auch Winkelmann, sagt er, legt dieser Statue „den Namen einer Agrippine bey: denn auch er ist „bisweilen von der Seuche der Antiquaren befallen „worden, welche die Kenntniß der Künste aus der „blossen Lektüre besitzen, und deren Auge eben nicht „der feinste Sinn ihres Körpers ist. „

Ohnstreitig wird ein Gelehrter, ohne ein feines Auge, aus blossen Büchern, in Dingen dieser Art, oft sehr falsch urtheilen. Aber ist denn das feine Auge ganz untrüglich? Und sollte es nicht möglich seyn, daß ein Mann, der sich das allerfeinste Auge zutraue, ohne Zuziehung schriftlicher Nachrichten, nicht eben so falsche Urtheile fällen könnte?

Hr. Casanova sagt: "die Statue kan keine „Agrippine seyn, weil der Kopf keinem andern „Kopfe der Agrippine, weder auf Münzen, noch „an der berühmten Statue der sitzenden Agrippine „in Rom, gleichet. „

Ich will jetzt nicht untersuchen, ob Winkelmann nicht eine ganz andere Agrippine in Gedanken gehabt, als von der ihn Hr. Casanova verstehet. Sondern was ich eigentlich hier anmerken will, betrifft beyde; Winkelmannen sowohl als den Hrn. Casanova.

Winkelmann sagte, es sey eine Agrippine; denn ihr Kopf habe viel Aehnlichkeit mit dem Kopfe einer stehenden Agrippine in dem Vorsaale der Bibliothek zu St. Markus in Venedig.

Hr. Casanova sagt, es sey keine Agrippine; denn ihr Kopf gleiche keinem andern Kopfe der Agrippine.

Winkelmann sagte, ihr schönes Gesicht zeuge von Sorgen und Kummer.

Hr. Casanova sagt, sie sitze mehr in einer nachdenkenden tiefsinnigen, als traurigen Stellung; und ihr Gesicht sey das schönste Ideal.

Aber was reden sie denn beyde uns so viel von dem Kopfe und von dem Gesichte vor? Wußte denn Winkelmann nicht, und weiß es Herr Casanova selbst nicht, daß aus diesem Kopfe nichts zu schließen ist?

Dieser Kopf ist neu; dieser Kopf gehöret, wie noch manches andere, zu den Ergänzungen dieser dem ohngeachtet vortrefflichen Statue.

Sollte es möglich seyn, daß man dieses in Dresden nie gewußt hätte? Und doch scheinet es fast. Denn nur bloß vergessen können weder die Gelehrten noch die Künstler daselbst einen Umstand haben, auf den, bey allen Vermuthungen, was die Statue vorstellen soll, es einzig und allein ankömmt.

Indeß habe ich weder dieſen noch jenen nöthig, meine Behauptung weitläuftig zu erweiſen. Herr Caſanova und die Künſtler haben das Werk ſelbſt vor ſich, das ſie nach ihrer Kenntniß des Alten und Neuen nur etwas genauer prüfen dürfen. Die Gelehrten aber werden mir leicht auf die Spur kommen, und es bald heraus haben, worauf ich mich gründe. Denn wahrlich verlohnt es ſich kaum der Mühe, daß ich es ihnen ſage: ob es ſich ſchon ſehr der Mühe verlohnet, die Sache ſelbſt wieder allgemein bekannt zu machen.

VIII.

Brief an Gleim,
über dessen Volkslieder. *)

Liebster Freund!

Sie haben mir mit Ihren Liedern für das Volk eine wahre und große Freude gemacht. — Man hat oft gesagt; wie gut und nothwendig es sey, daß sich der Dichter zu dem Volke herablasse. Auch hat es hie und da ein Dichter zu thun versucht. Aber noch keinem ist es eingefallen, es auf die Art zu thun, wie Sie es gethan haben; und doch denk ich, daß diese ihre Art die vorzüglichste, wo nicht die einzig wahre ist.

Sich zum Volke herablassen, hat man geglaubt, heisse, gewisse Wahrheiten (und meistens — Wahrheiten der Religion) so leicht und faßlich vortragen, daß sie der Blödsinnigste aus dem Volke verstehe. Diese Herablassung also, hat man lediglich auf den Verstand gezogen, und darüber an keine weitere Herablassung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuschenden Versetzung in die mancherley Umstände

*) Halberstadt, 1772.

des Volkes beſtehet. Gleichwohl iſt dieſe letztere Herablaſſung von der Beſchaffenheit, daß jene erſtere, ohne dieſe letztere, nichts als ein ſchaales Gewäſche iſt, dem alle individuelle Applikation fehlet. Ihre Vorgänger, mein Freund! haben das Volk blos und allein für den ſchwachdenkendſten Theil des Geſchlechts genommen, und daher für das vornehme, und für das gemeine Volk geſungen. Sie nur haben das Volk eigentlich verſtanden, und den mit ſeinem Körper thätigen Theil im Auge gehabt, dem es nicht ſo wohl am Verſtande als an der Gelegenheit fehlt ihn zu zeigen. Unter dieſes Volk haben Sie ſich gewagt; nicht um es durch gewinnſtloſe Betrachtungen von ſeiner Arbeit abzuziehen, ſondern um es zu ſeiner Arbeit zu ermuntern, und ſeine Arbeit zur Quelle ihm angemeſſener Begriffe, und zugleich zur Quelle ſeines Vergnügens zu machen. Beſonders athmen, in Anſehung des letztern, die meiſten von dieſen ihren Liedern das, was den alten Weiſen ein ſo wünſchenswerthes, ehrenvolles Ding war, und was täglich mehr und mehr ſich aus der Welt zu verlieren ſcheinet. Ich meyne jene fröhliche Armuth, (læta paupertas) die dem Epikur und dem Seneka ſo ſehr gefiel, und bey der es wenig darauf ankommt, ob ſie erzwungen oder freywillig iſt, wenn ſie nur fröhlich iſt, ꝛc.

Namen-

Namenregiſter

über den 1ten u. 2ten Th. der Leßingſchen Analekten.

(Die römiſche Zahl weiſt den Theil, jene andre die Seiten.)

Abraham, (Pater) II. 560.
Addiſon, I. 137. 208. II. 190. 217. 231. 242. 245. 303.
Adelmann, II. 131-139. 152-157.
Aelian, I. 482. II. 73. 82.
Aeſchylus, I. 8.
Aeſopus, I. 153. 464. II. 71. 73.
Agrikola, II. 384.
Agueßau, (d') I. 349.
Akenſide, II. 193. 237.
Alcäus, II. 207. 208.
Alcibiades, I. 179.
Alciphron, I. 153.
Algerus, II. 139.
Ameloveen, I. 481.
Alſted, I. 221.
Aminta, II. 222.
Anakreon, I. 166. II. 98.
Anaxagoras, I. 328. 481.
Anderſon, II. 381.
Angelo, (Michael) II. 218.
Antonius Liberalis, II. 73.
Aphthonius, I. 461.
Apicius, I. 164.
Apollonius, I. 480.
Apuleius, I. 472.
Archimedes, I. 480.
Arioſt, II. 93. 218.
Ariſtophanes, I. 8. 41. II. 305.
Ariſtoteles, I. 134. 143. 179. 458. f. 479. 486. II. 193. 220.
Arletius, II. 402-409.
Arnold, II. 142.
Arthur Ironſide, II. 25. 385.
Auguſt, (Herzog) II. 160.
Auguſtinus, II. 408.
Auguſtus, II. 205.
Aurifaber, II. 142.
Axel, (Hermann) II. 70-88.
Azevedo, (Antonio de) I. 9.

Bacc, I. 181. 328-330. 477. II. 200. 282. 533.
Banks, (John) II. 299.
Baron, I. 72-107.
Baſedow, I. 350. II. 4-69.

Basnage, II. 164.
Batteux, I. 455. 465.
Bayer, (Th. S.) I. 470.
Beaumont, I. 208. 350. II. 279. 281.
Behn, (Aphra.) II. 297.
Berachia Ben-Natronai Hanakdan, I. 231-240.
Berengarius Turonensis, II. 131-168. 475.
Bergmann, (T. G.) I. 155-161.
Berni, II. 223.
Beßer, I. 278.
Betterton, (Th.) II. 299.
Beverland, I. 471.
Biberia, II. 95.
Bibiena, (Bern. da) I. 18.
Boccaz, II. 96.
Bodmer, I. 178. II. 88.
Böhdiker, I. 446.
Boethius, II. 115.
Boileau, II. 171-233.
Bolingbroke, I. 155-165.
Bos, (du) I. 18. 93. II. 194. 199.
Boßu, II. 220. 232.
Boßuet, I. 190. II. 24.
Bourdalone, I. 190-192.
Boyle, (Roger II. 297.
Bracciolini, (F.) II. 223.
Bradley, I. 322. II. 107.
Brayer (mer) I. 485.
Breitinger, I. 455.
Brewer, (Anth.) II. 290.
Brocke, I. 133. II. 124.
Browns, II. 82.
Brüiere, (la) II. 173.
Brümoy, II. 193. 220.
Buckingh. II. 193. 235. 298.
Bünau, I. 387.
Burg, I. 110.
Burkhard, II. 157.
Burnets, I 326.
Buttler, I. 350. II. 225.
Bynkershoeck, I. 471.

Calov, II. 490.
Callimachus, II. 232.
Camden, II. 285.
Canitz, I. 278.
Canut, II. 290.
Capella, I. 472. u. f.
Carracois, (A.) II. 194.
Carlstadt, II. 141.
Carrew, I. 267.
Cartes, I. 327-330. 477.
Cartwright, (W.) II. 289.
Caryl, II. 226.
Casanova, II. 633.
Cato, I. 338.
Catull, I. 281. 284. II. 637.
Cave, II. 164.
Cavendisch, (W.) II. 292.
Cellotius, II. 165.
Celsus, II. 474.

Ceva, II. 76.
Chapmann, (Georg) II. 282.
Chauſſee, (de la) I. 40. 41. 54. 58.
Chiffletius, (P. Fr.) II 145.
Chryſoſtamus, II. 6. 24.
Cibber, I. 9.
Cicero, I. 12. 193-195. II. 25. 26. 217. 559. 628. 639.
Clairaut, II. 123.
Clerikus, II. 147.
Coccajo Merlino, II. 223.
Cockburn, (Kath.) II. 304.
Colerus, (Chriſt.) II. 403.
Congreve, I. 9. II. 176. 303.
Conring, II. 160.
Coopers-Hill, II. 183.
Corneille, I. 17. 134. 136. 138. 143. 209-210. II. 199. 297. 645. 648.
Coſin, (Joh.) I. 143.
Cotton, II. 301.
Cowley, I. 242. II. 176. 206.
Cramer, I. 166. 191. 345. 376. II. 3-69.
Crescembini, II. 222-225.
Cromwell, (Oliver) II. 291.
Crown, (John) II. 298.
Cuper, (Gisbert) I. 471. 480. 481.

Dach, I. 274.
Daniel, (Sam.) II. 284.
Dante, II. 90. 93. 218. 240.
Davenant, II. 287. 288. 293.
Day, (John) I. 293.
Decker, (Th.) II. 284. 287.
Demetrius Phaler. II. 251.
Demoſthenes, I. 193. 194. II. 26.
Dennis, II. 301.
Deoduinus, II. 139.
Derham, II. 176.
Deſtouches, I. 18. 30. 54.
Dionyſius, I. 284. II. 452-455.
Diderot, I. 142-144. 486. 490. II. 11.
Doderlin, II. 572.
Dodsley, II. 193. 260-296.
Domenichino, II. 194.
Donne, II. 173. 176.
Dryden, I. 9. 18. II. 176. 186-188. 197. 199. 242. 273. 295. 296. 300.
Durand, II. 144-149.
Duſch, I. 310-343. II. 183. 209. 621.
Dyck, (van) I. 342.

Ebert, I. 299. 349. II. 393.
Edelmann, II. 116.
Eduard, (Martyrer) II. 262.
Eduard, (Bekenner) II. 262.
Eduard III. II. 261. 262.
Edwards, (Richard) II. 275. 276.
Eliſabeth, II. 267-287.
Epikurus, I. 328.
Etherege, (Georg) II. 298.
Euclides, I. 150. 506.
Eugen, II. 85.
Euripides, I. 8. 138. 423. II. 193. 216.
Euridice, II. 190.

Fabricius, (J. A.) I. 471. 481. II. 139.
Fabricius, (Fr.) II. 51. 52.
Farobosco, II. 224.
Farquhar, (Georg) II. 299.
Fechtius, II. 143.
Fenelon, II. 220. 628.
Fenton, (El.) II. 304. 851.
Fentoni, II. 176.
Fermor, (Arabella) II. 326.
Fielding, II. 306.
Fiſchart, (Joh.) I. 219.
Flacius, II. 136. 139. 142. 145.
Flatmann, II. 197.
Fleeknon, II. 305.

Fletcher, I. 208. II 279-289.
Flemming, I. 274. II. 405.
Folmarus, II. 158.
Fontaine, (la) I. 464. II. 607.
Fontenelle, I. 464. II. 173.
Forbeſius, II. 143.
Ford, II. 285. 287.
Fowles, (John) II. 297.
Franklin, II. 515.
Friedrich II. II. 224.
Friſch, I. 198. 289. 292. 446.
Fronto, II. 474.
Frowde, (Philipp) II. 306.

Galeotto Marcheſe von Caretto, II. 648.
Galiläus, I. 477.
Garrick, I. 128.
Garth, II. 226.
Gaſſendi, I. 328. 477.
Gay, I 153. 154. 161.
Gedauer, I. 388.
Geleardus, II. 136.
Gellert, I. 51-58. II. 67. 68. 87. 590. 607.
Geßner, I. 166. 199. 471.
Gilbertus, I. 477.
Gildon, II. 301.
Girolano Amel. II. 224.
Gleim, I. 166. II. 619. 637.
Glover, I. 294. II. 125.
Goff, (Thom.) II. 288.
Gongora, (L. de) II. 223.
Gonſalez, (Fr. de Büſos) I. 9.
Göze, II. 465-490. 522. 523. 535. 544. 556. u. f.
Gottſched, I. 13. 16. 143. 204-207. 216. 231. 232. 274. 307. 428. 441-453. II. 63. 109. 123-126.
Grävius, I. 471.
Gramm, I. 471.
Gregor VII. II. 144.
Greßet, I. 257.
Greville, (Fulk.) II. 285.
Grynäus, (Sim.) I. 304.
Gudius, I. 478.
Guitmundus, II. 139. 155.

Habington, (Will.) II. 293.
Hadrian, II. 195. 196.
Hagedorn, I. 265.
Haller, I. 4. 314. II. 112. 125. 126. 173.
Hammer, (Thom.) II. 281.
Harväus, I. 477.
Havard, II. 306.
Hauſted, (Peter) II. 293.
Hedelin, I. 486.
Heinrich I. II. 166.
Heinrich II. II. 259.
Heinr. IV. II. 264. 266. 267.
Heinrich VI. II. 379. 380.
Heinrich VIII. II. 292. 269.
Heinſius, I. 478.
Heinz, I. 442.
Herodotus, I. 476.
Heräus, I. 216.
Hervey, I. 214.
Heſiodus, I. 176. 177.
Heumann, II. 51.
Heywood, (Jaſper) II. 277.
———, (John) II. 269.
———, (Thom.) II. 281.
Hieronymus, I. 35-37. 159.
Hill, (Aaron) II. 304.
Hobbes, II. 206. 629.
Hogarth, II. 124.
Home, II. 97.
Homer, I. 166. 175-178. 423. II. 198. 216. 225. 241. 246. 247. 283. 639.
Horaz, I. 162-166. 303. II. 174. 199. 206-208. 220. 239.
Huart, II. 533.
Hudemann, II. 63.
Huetius, I. 472.
Hugenius, I. 322.
Hughes, (John) II. 306.
Hume, II. 306.
Hurd, II. 206.

Jakob, (Kön. Engl.) I. 477.
Jak. VI. (Schottl.) II. 287.
Jak. I. II. 271. 281. 284. 285.
Jakob II. II. 298.
Jeruſalem, Vater, I. 191.
—— Sohn, II. 573. u. f.
Jeſajas, II. 180. 237.
Jöcher, I. 274.
John, I. 273.
Johnſon, (Charl.) II. 306.
Johnſon, (Ben) I. 208. II. 279-296.
Jonathan, II. 73. 78.
Jones, II. 306.
Joſeph II. II. 544.
Junge, I. 477.
Jul. Romanus, II. 182. 218.

Käſtner, II. 111. 614.
Karl I. II. 284 - 297.
Karl II. II. 197. 205. 292-300.
Karl XI. II. 379.
Kato, II. 83.
Kauke, II. 67. 68.
Kayſerberger, I. 198.
Keisler, II. 225.
Kem, (Guido) II. 194.
Killegrew, (Thom.) II. 296.
Killegrew, (Will.) II. 296.
Kleiſt, I.. 162. 261. 314. II. 399-400. 406.
Klopſtock, I. 166. 178. 215-231. 376. f. II. 60-69. 173.
Kloſe, II. 202.
Krieger, II. 119.
Kronegk, I. 485.

L'abbe, II. 162.
Lanfrankus, II. 139 - 166.
Lee, (Nat.) I, 123. II. 175. 295.
Leibnitz, I. 471. 478. 480. II. 28. 157. 160.
Leo IX. II. 166.
Leßing. I. 271. 453. II. 65. 71-87. 101. 131. 167. 406. 478. 480. 565. 578.
Lillo, (Georg) II. 305.
Lilly, (John) II. 276.
Limerno Pittocco, II. 223.
Linnäus, II. 124. 472.
Lippi, (Lorenzo) II. 235.
Livius, I. 387. 476. II. 96. 452-455.
Lodde, I. 349.
Logau, (H. W. v.) I. 279.
Logau, (Georg v.) I. 279.
Logau, II. 265 - 294.
Locke, I. 329. II. 304. 379.
Lohenſtein, II. 649.
Longin, II. 208. 215. 221. 639.
Lopez de Vega, I. 9.
Ludwig IV. I. 279.
Ludwig XIV. I. 33. II. 94.
Ludewig, (J. P. v.) I. 471.
Lukan, II. 243.
Lukrez, I. 166. II. 185.
Luther, II. 141. 142. 383. 481. 482. 545.
Lyonet, II. 124.
Lyſias, II. 175.
Lyttelton, (G.) I. 128. 140.

M. D. C. I. 51.
Mabillon, II. 146. 147. 163.
Machiavel, II. 95. 96. 124.
Main, (Jaſper) II. 293.
Major, (Elias) II. 404.
Mairet, I. 137.
Malherbe, II. 192.
Mallet, I. 121. 127. II. 360.
Manley, (Miſtriß) II. 301.
Maria, II. 270. 285.
Maria, (Henriette) II. 292.
Marino, II. 90.
Markham, II. 293.
Marloe, (Chriſt.) II. 282.
Marnix, (Philipp v.) I. 219.
Marsham, I. 161.
Marſilius Ficinus, II. 223.
Marſon, (John) II. 284.
Martene, II. 144. 146. 147. 149. 163.

Martial, I. 284. II. 608.
Maſchy, I. 387.
Maſon, II. 306.
Maßillon, I. 190.
Maßinger, (Ph.) II. 286. 289.
Maupertuis, II. 123. 192.
May, (Thom.) II. 288.
Meil, I. 308.
Meinhardt, II. 97. 98.
Meiſter, I. 272. 273.
Mela, I. 472.
Melitus, I. 177.
Mendoſo, (Antonio de) I. 9.
Merian, I. 315.
Metaſtaſio, II. 192.
Michaelis, (J. D.) II. 520. 522.
Middleton, (Thom.) II. 288.
Miller, (James) II. 305.
Milton, I. 306. 349. 428. II. 10. 175. 184. 199. 218.
Mirabeau, (von) I. 350.
Moliere, I. 30. 41 - 46. 52. II. 95. 119. 560.
Montalvoan, (J. P. de) I. 9.
Mont-Chretieu, II. 649.
Monteſquieu, II. 96.
Montfaucon, II. 164.
Montiano, (Don Auguſtino de, y Luyando) I. 18.
Montmery, I. 102.
Moore, II. 306.
Moreto, (Auguſtin) I. 9.
Morhof, I. 232. 233. 272.
Mornaus, II. 143.
Morot, I. 123.
Morus, (Thom.) II. 270.
Moſes Mendelſſ, II. 585. 594.
Mosheim, I. 191. 196. II. 28. 149. 151. 152. 628.
Motte, (de la) I. 455. 464. II. 173. 192.
Motteaux, (Pet.) II. 301.
Mountfort, (W. II. 298.
Mylius, I. 205. III 101-130.

Nepos, II. 96.
Neuberin, (Frau) I. 207. II. 121. 615.
Newton, I. 329. II. 107.
Nikolas, (Pabſt) II. 141. 145. 153. 166.
Nollet, II. 515.
Nordberg, II. 454.
Norton, (Thomas) II. 273.

Oldfield, I. 123.
Omeis, I. 307.
Opitz, I. 265. 274. 285. II. 393. 395. 402. 406.
Orpheus, II. 187. 188. 190.
Orville, (d') I. 471.
Otway, (T.) II. 175. 240. 295.
Oudinus, II. 163 - 165.
Ovid, II. 181. 248. 250. 558.

Palingenius, I. 162.
Palthen, (von) I. 153. 155. 162 - 165.
Panigarola, (F.) II. 249.
Parnell, II. 176.
Paſchaſius, II. 133. 136. 159.
Patâkus, II. 171.
Pauſanias, II. 458.
Pembrok, (Graf v.) II. 379.
Peterſen, I. 171 - 173.
Petrarcha, I. 162. 164. II. 90. 93. 98. 192.
Peter, (Lord) II. 226.
Phädrus, I. 464.
Philippus v. Span. II. 285.
Philips, (Ambroſe) II. 304.
Philips, (Kath.) II. 297.
Philoxen, II. 83.
Pibrac, II. 287.
Pierre, (St.) I. 165.
Pindar, I. 166. 241 - 253. 376. II. 207. 208.
Piphius, (S. Vin.) I. 470.
Pitt, II. 176.
Plato, I. 35. 180. 438. 479. II. 423. 628. 639.

Plautus, I. 8. 17. 35=37. 41. 52. 381. II. 274. 276. 614.
Plinius, I. 472. II. 458.
Plutarch, I. 423. II. 71. 82. 83.
Polus, II. 239.
Polybius, I. 148. II. 452=455.
Pope, I. 125. 149=151. 294. 311=314. II. 10. 82. 124. 169=256. 272. 281. 304. 305
Porphyrius, II. 474.
Praxiteles, I. 135.
Pribr, I. 294=305. II. 176.
Probſt, (Peter) I. 204.
Pryne, (Will.) II. 293.
Pulci, (L.) II. 223.
Pythagoras, I. 327.

Quin, I. 128. 140.
Quintilian, II. 175. 187. 192. 194. 553. 636.

Rabelais, I. 216. 218.
Racine, I. 138. 143. 209. 386. II. 94. 199. 201. 205.
Ramler, I. 271. 349.
Randolf, (Thom.) II. 286.
Raphael, II. 91. 199. 218.
Ratramnus, II. 133.
Ravenskraft, (Edw.) II. 300.
Reaumür, II. 124.
Regnard, I. 88.
Reimann, I. 326.
Remond v. St. Albine, I. 18. 59=119.
Reß, II. 447.
Riccoboni, älter, II. 260=262. 274.
Riccoboni, I. 17. 18.
Richard I. II. 259.
Richard II. II. 263.
Rocheſter, II. 295.
Rojas, (Franciſco de) I. 9.
Roſcius, I. 12.
Roſenblüt, (Hans) I. 204.
Rouſſeau, II. 82. 192.
Rowe, (Nik.) I. 152. 432. II. 245. 281. 291. 302.
Rosley, (Will.) II. 283=289.
Roxas, (de) II. 533.
Roye, (de) II. 162.
Ruäus, I. 321.
Rubens, II. 182.
Ruhig, I. 262.
Rutter, (Joſ.) II. 293.

Sack, I. 168. 191.
Sachſe, (Hans) I, 204.
Sackville, [Thom.] II. 270.
Saintonge, [Gillot de] I. 409
Salazar, [Chriſtoval de Mardones] II. 223.
Sallier, II. 88.
Santos, II. 176.
Sappho, II. 250.
Saul, II. 73. 78.
Scaurus, I. 486.
Schannat, I. 471.
Scheffer, I. 261.
Schirley, [James] II. 295.
Schlegel [E. J.] I. 343. 494.
Schlegel, [J. H.] II. 644.
Scotus, [Joh.] II. 159. 162.
Schloſſer, II. 560.
Schmid, II. 131. 135.
Schmidt, [Sebaſt.] II. 51.
Scultetus, [Andr.] II. 391=406.
Sedley, [Ch.] II. 297. 298.
Selnecker, II. 142.
Seneka, II. 98. 243. 277. 287.
Seneka, [Trag.] I. 8. 18.
Sidney, [Phil.] I. 304. II. 276. 278. 285.
Sigebertus Gemblacenſis, II. 139.
Shadwell, [T.] II. 296. 301.
Shaftsbury, I. 165. 180. 189. II. 203. 217. 628.
Shakeſpear, I. 9. 208. 209. 386. II. 10. 94. 175. 193. 199. 219. 220. 228. 230. 235. 240. 279. 280. 282=284. 290. 560.
Smith, [Edmund] II. 304.

Sokrates, I. 176-180. 187. II. 64.
Solon, II. 71. 513. 514.
Sophokles, I. 8. 209. 486. II. 193. 238. 305.
Spalding, II. 628.
Spanheim, I. 478.
Spate, I. 292.
Spence, [Joſeph] II. 273.
Spencer, I. 122. 130. 311.
Spener, [P. J.] I. 471.
Spenſer, II. 10. 175. 177. 199. 276. 284.
Spinoza, I. 327. 328.
Steele, [Rich.] II. 195. 303.
Stephanides, II. 259. 261.
Stirling, [Graf v.] II. 286.
Suidas, II. 73. 81. 82.
Suckling, [John] II. 289.
Sulzer, II. 628.
Swift, II, 173. 176.

Tacitus, I. 387. 476. II. 96. 243. 452-455.
Taſſo, II. 90. 218.
Taſſoni, [Adeſ.] II. 222-225.
Tate, [Nahum] II. 301.
Terenz, I. 8. II. 614.
Tertullian, II. 523. 527. 529. 536.
Theobald, [Lew.] II. 281. 305
Theokrit, I. 151. 152. 166. 241. II. 177. 179.
Theophraſt, II. 614.
Thomſon, [James] I. 18. 120-141. 162. 214. 333. II. 184. 185. 304. 632. 644.
Tillotſon, I. 192.
Titian, II. 184.
Triſino, I. 138. II. 648.
Trüblet, I. 190-192.
Tſchernings, I. 274. 285. II. 405

Vanbrugh, [J.] I. 9. II. 303.
Vida, II. 201.
Vignoles, I, 470.
Virgil, I. 151. 152. 216. 299. 305. 319-321. II. 177-199. 217. 239. 242. 247. 639.
Vitruvius, I. 474. II. 458.
Voltaire, I. 17. 28. 30. 210. II. 175. 192. 244. 300. 303. 305. 454.
Vopiſcus, II. 454.
Voſſius, I. 478. 481.
Urfey, [Thom.] II. 301.
Utz, I. 166. 167.

Waller, II. 176.
Walſch, II. 218. 219.
Warburton, II. 209. 247. 281. 419.
Webſter, II. 285. 293.
Weſſington, I. 129.
Weiſe, [Chriſt.] I. 4. 196. — [C. Fel.] I. 484. n. f.
Werenfels, [S.] I. 17.
Wernike, I. 272.
Weſtphale, II. 142.
Whithead, II. 306.
Wieland, I. 166-202. 421. 441
Winkelmann, II. 633.
Wolf, I. 461. II. 28. 485.
Wood, II. 282.
Wren, [Chriſt.] II. 387-389.
Wycherley, [Will.] II. 300.

Xenophon, I. 148. 176-179. II. 639.

Young, I. 294. 314. 349. II. 172. 174. 306.

Zacharia, II. 393. 406.
Zarate, [Fernando de] I. 9.
Zeſen, I. 286.
Zigra, II. 483.
Zimmermann, I. 199.
Zwingli, II. 141-142.

Einige auffallende Druckfehler, um deren Verbeſſerung man bittet.

Pag.	9	Lin.	17	für Viſiſikateur,	lies Verſifikateur.
—	10	—	4	— progidy,	— prodigy.
—	86	—	12	— δειγμα	— δειγμα.
—	173	—	7	— mon	— man.
—	192	—	19	— poëta	— poëtæ.
—	553	—	13	— enſthaft	— ernſthaft

— 557 und 559 kommt das Wort Stil öfters vor und ſollte Styl geſchrieben ſtehen ! ꝛc.

54653538